

Memoiren
Joseph Garibaldi's.

Herausgegeben

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übertragen

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Erster Band.

Dritte Auflage.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco,
Zimmerstraße Nr. 94.

Memoiren Joseph Garibaldi's.

Herausgegeben

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übertragen

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Erster Band.

Dritte Auflage.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco,
Zimmerstraße Nr. 94.

Memorien

Joseph Carl Friedrich

Grundriss

von

Alexander Dumas

Das dem Kaiserlichen Hofe zu Berlin

von

Stallmeister Carl Friedrich

Carl Dumas

Carl Dumas



Inhalts - Verzeichniß des ersten Bandes.

	Seite
Kap. 1. Meine Eltern	3
„ 2. Meine ersten Jugendjahre	6
„ 3. Meine ersten Reisen	8
„ 4. Meine Weihe	11
„ 5. Die Ereignisse von Saint-Julien	15
„ 6. „Der Gott der guten Leute“	20
„ 7. Ich trete in die Dienste der Republik Rio-Grande	25
„ 8. Corsar	29
„ 9. La Plata	34
„ 10. Die östlichen Ebenen	36
„ 11. Die Dichterin	39
„ 12. Der Kampf	42
„ 13. Louis Carniglia	45
„ 14. Die Gefangenschaft	46
„ 15. Das Hängespiel	50
„ 16. Reise in der Provinz Rio-Grande	53
„ 17. Die Lagune von Los-Patos	56
„ 18. Ausrüstung der Lancionen zu Camacua	58
„ 19. Die Estancia della Barra	61
„ 20. Expedition nach Santa-Catharina	68
„ 21. Abreise und Schiffbruch	71
„ 22. Johann Griggs	77
„ 23. Santa-Catharina	80
„ 24. Eine Frau	82
„ 25. Die Reise	84
„ 26. Die Blünderung Imerui's	88
„ 27. Neue Kämpfe	91
„ 28. Zu Pferde	94

	Seite
Kap. 29. Der Rückzug	101
„ 30. Aufenthalt zu Lages und in seiner Umgegend	104
„ 31. Schlacht am Taquari	107
„ 32. Sturm auf San-Jose	114
„ 33. Anita	117
„ 34. Rosetti	125
„ 35. Die Pecada das Antas	128
Die brasilianische Revolution	134
„ 36. Rinderheerdenführer	136
„ 37. Professor der Mathematik und Waarenmäkler	145
Montevideo	147
Rosas	162
Manuel Oribe	187
„ 38. Ich sprengte meine Schiffe in die Luft	196
„ 39. Man bildet Legionen	200
„ 40. Der Oberst Meyra	204
„ 41. Uebergang über die Boyada	207
„ 42. Die italienische Legion verweigert die Annahme der ihr angebotenen Ländereien	209
„ 43. Rivera fällt in Ungnade	212
„ 44. Englisch-französische Intervention	216
„ 45. Gefecht bei Salto-San-Antonio	222
„ 46. Ich schreibe an den Papst	231
„ 47. Ich kehre nach Europa zurück. Muzani's Tod	235
„ 48. Noch etwas von Montevideo	241

Meine Eltern.

Ich bin am 22. Juli 1807 zu Nizza, nicht nur in demselben Hause, sondern auch in demselben Zimmer geboren, in dem Massena zur Welt kam. Wie man sagt, war der berühmte Marschall der Sohn eines Bäckers, und noch heute ist im Erdgeschoß des Hauses eine Bäckerei.

Ehe ich aber von mir selbst spreche, gestatte man mir, ein Wort über meine vortrefflichen Eltern zu sagen, deren ehrenwerther Charakter und innige Zärtlichkeit so großen Einfluß auf meine Erziehung und natürlichen Anlagen hatten.

Mein Vater, Dominique Garibaldi, aus Chiavari gebürtig, war der Sohn eines Seemannes und selbst Seemann; seine Augen erblickten schon, als sie sich zuerst erschlossen, das Meer, auf dem er fast sein ganzes Leben zubringen sollte. Es ist wahr, er besaß nicht die Kenntnisse, wie mancher Andere seines Standes, besonders nicht, wie heut zu Tage; er hatte seine nautische Ausbildung nicht in einer besonderen Schule, sondern nur auf den Schiffen meines Großvaters erhalten. Später kommandirte er ein eigenes Schiff und stets hat er sich ehrenvoll zu benehmen gewußt. Sein Vermögen war einer Menge von Zufällen unterworfen, theils glücklichen, theils unglücklichen, und oft habe ich gehört, er hätte uns mehr hinterlassen können, als geschehen ist.

Was das aber anbetrifft, so thut es nicht viel zur Sache. Mein armer Vater war freigebig genug, ein so mühsam erworbenes Geld auszugeben, wie er es gerade verstand, und ich bin ihm für das Wenige, das er mir hinterlassen, deshalb nicht weniger dankbar; übrigens zweifle ich nicht im Mindesten daran, daß von allem Gelde, das er in den Wind geworfen, er das, welches er auf meine Erziehung verwandte, mit dem größten Vergnügen ausgegeben hat, obgleich diese Erziehung eine schwere Last für seine Vermögensumstände war.

Glaube man deshalb aber nicht, daß meine Erziehung im Mindesten aristokratisch gewesen sei. Nein, mein Vater ließ mich weder turnen, noch fechten, noch reiten. Das Turnen lernte ich, indem ich in die Wanten hinauffletterte und mich am Tauwerk wieder hinabgleiten ließ, das Fechten, indem ich meinen Kopf vertheidigte und mir Mühe gab, den Anderer auf das Beste zu treffen, und das Reiten, indem ich mir ein Beispiel an den ersten Reitern der Welt, den Gauchos, nahm.

Das einzige körperliche Exercitium meiner Jugend — und nicht einmal dabei hatte ich einen Lehrer — war das Schwimmen; wann und wie ich es lernte, weiß ich nicht mehr, mir kommt es vor, als hätte ich es immer gekonnt und wäre als Amphibie geboren worden. Obgleich ich, wie Alle, die mich kennen, wissen, durchaus keine Lust habe, mein eigener Lobredner zu werden, kann ich doch gerade heraus sagen, daß ich einer der tüchtigsten Schwimmer bin, die existiren; man kann es mir also auch gar nicht hoch anrechnen, wenn man das Zutrauen, das ich in mich selbst setze, erwägt, daß ich nie gezögert habe, in das Wasser zu springen, um das Leben eines meiner Mitmenschen zu retten. Ließ mich mein Vater übrigens nicht alle diese Geschicklichkeiten erlernen, so war das mehr ein Fehler der Zeit, als sein eigener. Zu jener traurigen Zeit waren die Priester unbeschränkte Herren

in Piemont und ihre beständigen Bemühungen, ihre emsigste Arbeit zielte eher dahin, aus den jungen Leuten unnütze, nichtsthuerische Mönche, als Bürger zu machen, die unserem unglücklichen Vaterlande zu dienen im Stande waren. Bei der zärtlichen Liebe, die uns mein armer Vater zutrug, fürchtete er auch das Schlimmste in späterer Zeit für uns von jedem Studium.

Meine Mutter, Rosa Ragiundo, war, wie ich mit Stolz bekenne, das Muster aller Frauen; freilich soll das jeder Sohn, wie ich, von seiner Mutter sagen, Keiner wird es aber mit mehr Ueberzeugung aussprechen können.

Eine der bitteren Seiten meines Lebens, und zwar nicht die geringste, ist und wird immer sein, daß ich sie nicht habe glücklich machen können, daß ich im Gegentheil ihre letzten Tage in Trauer und Schmerz versenkt habe. Gott allein kennt die Angst, die ihr mein abenteuervolles Leben bereitet hat, denn er allein kennt auch die Unermeßlichkeit ihrer Liebe für mich. Wenn es schöne Gefühle meines Herzens giebt, so bekenne ich laut, daß ich sie nur von ihr habe; ihr engelgleiches Wesen mußte nothwendig auch einen Strahl auf mich werfen. Verdanke ich nicht ihrem Mitgeföhle für das Unglück, ihrer Theilnahme an den Leiden Anderer diese große Liebe — ich will noch mehr sagen: diese tiefe Hingebung für das Vaterland, die mir die Zuneigung und Sympathie meiner unglücklichen Landsleute gewonnen hat?

Ich bin gewiß nicht abergläubig, dennoch versichere ich, daß ich sie in den furchtbarsten Lagen meines Lebens, wenn der Ocean unter dem Kiele und gegen die Planken meines Schiffes schäumte, daß er wie ein Kork hob, wenn die Geschützflugeln mir wie Sturmwind am Ohre vorübersauften und die Flintenflugeln wie Hagel um mich niederfielen, beständig vor mir sah, knieend, in ihr Gebet verunken, vor dem Höchsten gebeugt, den sie für mich anrief, das Kind ihres Herzens; und was mir den Muth, über den man

zuweilen gestaunt hat, gab, ist die Ueberzeugung, daß mir nie ein Unglück zustossen könne, wenn eine so fromme Frau, ein solcher Engel, für mich betete.

2.

Meine ersten Jugendjahre.

Meine Jugendjahre brachte ich wie alle Kinder hin, unter Lachen und Weinen, mehr dem Vergnügen, als der Arbeit zugethan, mehr der Zerstreuung, als dem Studium; so zog ich aus den Opfern, die mir meine Eltern brachten, nicht den Vortheil, wie ich es gekonnt hätte, wäre ich klüger gewesen. Ich war guten Herzens, ein Geschenk Gottes und meiner Mutter, und immer bin ich gern dem Zuge dieses guten Herzens gefolgt. Ich hatte stets ein tiefes Mitgefühl für alles, was klein, schwach und leidend war; dieses Mitleid erstreckte sich bis auf die Thiere oder fing vielmehr bei ihnen an. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages eine Grille fand und auf mein Zimmer trug; hier riß ich ihr, als ich mit ihr spielte, aus Ungeschicklichkeit oder vielmehr aus kindischem Unverstande ein Bein aus, und mein Schmerz darüber war so groß, daß ich mich mehrere Stunden lang einschloß und bitterlich weinte.

Als ich ein anderes Mal mit einem meiner Bettern auf die Jagd ging, blieb ich am Ufer eines tiefen Baches stehen, in dem die Wäscherinnen zu waschen pflegten und wo gerade eine arme Frau damit beschäftigt war. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber sie fiel in das Wasser. So klein wie ich war — ich zählte damals kaum acht Jahre — sprang ich in das Wasser und rettete sie. Ich erzähle dies nur,

um zu beweisen, wie natürlich mir dieses Gefühl ist, das mich treibt, meinen Nebenmenschen zu helfen, und wie ich eigentlich wenig Verdienst dabei habe, wenn ich ihm folge.

Von den Lehrern, die ich in jener Lebensperiode hatte, habe ich dem Vater Giovanni und Herrn Arena eine besonders dankbare Anhänglichkeit bewahrt.

Bei dem Ersteren machte ich keine großen Fortschritte, da ich immer mehr Neigung zum Spielen und Bagabondiren als zur Arbeit hatte, wie ich schon sagte. Besonders mache ich mir noch jetzt einen Vorwurf daraus, daß ich das Englische nicht gelernt habe, wie es in meiner Macht lag, ein Vorwurf, der sich bei allen Gelegenheiten, wo ich mit Engländern zusammentraf — und diese waren häufig — stets wieder geltend machte. Da Vater Giovanni zum Hause und gewissermaßen zur Familie gehörte, litten meine Lehrstunden unter der großen Familiarität, in der ich zu ihm stand. Dem zweiten, einem ausgezeichneten Lehrer, verdanke ich das Wenige, was ich weiß, besonders bin ich ihm ewig dankbar dafür, daß er mich durch die fortwährende Lektüre der römischen Geschichte in meine Muttersprache so vollständig eingeweiht hat.

In Italien hat man oft den Fehler begangen — besonders in Nizza, wo die Nachbarschaft Frankreichs auf die Erziehung Einfluß hat — die Kinder nicht in der Sprache und den Angelegenheiten des Vaterlandes zu unterrichten. Ich danke also dieser ersten Lektüre unserer Geschichte und den Bemühungen meines ältesten Bruders Angelo, mir dieses Studium sowie das unserer schönen Sprache zu empfehlen, das Wenige, das ich von historischer Wissenschaft und Leichtigkeit der Ausdrucksweise im Sprechen gelernt habe.

Ich schließe diese erste Periode meines Lebens mit der Erzählung einer Begebenheit, die, obgleich an und für sich unwichtig, eine Idee von meinen Anlagen zum Abenteuererleben giebt.

Der Schule müde und von meiner sitzenden Lebensweise leidend, schlug ich eines Tages einigen meiner Schulkameraden vor, nach Genua zu entfliehen. Wie gesagt, so gethan. Wir machten ein Fischerboot los und schwammen gen Osten; wir waren schon auf der Höhe von Monaco, als ein Corsar, ein Abgesandter meines vortrefflichen Vaters, uns kaperte und ganz beschämt in unsere elterlichen Häuser zurückbrachte. Ein Abbé, der uns gesehen, hatte uns verrathen; daher schreibt sich auch wahrscheinlich meine geringe Sympathie für die Abbé's.

Meine Abenteuerergenossen waren, so weit ich mich erinnere, Caesar Parodi, Raffaello de Andreis und Celestino Bermond.

3.

Meine ersten Reisen.

„O Frühling, Jugendzeit des Jahres! O Jugend, Frühling des Lebens!“ hat Metastasius gesagt; ich möchte hinzufügen: „Wie Alles doch unter der Sonne der Jugend und des Frühlings schön wird!“

Von dieser prächtigen Sonne verklärt erschienst Du mir, o schöne Costanza, das erste Schiff, auf dem ich über das Meer strich. Deine starken Planken, Dein schlankes und leichtes Mastenwerk, Dein geräumiges Verdeck, Alles bis auf das weibliche Brustbild am Gallion, wird auf ewig mit den unauslöschlichen Zügen meiner jugendlichen Phantasie in meiner Erinnerung eingetragen bleiben! Wie Deine Matrosen, liebe und theure Costanza, sich graziöse über ihre Ruder beugten, wahrhafte Typen unserer unerschrockenen

Ligurier! Mit welcher Freude wagte ich mich nicht auf den offenen Gang des Hinterdecks, um ihre Volkslieder und harmonischen Gesänge zu belauschen! Sie sangen Liebeslieder, Niemand lehrte sie damals andere; so unbedeutend sie waren, rührten sie, berauschten sie mich. O, hätten diese Lieder dem Vaterlande gegolten, so würden sie mich begeistert, närrisch gemacht haben! Wer aber sagte ihnen damals, daß es ein Italien gäbe? Wer hätte sie gelehrt, daß wir ein Vaterland zu rächen und zu befreien hätten? Nein, nein, wir wurden erzogen und wuchsen heran wie die Juden, wir wurden in dem Glauben erhalten, das Leben habe nur einen Zweck: Geschäfte zu machen.

Während ich glücklich von der Straße aus das Schiff betrachtete, auf dem ich mich einschiffen sollte, schnürte meine Mutter weinend mein Reisebündel.

Es war ja aber auch mein Beruf, die Meere zu durchkreuzen. Mein Vater hatte sich Dem nach Kräften widersetzt, der vortreffliche Mann wünschte, daß ich eine friedliche und gefahrlose Laufbahn betrete, daß ich Priester, Advokat oder Arzt würde; aber meine Hartnäckigkeit besiegte ihn, seine Liebe beugte sich vor meinem jugendlichen Eigenwillen, und ich schiffte mich auf die Brigantine „Costanza“, Capitain Angelo Pesante, der kühnste Seemann, den ich je gekannt, ein. Wenn unsere Marine den Aufschwung genommen hätte, den man hoffen durfte, so würde Capitain Pesante zum Kommando eines unserer ersten Kriegsschiffe berechtigt und gewiß Niemand ein zuverlässigerer Schiffsführer als er gewesen sein. Pesante hat nie ein Geschwader kommandirt; man erinnere sich aber an ihn, und er wird bald eine Flotte von den kleinen Barken an bis zu den Dreideckern geschaffen haben; wird es jemals dahin kommen, wird er eine solche Mission erhalten, so stehe ich dafür, daß er dem Vaterlande Nutzen und Ruhm bringen wird.

Ich machte meine erste Reise nach Odessa; seitdem sind

solche Reisen so gewöhnlich und leicht geworden, daß es überflüssig ist, sie zu schildern.

Meine zweite Reise ging nach Rom, aber dieses Mal mit meinem Vater; er war während meiner ersten Abwesenheit so beunruhigt gewesen, daß er, da ich nun einmal durchaus zur See fahren wollte, mit mir zu reisen beschlossen hatte.

Wir bestiegen seine eigene Tartane, die „Santa Reparata.“

Ach Rom! welche Freude, nach Rom zu reisen! Ich sagte bereits, wie sich auf den Rath meines Bruders und die Bemühungen meines würdigen Lehrers meine Studien nach dieser Richtung hin gewandt hatten. Rom! was war das für mich, den glühenden Alterthumsschwärmer, anders, als die Hauptstadt der Welt? — Eine entthronte Königin! — aber ihre unermesslichen, gigantischen, erhabenen Ruinen, dieses glanzvolle Gespenst, die Erinnerung an alles, was ehemals groß war! — und nicht allein die Hauptstadt der Welt, sondern auch die Wiege dieser heiligen Religion, welche die Sklavenketten zerbrochen, die Menschheit geädelt, die bisher mit Füßen getreten worden — dieser Religion, deren erste und wahre Apostel Nationen gebildet, Völker emanzipirt haben. Das Rom, das ich in meinen Jugendträumen sah, war nicht allein das Rom der Vergangenheit, auch das Rom der Zukunft, das in seinem Busen die wiedergebärende Idee eines durch die Eifersucht der Mächte verfolgten Volkes trug, weil dieses groß geboren war und an der Spitze der Völker stand, die es zur Civilisation geführt hat.

O Rom! wenn ich an sein Unglück, an seine Erniedrigung, an sein Märtyrerkthum dachte, wurde es mir heilig und theuer über Alles in der Welt. Ich liebte es mit der ganzen Stärke meiner Seele, nicht allein in den stolzen Kämpfen seiner Größe während so vieler Jahrhunderte, auch in

den kleinsten Begebenheiten, die ich in meinem Herzen wie einen kostbaren Schatz auf sammelte.

Weit entfernt davon, nachzulassen, ist meine Liebe für Rom durch Entfernung und Verbannung nur gewachsen. Oft, sehr oft habe ich auf der anderen Seite der Meere, dreitausend Meilen von da, den Allmächtigen angefleht, es wiedersehen zu dürfen. Kurz, Rom war für mich Italien, weil ich Italien nur in der Vereinigung seiner zerstreuten Glieder sehen kann und weil Rom für mich das vorzüglichste Symbol der italienischen Einigkeit ist.

4.

Meine Reise.

Einige Zeit hindurch machte ich mit meinem Vater Küstenfahrten, dann ging ich nach Cagliari auf die Brigantine „Aetna“, Capitain Joseph Gervino.

Auf dieser Reise wurde ich Zeuge eines schrecklichen Unfalls, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Bei der Rückkehr von Cagliari segelten wir auf der Höhe von Cap Noli mit einigen anderen Fahrzeugen zusammen, worunter eine schöne katalonische Feluke war. Nach zwei oder drei Tagen des herrlichsten Wetters fühlten wir einige Stöße des Windes, den wir Seeleute den Libieno nennen, weil er über die lybische Wüste gestrichen ist, ehe er auf das Mittelmeer kam. Unter ihm ging die See bald höher und dann blies er so wüthend, daß er uns unwiderstehlich gegen Bado hintrieb.

Die katalonische Feluke, von der ich eben sprach, hielt sich anfangs bewundernswürdig, und ich nehme keinen An-

stand zu behaupten, daß mit Rücksicht auf das Wetter, das wir nach dem damaligen noch zu erwarten hatten, Keiner von uns nicht lieber an Bord dieser Feluke, als auf seinem Schiff zu sein gewünscht hätte. Aber das arme Schiff sollte uns bald ein sehr schmerzliches Schauspiel geben: eine furchtbare Welle warf es um, und kurz darauf sahen wir auf der abschüssigen Fläche seines Decks nur noch einige Unglückliche, die ihre Hände nach uns ausstreckten, bald aber durch eine noch schrecklichere Welle als die erste fortgespült wurden. Diese Katastrophe fand an unserer Steuerbordseite statt, und wirklich war es ganz unmöglich, den unglücklichen Schiffbrüchigen zu helfen; die andern uns begleitenden Fahrzeuge befanden sich ganz in derselben Lage. So kamen neun Menschen einer Schiffmannschaft elend vor unsern Augen um; selbst den Härtesten traten ein paar Thränen in die Augen, wurden aber bald durch das Gefühl unsrer eigenen Gefahr wieder getrocknet. Als ob die bösen Mächte durch dieses Menschenopfer besänftigt worden seien, kamen die andern Fahrzeuge ohne jeden bösen Zufall nach Bado.

Von Bado segelte ich nach Genua und von hier nach Nizza zurück.

Hierauf machte ich eine Reihe von Reisen nach der Levante, und dreimal wurden wir dabei von Seeräubern gefapert und ausgeplündert. Dies passirte auf einer Reise zweimal und machte die zweiten Räuber wüthend, da sie nichts mehr fanden, was sie uns rauben konnten. Hierbei lernte ich auch zuerst, mit der Gefahr vertraut zu werden, und machte die Erfahrung, daß ich, ohne gerade ein Nelson zu sein, Gott sei Dank! wie er fragen konnte: „Was ist denn eigentlich Furcht?“

Bei einer dieser Reisen auf der Brigantine „Cortese“, Capitain Barlasemeria, mußte ich zu Konstantinopel frank zurückbleiben; das Schiff war gezwungen, unter Segel zu gehen, und da die Krankheit sich mehr in die Länge zog, als

ich erwartet hatte, kam ich mit meinem Gelde sehr in Verlegenheit. In welch' peinlicher Lage ich mich auch je befunden habe, von welchem Nachtheil ich auch je bedroht gewesen bin, habe ich mich doch immer sehr wenig der Betrübniß hingegeben, denn stets habe ich das Glück gehabt, einer mitleidigen Seele zu begegnen, die sich für mich interessirte. Unter diesen giebt es eine, die ich nie vergessen werde; es ist die gute Madame Louise Sauvaigo aus Nizza, eine treffliche Frau, die mich zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß meine Mutter und sie die vollkommensten Frauen der Welt seien. Sie war das Glück ihres Mannes, eines ausgezeichneten Menschen, und erzog mit bewunderungswürdiger Einsicht die ganze kleine Familie.

Warum erwähne ich ihrer hier? ich weiß es eigentlich nicht. Da es aber einmal geschehen, so will ich sagen: weil ich schreibe, um einem Bedürfnisse meines Herzens zu folgen, und mir dieses Herz diktirt.

Der damals zwischen der Pforte und Rußland ausgebrochene Krieg trug dazu bei, meinen Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt zu verlängern. Zu dieser Zeit, gerade in dem Augenblicke, wo ich nicht wußte, wovon ich am andern Tage leben solle, wurde ich als Lehrer bei der verwittweten Madame Timoni angestellt; die Empfehlung des Herrn Diego, Doktor der Medizin, hatte mir dieses Amt verschafft und ich danke ihm hiermit für den Dienst, den er mir damals erwiesen hat. Ich trat als Erzieher dreier Knaben in dieses Haus und blieb darin mehrere Monate, nach deren Ablauf ich mich wieder auf die Brigantine „Notre-Dame-de-Grace“, Capitain Casabona, einschiffte.

Dies war das erste Schiff, auf dem ich als Capitain befehligte.

Ueber meine ferneren Reisen will ich mich nicht mehr weiter auslassen und nur sagen, daß ich, immer von einer tiefen Vaterlandsliebe getrieben, in keiner Lage meines

Lebens aufhörte, sowohl bei Menschen als Ereignissen und selbst aus Büchern nach den Geheimnissen einer Wiedergeburt Italiens zu forschen, bis zu meinem vierundzwanzigsten Jahre aber blieb mein Suchen vergeblich und ich quälte mich dabei unnöthigerweise.

Endlich fand ich auf einer Reise nach Taganrog auf meinem Schiffe einen italienischen Patrioten, der mir zuerst eine Kenntniß von der Art und Weise der italienischen Zustände gab. Es gab noch einen Hoffnungsschimmer für unser unglückliches Vaterland.

Ich behaupte laut: Christoph Columbus, als er, mitten im atlantischen Ocean verloren, durch seine Gefährten bedroht, die er nur noch um drei Tage gebeten hatte, gegen Ende des dritten den Ruf: „Land!“ hörte, war nicht glücklicher als ich, sobald ich das Wort „Vaterland“ vernahm und am Horizonte den ersten Leuchthurm sah, den die französische Revolution von 1830 angezündet hatte.

Es gab also doch noch Menschen, die sich mit der Wiederherstellung Italiens beschäftigten?

Noch von einer anderen Reise, die ich an Bord der „Glorinde“ machte, eines Fahrzeuges, das eine Schaar der Saint-Simonisten, unter Führung Emil Barraults, nach Konstantinopel führte. Ich hatte bisher wenig von dieser Sekte sprechen hören und wußte nur, daß diese Leute die verfolgten Apostel einer neuen Religion seien. Ich näherte mich ihrem Führer und stellte mich ihm als italienischer Patriot vor.

Hier nun in diesen schimmernden Nächten des Orients, die, wie Chateaubriand sagt, nicht Finsterniß, sondern nur Abwesenheit des Lichtes sind, unter diesem mit Sternen besäeten Himmel, auf diesem Meere, dessen kühler Wind uns großherzige Eingebungen zuzuwehen scheint, besprachen wir nicht allein die engen Nationalitätsfragen, auf die sich bis dahin mein Patriotismus beschränkt hatte, auf Italien, auf

seine einzelnen Provinzen bezügliche Fragen, sondern auch die große Frage der ganzen Menschheit.

Zuerst bewies mir der Apostel, daß der Mann, der sein Vaterland vertheidigt oder das Andern angreift, im ersteren Falle nur ein frommer Soldat, im zweiten ein ungerechter ist, daß der Mann aber, der sich zum Kosmopoliten macht und Degen und Blut jedem Volke zum Kampfe gegen die Tyrannei anträgt, mehr als ein Soldat ist, nämlich ein Held.

Neue Ideen regten sich jetzt in meinem Geiste und mit dieser Aufklärung sah ich in einem Schiffe nicht mehr ein befrachtetes Lastfahrzeug, die Produkte eines Landes gegen die des andern auszutauschen, sondern den geflügelten Boten, der das Wort des Herrn und das Schwert des Erzengels trägt. Begierig auf Erlebnisse und Neuigkeiten war ich gereist und fragte mich nun, ob dieser unwiderstehliche Beruf, den ich einfach für den eines Capitains zu langen Reisen gehalten hatte, mir nicht einen noch unentdeckten Horizont enthüllen würde.

Ich sah jetzt diesen Horizont mitten durch die Wellen hindurch und im fernen Nebel der Zukunft.

5.

Die Ereignisse von Saint-Dulien.

Das Schiff, auf dem ich dieses Mal aus dem Orient zurückkehrte, war nach Marseille bestimmt. Hier angekommen, hörte ich von der mißglückten Revolution Piemonts und den Füsiliaden von Chambery, Alessandria und Genua.

In Marseille machte ich Bekanntschaft mit einem ge-

wissen Covi und dieser führte mich bei Mazzini ein. Damals ließ ich mir noch nicht die große Gemeinschaft der Prinzipien einfallen, die mich eines Tages mit Letzterem vereinigen würde. Niemand kannte damals schon diesen festen, unerschütterlichen Denker, den Nichts in dem unternommenen Werke zu entmuthigen vermag, nicht einmal die Undankbarkeit.

Bei dem Falle Andreas Bocchieri's hatte Mazzini ein wahres Kriegsgeschrei erhoben. Er hatte in dem „jungen Italien“ geschrieben:

„Italiener! Wenn wir unseres Namens würdig bleiben wollen, so ist jetzt der Tag gekommen, unser Blut mit dem der piemontesischen Märtyrer zu mischen.“

Man durfte solche Dinge im Jahre 1833 in Frankreich nicht ungestraft aussprechen. Einige Zeit, nachdem ich ihm vorgestellt war und ihm gesagt hatte, daß er auf mich zählen könne, wurde Mazzini, der ewig Proscribirte, genöthigt, Frankreich zu verlassen und sich nach Genua zurückzuziehen.

Wirklich schien damals die republikanische Partei in Frankreich vollständig vernichtet; es war ungefähr ein Jahr nach dem 5ten Juni, einige Monate nach dem Prozesse der Kämpfer im Kloster Saint-Merri.

Mazzini hatte diesen Moment zu einem neuen Versuche gewählt. Die Patrioten erwiederten, daß sie bereit seien, verlangten aber einen Chef.

Man dachte an Ramorino, dessen Ruhm noch von seinen polnischen Kämpfen her strahlte.

Mazzini billigte diese Wahl nicht; sein gleich thätiger und tiefer Geist nahm ihn gegen die zauberische Verblendung großer Namen ein; aber die Mehrheit wollte Ramorino und Mazzini gab nach.

Nach Genua berufen, nahm Ramorino das Kommando über die Expedition an. In der ersten Conferenz mit Mazzini kamen sie überein, daß zwei republikanische Kolonnen

sich auf Piemont werfen sollten, eine von Savoyen, die andere von Genf her.

Ramorino erhielt vierzigtausend Francs für die Kosten der Expedition und reiste mit einem Sekretär Mazzini's ab, der den Auftrag hatte, über den General zu wachen.

Alles das geschah im September 1833; die Expedition sollte im Oktober stattfinden.

Aber Ramorino zog die Sache so in die Länge, daß er erst im Januar 1834 bereit war. Trotz aller Ausflüchte des polnischen Generals blieb Mazzini fest. Endlich setzte er am 31. Januar Ramorino den letzten Termin und vereinigte sich noch mit zwei andern Generalen und einem Adjutanten zu Genf mit ihm.

Die Zusammenkunft war traurig und durch düstere Anzeichen gestört. Mazzini schlug vor, das Dorf Saint-Julien, wo sich die savoyischen Patrioten und die französischen Republikaner, die sich der Bewegung angeschlossen hatten, vereinigen würden, militairisch zu occupiren; dort wollte man das Banner der Revolution erheben.

Ramorino stimmte diesem Vorschlage bei; die beiden Kolonnen sollten sich an demselben Tage in Marsch setzen, die eine von Carouge aus, die andere von Nyon; letztere sollte über den See setzen, um sich auf der Straße von San Giuliano mit ersterer zu vereinigen. Ramorino behielt den Befehl über die erste Kolonne, die zweite stand unter Kommando des Polen Grabsky.

Die Regierung von Genf, die sich einerseits mit Frankreich, andererseits mit Piemont zu erzürnen fürchtete, sah diese Bewegung ungünstig an. Sie wollte sich dem Abmarsche der Kolonne von Carouge, die Ramorino befehligte, widersetzen, aber das Volk erhob sich und erzwang den Abmarsch.

Anders war es zu Nyon. Zwei Schiffe, eines mit den

Menschen, das andere mit den Waffen, ging unter Segel. Ein zu ihrer Verfolgung ausgesandtes Regierungs-Dampfschiff belegte die Waffen mit Beschlag und arretirte die Menschen. Als Ramorino die Kolonne, die sich mit ihm vereinigen sollte, nicht ankommen sah, zog er an der Küste des See's entlang, anstatt seinen Weg auf San Giuliano fortzusetzen.

Lange marschirte man, ohne zu wissen, wohin; Niemand kannte die Absichten des Generals, die Kälte war scharf, die Wege abscheulich. Außer einigen Polen bestand die Kolonne aus italienischen Freiwilligen, die ungeduldig auf den Kampf waren, von der Länge und den Strapazen des Marsches aber leicht ermüdeten. Die italienische Fahne wurde durch ein paar arme Dörfer getragen, kein freundlicher Ruf begrüßte sie, man begegnete nur Neugierigen oder Gleichgültigen.

Von seinen langen Anstrengungen ermüdet, folgte Mazzini, der die Feder mit dem Gewehr vertauscht hatte, der Kolonne; von einem glühenden Fieber verzehrt, halbtodt, den Schmerz auf die Stirn geschrieben, schleppte er sich den mühseligen Weg entlang. Mehrmals schon hatte er Ramorino gefragt, welches seine Pläne seien und welchen Weg er einschlagen wolle, und jedesmal hatten ihn die Antworten des Generals nicht befriedigen können.

Man kam nach Garra und machte daselbst Halt, um die Nacht hier zuzubringen; Mazzini und Ramorino wohnten Beide in demselben Zimmer. Ramorino saß, in seinen Mantel eingehüllt, am Feuer, und Mazzini hielt seinen finstern und mißtrauischen Blick fest auf ihn geheftet.

Plötzlich begann er mit seiner sonoren Stimme, die von der Erregung des Fiebers zitterte:

„Auf diesem Wege dürfen wir nicht hoffen, dem Feinde zu begegnen; wir müssen dahin marschiren, wo wir Proben unseres Muthes ablegen können. Wenn der Sieg unmöglich

ist, wollen wir Italien wenigstens beweisen, daß wir zu sterben wissen."

"Es wird uns nie an Zeit und Gelegenheit fehlen, nutzlosen Gefahren entgegen zu gehen," erwiderte der General, "und ich halte es für ein Verbrechen, unnöthigerweise die Blüthe der italienischen Jugend auf das Spiel zu setzen."

"Es giebt keine Religion ohne Märtyrer," versetzte Mazzini; "begründen wir die unsrige, sei es auch mit unserem Blute."

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als Gewehrfeuer ertönte. Ramorino sprang auf, Mazzini ergriff einen Karabiner und dankte Gott, daß man endlich dem Feinde begegnet sei.

Dies war aber auch die letzte Anstrengung seiner Energie, das Fieber verzehrte ihn; im nächtlichen Dunkel kamen ihm seine Genossen wie Gespenster vor, seine Schläfe pochten, die Erde drehte sich unter seinen Füßen, er fiel ohnmächtig um.

Als er wieder zu sich kam, war er in der Schweiz, wohin ihn seine Anhänger nur mit großer Mühe gerettet hatten; das Feuern in Garra war nur ein falscher Alarm gewesen. Ramorino hatte dort erklärt, daß Alles verloren sei, sich geweigert, weiterzugehen, und den Rückzug befohlen.

Zu derselben Zeit brach ein Haufen von hundert Mann, wobei sich eine gewisse Anzahl französischer Republikaner befand, von Grenoble auf und überschritt die Grenze Savoyens. Der französische Präsekt benachrichtigte die sardinischen Behörden davon, die Republikaner wurden zur Nachtzeit plötzlich bei den Grotten von Echelles angegriffen und nach einstündigem Kampfe zerstreut. In diesem Gefechte machten die sardinischen Soldaten zwei Gefangene, Angelo Volontieri und Joseph Borrel; sie wurden nach Chambery geführt, zum Tode verurtheilt und auf demselben Platze erschossen, auf dem noch das Blut Efficco Tolla's rauchte.

So endete diese unselige Expedition, die man in Frankreich das unsinnig verwegene Unternehmen von Saint-Julien nannte.

6.

„Der Gott der guten Leute“.

Ich hatte meine Aufgabe in der bevorstehenden Bewegung erhalten und hatte mich ihr ohne Widerrede unterworfen.

Ich war als Matrose erster Klasse auf der Fregatte „Curydice“ in den Staatsdienst getreten; ich sollte daselbst der Revolution Anhänger gewinnen, und ich hatte mich dieses Auftrages nach bester Kraft entledigt; im Falle die Bewegung glückte, sollte ich mich mit meinen Gefährten der Fregatte bemächtigen und sie den Republikanern zur Disposition stellen. In der glühenden Ungeduld, die mich durchströmte, hatte ich bei dieser Rolle nicht bleiben wollen; ich hatte gehört, daß sich zu Genua eine Bewegung vorbereite und daß man sich hierbei der auf dem Plage Sarzana gelegenen Gensd'armérie-Kaserne bemächtigen wolle. Ich ließ also meinen Vertrauten die Sorge, das Schiff zu nehmen, und zur Zeit, als die Revolution in Genua ausbrechen sollte, ließ ich ein Boot auf das Meer hinab und mich nach dem Douane-Gebäude hinabtreiben; von hier war ich in zwei Sprüngen auf dem Platz Sarzana, wo, wie gesagt, die Kaserne lag.

Hier wartete ich ungefähr eine Stunde, aber nicht einmal ein Auflauf fand statt; bald hieß es, die ganze Sache sei gescheitert und die Republikaner in voller Flucht; man setzte hinzu, es würden auch Viele verhaftet werden.

Da ich nur in die sardinische Marine eingetreten war, um der republikanischen Bewegung zu dienen, die sich vorbereitete, hielt ich es für unnütz, an Bord der „Eurydice“ zurückzukehren, und dachte an die Flucht. Während ich gerade mit diesen Erwägungen beschäftigt war, begannen Truppen, zweifellos von dem Plane der Republikaner, sich der Gensd'armie-Kaserne zu bemächtigen, in Kenntniß gesetzt, den Platz zu besetzen. Ich begriff, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte; ich floh zu einer Fruchthändlerin und vertraute ihr die Lage, in der ich mich befand.

Die vortreffliche Frau zögerte nicht; sie verbarg mich in dem hinteren Verschlage ihrer Bude, verschaffte mir eine Verkleidung als Landmann, und Abends acht Uhr ging ich so ruhigen Schrittes, als wanderte ich spazieren, durch das Thor der Laterne aus Genua; damit begann mein Leben der Verbannung, des Kampfes und der Verfolgung, die ich aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht bis zu Ende durchlaufen habe.

Ohne eine bestimmte Straße zu verfolgen, richtete ich meinen Weg nach dem Gebirge; ich mußte durch Gärten schreiten, über Mauern klettern; glücklicherweise kannte ich solche Exercitien gut genug und nach einstündigem Turnen hatte ich den letzten Garten und die letzte Mauer hinter mir. Meinen Weg nun nach Cassiopea nehmend, gelangte ich in die Berge von Sestri. Nach zehn Tagen oder vielmehr Nächten kam ich nach Nizza, wo ich gerade auf das Haus meiner Tante auf dem Victoriaplatze zuging, da ich sie bitten wollte, an meine Mutter zur Beruhigung zu schreiben. Hier ruhte ich einen Tag aus und setzte in der folgenden Nacht, von zwei Freunden, Joseph Saun und Ange Gustavini, begleitet, meine Reise fort.

Am Bar angekommen, fanden wir ihn durch die Regengüsse überschwemmt, das war aber für einen Schwimmer, wie ich bin, kein Hinderniß; halb durchwatete, halb durch-

schwamm ich ihn. Meine beiden Freunde waren am andern Ufer des Flusses stehen geblieben, ich winkte ihnen noch ein Adieu zu. Ich war gerettet, beinahe wenigstens, wie man sehen wird.

In dieser Zuversicht ging ich gerade auf eine kleine Abtheilung Douaniers zu und sagte ihnen, wer ich wäre und weshalb ich Genua verlassen hätte. Sie erklärten mir darauf, daß ich bis auf weiteren Befehl ihr Gefangener sei und daß sie diesen Befehl von Paris einholen würden. In der Hoffnung, bald eine Gelegenheit zum Entweichen zu finden, leistete ich auch gar keinen Widerstand und ließ mich ruhig nach Grasse und von da nach Draguignan führen.

Hier brachte man mich in eine Kammer des ersten Stockwerks, deren offenes Fenster auf einen Garten hinausging. Ich näherte mich langsam dem Fenster, als ob ich mir die Gegend ansehen wolle — es lag nur etwa fünfzehn Fuß hoch über dem Boden. Ich sprang plötzlich hinaus, und während die Douaniers, die entweder weniger leichtfüßig oder um ihre Beine besorgter waren, als ich, den großen Umweg über die Treppe machten, erreichte ich die Straße und lief in die Berge. Ich kannte den Weg nicht, aber ich war ja Seemann; war mir die Erde unbekannt, so hatte ich doch den Himmel, dieses große Buch, in dem ich meinen Weg zu lesen gewöhnt war; ich orientirte mich also mit Hülfe der Sterne und nahm die Richtung auf Marseille.

Andern Tages am Abend kam ich in ein Dorf, dessen Namen ich nie erfahren habe, denn ich hatte andere Dinge zu thun, als darnach zu fragen. Ich trat in ein Wirthshaus. Ein junger Mensch und eine Frau saßen an einem Tische, der nur noch auf die Abendmahlzeit wartete. Ich forderte etwas zu essen, denn seit dem vergangenen Abende hatte ich nichts zu mir genommen; der Wirth lud mich darauf ein, mich an den Tisch zu setzen und mit ihm und seiner Frau zu speisen, was ich auch annahm.

Das Essen war gut, der Landwein annehmlich und das Feuer im Kamin belebend; ich befand mich in einem solchen Zustande des Wohlseins, wie man es wohl nach überstandener Gefahr und wenn man nichts mehr zu fürchten hat, empfindet; mein Wirth gratulirte mir zu meinem guten Appetit und meinem zufriedenen Gesichte.

Ich sagte ihm darauf, daß er über meinen Appetit nicht zu staunen brauche, denn ich hätte seit achtzehn Stunden nichts gegessen; mein zufriedenes Gesicht ließ sich ebenso einfach erklären: in meinem Vaterlande wäre ich dem wahrscheinlichen Tode, in Frankreich eben dem Gefängnisse entschlüpft. Da ich nun einmal so weit gekommen war, konnte ich aus dem Uebrigen nicht mehr ein Geheimniß machen; mein Wirth schien mir so freimüthig, seine Frau so gut, daß ich ihnen Alles erzählte. Da sah ich auf einmal zu meinem großen Erstaunen das Gesicht meines Wirthes sich verfinstern.

„Nun?“ fragte ich. „Was haben Sie?“

„Nichts,“ erwiderte er, „als daß ich nach dem Verständnisse, das Sie mir gemacht haben, mich durch mein Gewissen verpflichtet fühle, Sie zu arretiren.“

Ich fing an zu lachen, denn ich wollte mir nicht merken lassen, daß ich diese Eröffnung ernst nähme; übrigens waren wir nur Mann gegen Mann und ich fürchtete mich vor keinem Menschen auf der Welt.

„Gut,“ sagte ich, „mich arretiren? Dazu wird noch immer nach Tische Zeit sein; lassen Sie mich zuerst essen — für doppelte Bezahlung — ich habe noch Hunger.“

Und ohne die geringste Unruhe zu zeigen, fuhr ich fort zu essen.

Bald aber bemerkte ich, daß, wenn mein Wirth der Hülfe zu dem Zwecke, den er mir angekündigt hatte, bedürfe, es ihm nicht daran fehlen würde. Sein Wirthshaus war der Sammelplatz der Dorfjugend, allabendlich kam man hier

zusammen, um zu trinken, zu rauchen, Neuigkeiten zu hören und von Politik zu sprechen.

Allmählig versammelte sich auch die gewöhnliche Gesellschaft und waren bald wohl über zehn junge Männer beisammen; sie spielten Karten, tranken und sangen. Der Wirth sprach nicht mehr vom Arretiren, aber er verlor mich nicht aus dem Auge; da ich nicht das geringste Gepäckstück bei mir hatte, konnte allerdings meine Garderobe nicht für die Beche stehen. Ich hatte einige Thaler in der Tasche und ließ sie klimpfern, das schien ihn einigermaßen zu beruhigen.

Ich wartete nun den Moment ab, wo einer der Becher unter vielfachem Bravo ein Lied von großem Erfolge geendet hatte, und rief dann, mein Glas in die Hand nehmend:

„Jetzt ist die Reihe an mir!“ und stimmte das Lied vom Gotte der guten Leute an.

Hätte ich nicht einen anderen Beruf gehabt, so hätte ich Sänger werden können; ich habe einen Tenor, der, wenn er kultivirt worden wäre, eine gewisse Ausbildung hätte erlangen können.

Berangers Verse, die Freimüthigkeit, mit der ich sie vortrug, die Brüderlichkeit des Refrains, die Beliebtheit des Dichters rissen alle Zuhörer hin; ich mußte zwei bis drei Verse wiederholen, man umarmte mich zuletzt und rief:

„Es lebe Beranger! Frankreich hoch! Italien hoch!“

Nach einem solchen Erfolge konnte nicht mehr die Rede davon sein, mich zu arretiren, mein Wirth sagte nicht ein Wort mehr davon, so daß ich wirklich nie erfahren habe, ob er in Scherz oder Ernst gesprochen hatte. Wir verbrachten die ganze Nacht mit Singen, Spielen und Trinken. Mit Tagesanbruch erbot sich die ganze lustige Gesellschaft, mir das Geleit zu geben, und ich nahm diese Ehre natürlich mit Freuden an. Erst sechs Meilen weiter trennten wir uns.

Ja, Beranger ist nun todt, ohne erfahren zu haben, welchen Dienst er mir damals durch sein schönes Lied geleistet hat!

7.

Ich trete in die Dienste der Republik Rio Grande.

Glücklich kam ich zwanzig Tage später, nachdem ich Genua verlassen hatte, nach Marseille. Aber doch etwas war mir zugestoßen, wie ich in dem *Peuple souverain* las: ich war zum Tode verurtheilt. Ich hatte hier zum ersten Mal die Ehre, meinen Namen in einem öffentlichen Blatte gedruckt zu sehen.

Da es nun damals gefährlich war, ihn fortzuführen, veränderte ich ihn in Pane. Einige Monate blieb ich dann beschäftigungslos in Marseille und machte von der Gastfreundschaft eines meiner Freunde, Namens Joseph Paris, Gebrauch; endlich engagirte ich mich als zweiter Offizier an Bord der „Union“, Capitain Gazan.

Am nächsten Sonntage stand ich gegen fünf Uhr Abends mit meinem Capitain gerade an einem Fenster der Haupt-Kajüte und meine Blicke folgten einem Collegienschüler, der sich unter dem Kai von Sainte-Anne damit belustigte, von einem Boote auf das andere zu springen, als ihm plötzlich der Fuß ausglitt; er stieß einen Schrei aus und fiel in das Meer. Ich war ganz sonntäglich gekleidet, aber bei dem Anblicke dieses Unglücksfalles, bei dem Geschrei, das das Kind ausstieß, ehe ich es verschwinden sah, sprang ich ganz angekleidet und gestiefelt in das Hasenbassin. Zwei Mal

tauchte ich vergeblich unter, zum dritten Male hatte ich das Glück, den Schüler unter den Arm zu fassen und ihn oben auf das Wasser zu bringen; nun wir einmal erst so weit waren, hatte ich nicht mehr große Mühe, ihn bis an den Kai zu bringen. Hier hatte sich schon eine unermessliche Menge Volkes gesammelt und empfing mich mit Beifallsbezeugungen und Bravos.

Der Gerettete war ein junger Mensch von vierzehn Jahren, der sich Joseph Rambaud nannte; die Freudenthränen und Segnungen seiner Mutter entschädigten mich reichlich für das genommene Bad. Da ich ihm das Leben unter dem angenommenen Namen Joseph Pane rettete, ist es wohl wahrscheinlich, daß er, wenn er noch lebt, nie den wahren Namen seines Lebensretters erfahren hat.

An Bord der „Union“ machte ich meine dritte Reise nach Odessa; bei meiner Rückkehr schiffte ich mich dann auf einer Fregatte des Bey's von Tunis ein, verließ sie wieder im Hafen von Goulette, kehrte mit einer türkischen Brigg zurück und fand damals Marseille beinahe in demselben Zustande wieder, in dem es Herr de Belzunce nach der schwarzen Pest von 1720 sah.

Die Cholera wüthete daselbst furchtbar; alle Welt bis auf die Aerzte und die barmherzigen Schwestern hatte die Stadt verlassen; jeder war auf das Land gezogen, die Stadt sah wie ein großer Kirchhof aus.

Die Aerzte verlangten nach gutwilligen Helfern in den Hospitälern; ich bot mich zugleich mit einem Priester, der von Tunis mit mir gekommen war, zu diesem Zwecke an; wir bezogen eine Wohnung im Hospital und theilten uns in die Nachtwachen.

Dieser Dienst dauerte etwa vierzehn Tage, nach deren Ablauf, als die Cholera schon viel von ihrer Heftigkeit verloren hatte und ich Gelegenheit zu neuer Anstellung und neue Länder zu sehen, fand, ich mich als zweiter Offizier an

Bord der Brigg „le Nautonnier de Nantes“, Capitain Beauregard, nach Rio Janeiro bestimmt, engagirte.

Viele meiner Freunde haben behauptet, daß ich vor Allem Poet war. Wenn man dies nur unter der Bedingung sein kann, die Iliade oder die göttliche Komödie, die Méditations von Lamartine oder die Orientales von Victor Hugo geschrieben zu haben, so bin ich es allerdings nicht; wenn es aber Dichter sein heißt, daß man Stunden lang in der Tiefe der azurblauen Gewässer den Geheimnissen der unterseeischen Vegetation nachspüren kann, daß man über die Bai von Rio Janeiro in Entzücken geräth oder über die von Neapel und Konstantinopel, daß man von kindlicher Zärtlichkeit träumt, von Erinnerungen der Kindheit oder seiner Jugendliebe, und dies mitten unter Kugeln jeder Art, ohne daran zu denken, daß der Traum mit zerschmettertem Kopf oder fortgeschossenem Arm endigen kann — dann bin ich Poet.

Ich entsinne mich, daß ich eines Tages im letzten Kriege, matt und erschöpft, da ich seit zehn Nächten kaum geschlafen hatte, seit zwei Tagen kaum vom Pferde gekommen war, als ich Urban und seine zwölftausend Mann mit meinen vierzig Bersaglieri, vierzig Reitern und tausend gut und schlecht bewaffneten Leuten verfolgte, plötzlich auf einem kleinen Fußstege über den Ornanoberg, wobei mich Oberst Türr und fünf oder sechs Leute begleiteten, anhielt und Müdigkeit und Gefahr vergaß, um eine Nachtigall schlagen zu hören.

Es war Nacht, Mondschein und ein herrliches Wetter; der Vogel schüttete seinen ganzen Schatz melodischer Klänge vor uns aus, und als ich diesem kleinen Freunde meiner Jugendtage zuhörte, kam es mir vor, als ergieße sich ein wohlthuender, neu belebender Thau über mich. Meine Umgebung glaubte, daß ich entweder aus Unschlüssigkeit über den weiteren Weg zögere, oder fernem Kanonendonner lausche, oder dem Hufschlag von Pferden auf der großen Straße.

Nein, ich wollte die Nachtigall singen hören, die ich vielleicht seit zehn Jahren schon nicht gehört hatte, und meine Entzückung dauerte zwar nicht so lange, daß meine Umgebung mir zwei- oder dreimal hätte wiederholen müssen: „General, da ist der Feind!“ aber so lange, bis der Feind selbst sagte: „Hier bin ich!“ auf uns schoß und den kleinen nächtlichen Zauberer zum Davonfliegen brachte.

Nun, damals blieb ich wahrhaft erstaunt von dem Schauspiel, das sich vor meinen Augen entrollte, stehen, als wir die Granitfelsen umsegelt hatten, die den Hafen so gut verstecken, daß die Indier ihn in ihrer ausdrucksvollen Sprache den *Nelhero hy*, das heißt, das verborgene Wasser, genannt haben, als ich am westlichen Rande dieser Bai die von dem Bao d'Anucar beherrschte Stadt, den unermesslichen Felsen, der nicht als Leuchthurm, sondern nur als Richtpunkt dem Seefahrer dient, sich erheben sah, als ich rings umher diese prachtvolle Natur, von der mir Afrika und Asien nur einen schwachen Begriff zu geben vermochten, sich ausbreiten sah.

Raum im Hafen von Rio Janeiro angekommen, wollte es mein gutes Glück, daß ich hier eine der seltensten Sachen, die es wohl in der Welt giebt, fand, nämlich einen Freund. Diesen hier brauchte ich nicht zu suchen, wir brauchten uns nicht erst gegenseitig zu studiren, um uns kennen zu lernen, wir wechselten nur einen Blick und Alles war geschehen; nur ein Lächeln, nur ein Händedruck und wir, Rosetti und ich, waren Brüder für das Leben.

Später werde ich Gelegenheit finden, davon zu sprechen, welch' eine ausgezeichnete Seele dieses war, und dennoch werde ich, sein Freund, sein Bruder, der so lange unzertrennlich von ihm war, vielleicht sterben, ohne die Freude zu haben, ein Kreuz auf jenen unbekannten Punkt der amerikanischen Erde pflanzen zu können, wo die Asche dieses Edlen und Tapfern ruht.

Nach einigen Monaten des Müßigganges — ich nenne es so nur, da wir ein Geschäft machten, für das wir alle Beide nicht geboren — führte uns, Rosetti und mich, der Zufall mit Zambecarri zusammen, dem Sekretär Bento Gonzales', des Präsidenten der Republik Rio Grande, die im Kriege mit Brasilien war.

Beide befanden sich als Kriegsgefangene zu Santa-Cruz, einer Festung, die sich zu rechter Hand am Hafeneingange erhebt und woselbst die Schiffe revidirt werden. Zambecarri, der, beiläufig bemerkt, der Sohn des auf einer Reise in Syrien umgekommenen und verschollenen berühmten Aëronauten war, machte mich mit dem Präsidenten bekannt und dieser gab mir Kaperbrieße, den Feldzug gegen Brasilien mitzumachen.

Bald darauf entflohen Bento Gonzales und Zambecarri durch Schwimmen und erreichten glücklich Rio Grande wieder.

8.

G o r s a r.

Wir rüsteten den „Mazzini“, ein kleines Fahrzeug von etwa dreißig Tonnen, auf dem wir an der Küste fuhren, kriegerisch aus und gingen mit sechszehn Abenteuerergefährten in See. Endlich waren wir also doch frei, schwammen unter einer republikanischen Flagge, waren doch Corsaren! — Mit sechszehn Mann Besatzung und einer Barke erklärten wir einem Kaiserreiche den Krieg.

Als wir aus dem Hafen waren, steuerte ich direkt auf die Inseln Maria, die fünf oder sechs Meilen von der Mündung der Rhede zu unserer Linken liegen; unsere Waffen

und Munition hatten wir unter das Ochsenfleisch gesteckt, das mit dem Mehle der Maniocwurzel die einzige Nahrung der Neger ausmacht. Ich steuerte gegen die größte dieser Inseln, die eine Rhede besitzt, warf daselbst Anker, sprang an's Land und stieg zum höchsten Punkte hinauf. Da streckte ich beide Arme mit Wohlbehagen und Stolz aus und ließ einen Freudenruf erschallen, ähnlich dem des Adlers, wenn er hoch oben in der Luft schwebt. Mir gehörte der Ocean und ich nahm von meinem Reiche Besitz; es fehlte mir nicht lange an Gelegenheit, meine Macht zu erproben.

Während ich noch wie ein Meervogel auf der Höhe meines Observatoriums hing, bemerkte ich eine unter brasilianischer Flagge segelnde Goëlette; ich gab ein Zeichen, Alles zur Abfahrt vorzubereiten, und stieg wieder an das Gestade hinab.

Wir steuerten jetzt gerade auf die Goëlette zu, die sich nicht einfallen ließ, daß sie eine Gefahr lief, da sie nur noch zwei oder drei Meilen von der Einfahrt zu Rio Janeiro entfernt war. Als wir ihr nahe gekommen waren, gaben wir uns zu erkennen und forderten sie auf, sich zu ergeben; man muß ihr zugestehen, daß sie nicht den geringsten Widerstand wagte; wir stiegen an Bord und bemächtigten uns ihrer.

Nun kam ein armer Teufel von portugiesischem Passagier zu mir und trug in der Hand eine Cassette, die er öffnete und die voll Diamanten war; er bot mir letztere als Ranzion für sein Leben an. Ich schloß wieder den Deckel der Schachtel und gab sie ihm mit den Worten, daß sein Leben gar keine Gefahr laufe, zurück, er möge deshalb seine Diamanten für eine bessere Gelegenheit sparen.

Indessen hatten wir keine Zeit zu verlieren, denn wir waren gewissermaßen unter dem Feuer der Hafenbatterien. Wir brachten Waffen und Lebensmittel von dem „Mazzini“ auf die „Goëlette“ und bohrten dann den ersteren, der als

Corsarenschiff nur eine kurze, aber ruhmvolle Existenz hatte, in den Grund.

Die Goëlette gehörte einem reichen Oesterreicher, der auf der rechts vom Hafen, etwa fünfzehn Meilen vom Lande gelegenen Insel Grande wohnte; sie war mit Kaffee beladen, mit dem er nach Europa handelte. Das Schiff war daher für mich eine doppelt gute Prise, da es einem Oesterreicher gehörte, denen ich schon in Europa Krieg gemacht hatte, und einem in Brasilien wohnhaften Geschäftstreibenden, mit welchem Lande ich in Amerika kämpfte.

Ich gab der Goëlette den Namen „Scarropilla“, eine Ableitung von Farropas (Lumpen), ein Name, den das Kaiserreich Brasilien den Bewohnern der jungen Republiken Südamerika's gab, wie Philipp II. ehemals den Niederländern den „Bettlern zu Land und Meer“. Bis dahin hatte die Goëlette den Namen „Louise“ geführt. Der Name paßte übrigens ganz gut für uns, denn alle meine Gefährten waren keine Rosetti's, und ich muß zugeben, daß die Gesichter der Meisten nicht recht Vertrauen erweckend waren; das erklärt auch die schleunige Uebergabe der Goëlette und den Schreck des Portugiesen, der mir seine Diamanten anbot. Uebrigens hatte ich während der ganzen Zeit, in der ich das Corsarenhandwerk betrieb, meinen Leuten den Befehl gegeben, Leben, Ehre und Vermögen der Passagiere zu respektiren; ich hätte gesagt, bei Todesstrafe, aber ich hätte damit Unrecht gethan, weil gewiß nie einer meinen Befehl übertreten und ich also keine Gelegenheit zu einer solchen Strafe gehabt hätte.

Sobald wir uns vorläufig an Ford eingerichtet hatten, setzten wir den Cours auf Rio de la Plata, und um ein Beispiel der Schonung zu geben, die, wie ich wollte, man künftig für Leben, Freiheit und Güter unser Gefangenen haben sollte, ließ ich auf der Höhe der Insel Santa-Catharina, ein wenig oberhalb von Cap Itapocoroya die Felle

des genommenen Schiffes aussetzen, die Passagiere mit Al-
lem, was ihnen gehörte, hineinsteigen, ihnen Lebensmittel
geben, machte ihnen ein Geschenk mit der Jolle und ließ sie
frei segeln, wohin sie wollten.

Fünf Neger, an Bord der Goëlette Sklaven, denen ich
auch die Freiheit schenkte, traten auf meinem Schiffe als
Matrosen ein, worauf wir unseren Weg nach Rio de la
Plata fortsetzten.

Wir warfen zu Maldonato, einem Staat der östlichen
Republik Uruguay, Anker und wurden von der Bevölkerung,
selbst von den Behörden mit großer Aufmerksamkeit empfan-
gen, was uns eine gute Vorbedeutung schien; Rosetti reiste
deshalb auch ruhig nach Montevideo, um daselbst einen Theil
unserer Ladung zu verkaufen und zu Gelde zu machen.

Zu Maldonato, d. h. in der Mündung dieses prächtigen
Flusses, der hier dreißig Lieues Breite mißt, blieben
wir acht Tage in fortwährenden Festlichkeiten, die aber auf
tragische Weise endigen sollten. Dribe, der in seiner Eigen-
schaft als Diktator der Republik Montevideo die anderen
Republiken nicht anerkannte, gab dem Polizeichef von Mal-
donato den Befehl, mich zu arretiren und sich meiner Goë-
lette zu bemächtigen. Glücklicherweise war dieser ein braver
Mann, der, anstatt den empfangenen Befehl auszuführen,
was nicht schwer war, da ich volles Zutrauen hatte, mich
benachrichtigen ließ, daß ich auf das Eiligste meinen Anker-
platz verlassen und nach meinem Bestimmungsorte reisen
müsse, wenn ich einen solchen hätte. Ich verpflichtete mich,
noch an demselben Abende abzusegeln, aber vorher hatte ich
meinerseits noch eine kleine Rechnung in Ordnung zu bringen.

Ich hatte einem Geschäftstreibenden zu Montevideo
einige Ballen Kaffee von unserer Ladung und einige mei-
nem Oesterreicher gehörige Kleinodien überlassen, um dafür
Lebensmittel zu kaufen. War mein Käufer nun ein schlech-
ter Zahler oder hatte er gehört, daß ich Gefahr lief, arre-

tirt zu werden, es wurde mir unmöglich, mein Geld von ihm zu erhalten, und da ich Abends abreisen mußte, hatte ich nicht mehr viel Zeit zu verlieren; es war aber dringend nöthig, das Geld vor meiner Abreise von Maldonato zu heben, da es mir in meiner Abwesenheit noch viel schwerer als jetzt werden mußte.

Deshalb befahl ich, gegen neun Uhr Abends Alles klar zum Segeln zu machen, steckte Pistolen in meinen Gürtel, warf den Mantel über die Schulter und wanderte ruhig nach der Wohnung meines Geschäftsfreundes.

Es war prächtiger Mondschein, so daß ich meinen Mann schon von fern sehen konnte, wie er auf der Schwelle seiner Thür die frische Luft genoß; auch er sah mich, erkannte mich und machte mir ein Zeichen mit der Hand, mich zu entfernen, als ob mir Gefahr drohe. Ich stellte mich, als sähe ich nichts davon, ging gerade auf ihn zu und statt aller Auseinandersetzung hielt ich ihm die Pistole an die Kehle und sagte:

„Mein Geld!“

Er wollte unterhandeln, als ich ihm aber diese Worte zum dritten Male wiederholt hatte, ließ er mich eintreten und bezahlte mir die zweitausend Patagons, die er mir schuldig war.

Ich steckte mein Pistol wieder in den Gürtel, nahm den Geldbeutel unter den Arm und kam ohne die mindeste Beunruhigung wieder auf die Goëlette. Um elf Uhr Abends lichteten wir den Anker und segelten den La Plata wieder hinab.

La Plata.

Mit Tagesanbruch befand ich mich zu meinem großen Erstaunen mitten in den Klippen von Piedras-Negras. Wie hatte ich in eine solche Lage kommen können, der ich nicht eine Minute schlief, meine Augen nicht von der Küste abwandte, der ich, nachdem die Nacht bei Untergang des Mondes finster geworden war, fortwährend die Bouffole beobachtet und mich nach ihr gerichtet hatte?

Es war jetzt aber keine Zeit, mich so zu fragen, denn die Gefahr war unermesslich groß; wir hatten Back- und Steuerbord, vor und hinter uns Klippen, das Deck war buchstäblich mit Schaum bedeckt. Ich sprang auf die Fock-raa und befahl über Backbord zu luvén; während die Mannschaft dieses Manöver ausführte, riß der Wind unser Vormarssegel fort.

Indessen konnte ich von dem Orte, an dem ich mich befand, Schiff und Klippen so gut übersehen, daß ich der Goëlette den Cours vorzeichnen vermochte; sie ihrerseits war, als ob sie Verstand und Bewußtsein der Gefahr, die sie lief, gehabt hätte, dem Steuerruder so folgsam, wie ein Pferd dem Zügel. Nach einer Stunde endlich, in der wir zwischen Tod und Leben schwebten und in der ich die ältesten Seeleute erbleichen und die ungläubigsten beten sah, waren wir außer Gefahr.

Sobald ich wieder frei athmen konnte, wollte ich mir von den Ursachen Rechenschaft geben, die mich gerade in diese schrecklichen Klippen hineingeführt hatten, die dem Schiffer doch so bekannt, auf den Seefarten so genau verzeichnet sind und von denen ich gerade drei Meilen entfernt

zu fein glaubte, als ich mich schon mitten unter ihnen befand. Ich zog die Bouffole zu Rathe: sie wich noch immer ab; wäre ich ihr gefolgt, so wären wir gerade auf die Küste getrieben worden. Endlich wurde mir Alles klar.

Als ich die Goëlette verlassen hatte, um meine zweitausend Patagons von dem Kaffeekäufer zu reklamiren, hatte ich den Befehl gegeben, für den Fall eines Angriffs Säbel und Gewehre auf das Verdeck zu legen; der Befehl war ausgeführt worden und man hatte diese Waffen in eine dem Kompaßhause nahe gelegene Kojе gebracht. Diese Eisenmasse zog die Magnetnadel an; ich ließ die Waffen fortnehmen und die Bouffole nahm ihre normale Richtung wieder an.

Wir setzten unsern Weg fort und kamen nach Jesus-Maria, das von der andern Seite von Montevideo, beinahe ebensoweit von demselben wie Maldonato liegt.

Hier gab es nichts Neues, als daß uns die Lebensmittel auszugehen anfangen, da wir vor unserer Abreise nicht Zeit gehabt hatten, uns zu verproviantiren; nun konnten wir uns, nach dem Befehle des Diktators, nicht ausschiffen und doch mußte der Hunger von zwölf Gesellen mit gutem Appetit befriedigt werden.

Ich befahl zu laviren, ohne daß wir uns von der Küste entfernten.

Eines Morgens entdeckte ich, beinahe vier Meilen in das Land hinein, ein Haus, das mir wie eine Meierei ausah. Ich ließ möglichst nahe am Lande einen Anker werfen, und da ich kein Boot mehr besaß, indem ich das meinige, wie erzählt worden, den bei der Insel Santa Catharina Ausgeschiffen gegeben hatte, ließ ich ein Floß aus einer Tischplatte und Tonnen bauen und, mit einem Bootshaken bewaffnet, stieg ich dann auf dieses Ausschiffungsfahrzeug neuer Art mit einem einzigen Matrosen, der, wie ich, Ga-

ribaldi hieß, ohne indessen mit mir verwandt zu sein; sein Vorname war Maurice.

Das Floß wurde vor zwei Anker gelegt, da der Wind aus den Pampas ungemein heftig wehte. So kamen wir nun in die Brandung hinein, nicht schwimmend, sondern tanzend und gedreht auf unserer Platte, jeden Augenblick dem Scheitern nahe; nachdem wir endlich Wunder von Equilibristik ausgeführt hatten, wurden wir auf den Strand geworfen; ich ließ Maurice zurück, unser Floß zu bewachen, und wagte mich in das Innere des Landes hinein.

10.

Die östlichen Ebenen.

Das Bild, das sich nun vor meinen Blicken entrollte und auf das mein Auge zum ersten Male fiel, brauchte, um würdig und vollständig beschrieben zu werden, zugleich die Feder eines Dichters und den Pinsel eines Malers. Vor mir sah ich wie die Wellen eines weiten Meeres im unermesslichen Gesichtskreise die östlichen Ebenen — so genannt, weil sie sich auf der östlichen Seite des Flusses Uruguay erstrecken, der sich in den Rio de la Plata, Buenos-Ayres gegenüber und oberhalb Colonias, ergießt — wogen. Ich schwöre Euch, es war ein ganz neues Schauspiel für einen Mann, der von der andern Seite des Oceans kommt, und besonders für einen Italiener, der auf einem Boden geboren und groß geworden ist, wo man selten einen Morgen Erde ohne ein Haus oder irgend ein anderes Werk von Menschenhand findet.

Hier dagegen sieht man nur das Werk Gottes; noch

heute ist hier die Erde, wie sie aus der Hand des Herrn am Tage der Schöpfung gegangen ist. Es ist eine weite, unermessliche, undurchdringliche Prairie, und ihr Anblick, der dem eines grünen Teppichs mit hier und da eingewirkten Blumen gleicht, verändert sich nur an den Ufern des Arrogas-Flusses, wo prächtige Baumgruppen mit köstlichem Laube emporstreben und sich im Winde schaukeln.

Pferde, Ochsen, Gazellen, Strauße sind bei dem Mangel an menschlichen Wesen die Bewohner dieser ungeheuren Wüste, die allein der Gaucho, dieser Centaur der neuen Welt, durchmisst, als wollte er die ganze Menge dieser wilden Thiere nicht vergessen lassen, daß Gott ihnen einen Herrn gegeben hat. Mit welchem Auge betrachten diesen Herrn aber die Hengste, Stiere, Strauße und Gazellen! Wie sie gegen seine angemessene Herrschsucht protestiren: der Hengst durch sein Wiehern, der Stier durch sein Gebrüll, der Strauß und die Gazelle durch ihre Flucht!

Dieser Anblick führte mich im Geiste nach dem Lande meiner Geburt zurück, diesem elenden Lande, wo wenn der Oesterreicher hindurchschreitet, der sie unterdrückt, die Menschen, diese nach Gottes Bilde geschaffenen Wesen, grüßen und sich beugen, wo sie nicht einmal wagen, dieselben Zeichen von Unabhängigkeitsgefühl an den Tag zu legen, wie die wilden Thiere der Pampas beim Anblick des Gauchos.

Mächtiger, heiliger Gott, wie lange wirst Du noch eine so tiefe Erniedrigung Deiner Creaturen erlauben?

Lassen wir aber die alte Welt, die so traurig, so verzweifelt ist, und kehren wir zu der neuen, so jungen, so zukunfts- und hoffnungreichen zurück!

Wie schön ist er nicht, der Hengst der östlichen Ebenen, mit seinen gestreckten Beinen, seinen rauchenden Nüstern, seinen zitternden Lippen, die noch nie den kalten Zwang des Stahls gefühlt haben! Wie leicht heben sich, wenn er Mähne und Schweif schüttelt, die Flanken, die noch nie den

Druck eines Schenkels gefühlt, nie durch den Sporen blutig gerissen worden sind! Wie stolz ist er, wenn er durch sein Wiehern die zerstreute Horde seiner Stuten zusammenruft und wenn er, der wahre Sultan der Wüste, die Gegenwart des herrschsüchtigen Menschen flieht — sie ihm schnell wie ein Wirbelwind folgend! — O, Wunder der Natur, der Schöpfung! wie läßt sich die Erregung beschreiben, die dieser fünfundzwanzigjährige Corsar, der zum ersten Male seine Arme in die Unendlichkeit ausstreckte, bei Eurem Anblick empfand! — Da er aber zu Fuß war, erkannten weder der Stier noch der Hengst den Menschen in ihm; in den Wüsten Amerika's wird man dies erst durch das Pferd und ohne dasselbe bleibt man das letzte der Thiere.

Zuerst blieben sie bei meinem Anblicke erstaunt stehen, bald darauf näherten sie sich, wahrscheinlich meine Schwäche verachtend, so weit, daß ihr Athem mein Gesicht berührte. Vor dem Pferde braucht man sich niemals zu fürchten, denn es ist ein edles, großmüthiges Thier, dem Stier aber, diesem tückischen, bösen Thiere, darf man nicht trauen; die Gazellen und Strauße endlich nähern sich in derselben, nur vorsichtigeren Weise, wie Stier und Pferd und fliehen dann pfeilschnell; erreichen sie den Gipfel einer Anhöhe, so kehren sie sich um und überzeugen sich erst, daß sie nicht mehr verfolgt werden.

Damals, d. h. gegen Ende 1834 und zu Anfang 1835 war in diesem Theile des östlichen Landes noch kein Krieg geführt worden, deshalb begegnete man daselbst auch einer so großen Menge wilder Thiere.

Die Dichterin.

Unter solchen Betrachtungen ging ich auf eine Estancia*) zu; hier fand ich eine junge Frau, die des Capitał**), allein. Da sie ohne Einwilligung ihres Gatten einen Ochsen weder verkaufen, noch ausliefern konnte, mußte ich die Rückkehr jenes Mannes abwarten; es war auch schon spät geworden und vor Anbruch des folgenden Tages ließ sich das Thier nicht an das Meer schaffen.

Es giebt Momente im Leben, deren Andenken trotz der Zeit fortlebt und sich so fest in das Gedächtniß schreibt, daß sie vor allen unsern anderen Erlebnissen einen hervorragenden Platz behaupten.

Hier mitten in der Wüste mußte ich nun in der Gattin eines halbwilden Mannes eine Frau von sorgfältiger Erziehung, eine Dichterin, die Dante, Petrarca und Tasso auswendig wußte, finden. Als ich sie mit den wenigen spanischen Worten, die ich damals kannte, anredete, wurde ich auf das Angenehmste durch ihre Antwort überrascht, die sie mir in italienischer Sprache gab; sie lud mich höflichst ein, mich niederzusetzen und die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten.

In unserer Unterhaltung fragte mich meine liebenswürdige Wirthin auch, ob ich die Poesten Quintana's kenne, und als ich dies verneinte, schenkte sie mir einen Band dieser Gedichte und meinte dabei, sie mache mir dieses Geschenk, damit ich ihr zu Liebe das Spanische lernen solle. Dann fragte ich sie, ob sie nicht dichte.

*) Meierei.

**) Besitzer.

„Was glauben Sie?“ erwiderte sie. „Muß man denn inmitten einer solchen Natur nicht Dichterin werden?“

Ohne sich darum bitten zu lassen, recitirte sie mir nun mehrere Verse, in denen ich tiefes Gefühl und einen wunderbar harmonischen Klang fand. Ich hätte den ganzen Abend und die ganze Nacht ihren Worten lauschen können, ohne an meinen armen Maurice zu denken, der mich auf dem Flosse erwartete. Indessen kam ihr Mann nach Hause und machte der poetischen Seite des Abends ein Ende, indem er mich an den materiellen Zweck meines Besuches erinnerte. Ich trug ihm meine Bitte vor und wir kamen dahin überein, daß er mir anderen Morgens einen Ochsen an den Strand führen und verkaufen wolle.

Mit Tagesanbruch empfahl ich mich meiner schönen Gastgeberin und beeilte mich, meinen Maurice wieder aufzusuchen; er hatte die Nacht am Lande so gut, wie es zwischen seinen vier Tonnen gehen wollte, zugebracht und war über meine lange Abwesenheit sehr beunruhigt gewesen, da er fürchtete, die in diesem Theile Amerika's häufigen, aber weniger als die Hengste und selbst die Stiere zum Angriffe geneigten Tiger hätten mich überfallen.

Bald darauf erschien auch der Capitaz und zog einen Ochsen hinter sich her. In Kurzem hatten wir das Thier abgestochen, ihm die Haut abgezogen und in Stücke geschnitten, denn die Geschicklichkeit der Männer des Südens in diesem blutigen Handwerke ist sehr groß. Es handelte sich nur noch darum, die Fleischstücke an das Schiff zu schaffen, d. h. mindestens eine Meile weit durch die Klippen hindurch, an denen sich die Brandung wüthend brach. Maurice und ich, wir machten uns an die Arbeit.

Man weiß bereits, wie wir das Fahrzeug, das uns an Bord zurückführen sollte, konstruirt hatten; eine Tischplatte mit einer Tonne an jedem Beine und einer Art Pfahl in der Mitte. Bei der Hinfahrt hatte uns dieser Pfahl

dazu gedient, unsere Kleider darauf zu hängen, jetzt mußte er unsere Lebensmittel über dem Wasser halten. Wir brachten unsere Equipage auf das Wasser, sprangen darauf und begannen unser Manoeuvre, Maurice mit einer Stange und ich mit dem Bootshaken in der Hand; das Wasser ging uns dabei bis an die Knie, da die Last zu stark für das Floß war — aber das machte nichts — *vogue la galère!*

Wir führten dieses Manoeuvre zum großen Beifall des Amerikaners und der ganzen Goëlettenmannschaft aus, die vielleicht noch heißere Gebete für das Wohl des Fleisches, als für das unsrige emporsandte, und anfangs war unsere Fahrt auch ganz glücklich; als wir aber an eine Klippenreihe gelangten, durch die wir nothwendig passiren mußten, wurden wir zwei Mal fast ganz unter Wasser gesetzt. Allen Schwierigkeiten zum Trotz kamen wir doch glücklich hindurch; noch ein Mal wurde die Gefahr, die wir bereits hinter uns zu haben glaubten, hinter der doppelten Klippenreihe sehr groß. Wir konnten mit unseren Bootshaken nicht mehr den Grund erreichen und deshalb auch unmöglich unsere Fahrt richtig steuern; der Strom, der stärker wurde, je weiter wir in den Fluß hineinkamen, führte uns weit von der Goëlette ab. Ich sah schon im Geist, wie wir auf dem Ocean treiben und erst bei St. Helena oder am Cap der guten Hoffnung wieder landen würden. Wenn unsere Gefährten uns noch erreichen wollten, konnten sie nichts Anderes thun, als unter Segel zu gehen; sie führten dies auch aus, und da der Wind vom Lande wehte, hatte uns die Goëlette bald überholt. Im Vorbeisegeln warf man uns ein Tau zu und wir banden das Floß an das Schiff; zuerst wurden die Lebensmittel hinübergeschafft, dann hißten wir uns an Bord, zuletzt endlich kam die Tischplatte, die wieder an ihren Platz im Eßsaale gebracht und alsbald ihrer alten Bestimmung zurückgegeben wurde.

Für unsere Mühe, uns Lebensmittel zu verschaffen, wur-

den wir belohnt, als wir den gloriosen Appetit sahen, mit dem unsere Genossen zugriffen.

Ein paar Tage später kaufte ich für dreißig Thaler von einem Küstenfahrer, der vorbeisegelte, ein Boot. An demselben Tage bekamen wir die Spitze von Jesus-Maria in Sicht.

12.

Der Kampf.

Wir hatten die Nacht über ungefähr sechs Meilen südlich von Jesus-Maria, gerade den Barren von San Gregorio gegenüber, vor Anker gelegen; eine schwache Brise wehte aus Norden, als wir zwei von Montevideo heransegelnde Barken in Sicht bekamen, die wir für befreundet hielten; da sie aber die rothe Flagge, die als Erkennungszeichen diente, nicht hielten, hielt ich es für klug, Segel zu setzen, auch ließ ich die Musketen und Säbel auf Deck bringen.

Diese Vorsicht war, wie man bald sehen wird, nicht überflüssig. Die erste Barke fuhr fort, auf uns zuzusegeln, und nur drei Personen ließen sich auf ihrem Deck sehen. Als sie auf Stimmweite herangekommen waren, befahl uns Einer, der der Schiffsführer zu sein schien, uns zu ergeben, und in demselben Augenblicke füllte sich das Deck mit Bewaffneten, die, ohne uns Zeit zur Antwort zu lassen, das Feuer begannen. Ich rief: „Zu den Waffen!“ und ergriff ein Gewehr; als wir darauf seitwärts lagen, kommandirte ich:

„An die Segelleinen da vorne!“

Da ich die Goëlette indessen nicht mit der gewöhnlichen Leichtigkeit dem Kommando gehorchen sah, drehte ich mich

nach dem Steuerrade um und gewahrte, daß die erste Ladung des Feindes den Steuermann, einen meiner besten Matrosen, getödtet hatte. Er hieß Fiorentino und war von einer unserer Inseln gebürtig.

Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Der Kampf hatte sich mit Wuth entsponnen; die Lancione — so nennt man die Art der Barken, gegen die wir kämpften — hatte sich an unsere Steuerbordwindvierung gelegt und einzelne Gegner waren bereits auf die Schanzkleidung gesprungen; glücklicherweise strafte sie einige Flintenschüsse und Säbelhiebe dafür. Nachdem ich meinen Leuten geholfen hatte, die Enterer abzuweisen, sprang ich an die Focksegelschote nach Steuerbord hinüber, wo Fiorentino getroffen worden war, und ergriff das verlassene Ruder; in dem Augenblicke aber, in dem ich es mit der Hand berührte, traf mich eine feindliche Kugel zwischen Ohr und Schläfe, ging durch den Hals und warf mich bewußtlos auf das Deck.

Den übrigen Theil des Gefechtes, das eine Stunde dauerte, hielten Louis Carniglia, der Lootse, Pasqual Sordola, Giovanni Lamberti, Maurice Garibaldi und zwei Malteser aus. Die Italiener kämpften bewunderungswürdig, aber die Fremden und unsere fünf Schwarze retteten sich in die Kuhl des Schiffes. Endlich machte sich der Feind, durch unseren Widerstand ermüdet, und nachdem etwa zehn Mann von ihm außer Gefecht gesetzt worden waren, davon, worauf unsere Leute, da der Wind sich wieder erhoben hatte, den Fluß weiter hinauf segelten.

Obgleich ich Gefühl und Bewußtsein wiedererlangt hatte, blieb ich vollständig unbeweglich und also untüchtig während des übrigen Gefechts. Ich muß gestehen, daß mein Gefühl, als ich die Augen wieder öffnete und von Neuem zu leben anfing, ein köstliches war; ich konnte sagen, daß ich wieder vom Tode erweckt sei, so tief war meine Ohnmacht und Geistesabwesenheit gewesen. Bald aber schwand

dieses Gefühl physischen Wohlbehagens, wenn ich an die Lage dachte, in der wir uns befanden. Ich war tödtlich oder wenigstens beinahe tödtlich verwundet und hatte an Bord nicht eine einzige Person mit der geringsten nautischen und geographischen Kenntniß; ich ließ mir deshalb die Karte bringen, suchte auf ihr mit einem Schleier über den Augen, den ich für ein Vorzeichen des Todes hielt, und bezeichnete mit dem Finger Santa-Fé am Flusse Parana. Keiner von uns war je schon auf dem La Plata geschifft, mit Ausnahme Maurice's, der einmal den Uruguay hinaufgefahren war. Den Matrosen — die Italiener, kann ich sagen, theilten nicht diese Furcht oder verstanden sie wenigstens zu verbergen — den Matrosen, die durch meinen Zustand und den Anblick der Leiche Fiorentino's in Schrecken gesetzt waren und in der Besorgniß schwebten, daß man das Schiff nehmen und sie als Piraten behandeln könne, stand die Angst auf dem Gesichte geschrieben und sie liefen gewiß bei erster passender Gelegenheit davon; mittlerweile sahen sie in jeder Barke, jedem Boot, jedem schwimmenden Baumstamm eine zu ihrer Verfolgung entsandte Lancione des Feindes.

Die Leiche unseres unglücklichen Kameraden wurde mit den bei solcher Gelegenheit üblichen Ceremonien in den Fluß gesenkt, denn mehrere Tage lang konnten wir nirgends landen. Ich muß gestehen, daß diese Art von Bestattung nicht recht nach meinem Geschmacke war und daß ich einen um so größeren Widerwillen dagegen empfand, als ich aller Wahrscheinlichkeit nach ihr auch nicht ganz fern war. Ich sprach mich hierüber gegen meinen lieben Louis Carniglia aus; bei dieser Eröffnung kamen mir heimlich die Verse Foscolo's in den Sinn:

„Ein Stein, ein Stein, meine Gebeine von denen allen,
die der Tod in die Erde und den Ocean säet, auszuzeichnen!“

Mein armer Freund weinte und versprach mir, mich

nicht in das Wasser werfen zu lassen, sondern mir ein Grab zu graben und mich sanft hineinzulegen. Wer weiß, ob er trotz seines guten Willens dieses Versprechen hätte halten können! — mein Körper hätte doch wohl irgend einem Seefisch oder einem Raiman des unermesslichen Plata zur Speise dienen müssen, ich hätte Italien nicht wiedergesehen, nicht mehr für dieses Land gekämpft, das die einzige Hoffnung meines Lebens ist!

Wer hätte damals wohl meinem guten Louis gesagt, daß noch vor einem Jahre ich gerade sehen mußte, wie ihn die Brandung fortriß und er in den Fluthen verschwand, und daß ich seinen Leichnam vergeblich suchen würde, um ihm das Versprechen zu halten, das er mir gegeben, ihn in fremde Erde einzuscharren und einen Stein auf sein Grab zu setzen, der ihn dem Gebete des Reisenden empfehlen sollte. Armer Louis! während meiner langen und schmerzlichen Krankheit bewies er mir die Zärtlichkeit einer Mutter und ich fand damals nur eine Erleichterung in seinem Anblick und den Aufmerksamkeiten, die dieses goldtreue Herz für mich hatte.

13.

Louis Carniglia.

Ich will jetzt von Louis sprechen, und wenn er auch nur ein einfacher Matrose ist, warum sollte ich nicht von ihm sprechen? O, ich stehe dafür, seine Seele war von Adel genug, um unter allen Umständen und überall die Ehre Italiens aufrecht zu erhalten, um Stürmen jeder Art zu trotzen, edel genug, mich zu schützen, für mich zu wachen und zu sorgen, wie für sein Kind. Wenn ich in meinem langen Schmerzenskampfe auf dem Krankenbette ruhte, wenn ich,

von Allen verlassen, im Todesfieber lag, saß er mit der Hingebung und Geduld eines Engels mir zu Kopfenden und entfernte sich nur zuweilen einen Augenblick, um zu weinen und mir seine Thränen zu verbergen. O Luigi! Deine am Grunde des Oceans zerstreuten Gebeine verdienten ein Monument, worauf der dankbare Proscribirte Dich eines Tages Deinen Landsleuten als Beispiel nennen und woran er die Thränen weinen könnte, die Du um ihn vergossen hast.

Luigi Carniglia war aus Deiva gebürtig, einer kleinen Landschaft am Flusse Levanto. Er hatte keine wissenschaftliche Bildung erhalten, aber er ersetzte diesen Mangel durch eine seltene Einsicht; ohne alle die Kenntnisse, die der Schiffer haben muß, führte er Schiffe bis Gualleguan ebenso klug und glücklich, wie der erfahrenste Lootse. In dem Kampfe, von dem ich eben erzählte, verdankten wir ihm allein, daß wir nicht in die Hand des Feindes fielen, denn, mit einer Donnerbüchse bewaffnet, stand er auf dem gefährlichsten Posten und war der Schrecken der Enternden. Von hoher Statur und großer Körperkraft, verband er in sich Stärke und Gewandtheit; unter den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens sanft bis zur Zärtlichkeit, besaß er die seltene Gabe, sich überall beliebt zu machen. Ja, so endeten die besten Söhne unseres Vaterlandes mitten unter Fremden, ohne den Trost einer Thräne — und dann wurden sie vergessen!

14.

Die Gefangenschaft.

Ich lag neunzehn Tage lang ohne jede andere Pflege, als die, welche mir Luigi Carniglia angedeihen ließ; nach Verlauf dieser Zeit kamen wir in Gualleguan an.

An der Mündung des Ibiqui, eines Armes der Parana, waren wir einem von dem Mahonesen Don Lucas Tartaulo befehligten Schiffe begegnet; er war ein braver Mann, der mir alle Arten von Gefälligkeiten erzeigte und mir Alles gab, was er für meinen Zustand nützlich hielt.

Wir nahmen Alles, was er uns anbot, an, denn buchstäblich fehlte es uns auf der Goëlette an Allem, ausgenommen an Kaffee; dieser Kaffee wurde zu Allem gebraucht, ohne daß sich Jemand darüber beunruhigte, ob er für mich ein gesundes Getränk und eine wirksame Medizin sei. Anfangs hatte ich ein schreckliches Fieber und konnte dabei kaum schlucken; das war nicht zum Verwundern, denn die Kugel war von einer Seite nach der anderen durch den Hals gegangen. Nach acht oder zehn Tagen ließ das Fieber nach, ich fing wieder an zu schlucken und mein Zustand wurde nun erträglich.

Don Lucas that noch mehr; ehe er uns verließ, gab er mir, ebenso wie einer seiner Passagiere Namens Arragaida, ein in Amerika etablirter Biskaye, Empfehlungsbriefe nach Gualeguay und besonders an den Gouverneur der Provinz Entre Rios, Don Pascual Echaguo, der mir seinen eigenen Arzt, Don Ramon Delarea, einen jungen Argentinier von großen Verdiensten überließ; dieser untersuchte meine Wunde und zog, nachdem er an der entgegengesetzten Seite, von der ich den Schuß erhalten, die Kugel mit dem Finger gefühlt hatte, dieselbe nach einem Einschnitte in die Haut sehr geschickt heraus; einige Wochen lang bis zu meiner vollständigen Wiederherstellung ließ er mir die liebevollste Sorgfalt angedeihen und zwar, wie ich hinzufügen will, auf die uneigennützigste Weise.

Ich hielt mich sechs Monate zu Gualeguay auf und wohnte während dieser Zeit im Hause des Don Jacinto Andreas, der, ebenso wie seine ganze Familie, für mich voll Rücksicht und Zuvorkommenheit war.

Aber ich war Gefangener, beinahe wenigstens. Trotz des besten Willens des Gouverneurs Don Pascal Echaguo und des Interesses, das mir die brave Einwohnerschaft von Gualeguay zutrug, mußte ich die Entscheidung des Diktators von Buenos-Ayres abwarten, und dieser entschied nichts. Damals war es Rosas, mit dem wir uns noch später bei Gelegenheit Montevideo's beschäftigen werden.

Als meine Wunde geheilt war, begann ich Spaziergänge zu machen, diese waren aber auf Befehl der Behörden beschränkt; zum Ersatz für meine konfiscirte Goëlette gab man mir täglich einen Thaler, was für dieses Land, wo man Alles fast umsonst bekommt und wo man nicht Gelegenheit zu Ausgaben hat, viel ist; das wog aber Alles nicht die Freiheit auf. Uebrigens mußte diese tägliche Ausgabe auch das Gouvernement belästigen, denn man machte mir Vorschläge zur Flucht; aber die Leute, die mir solche vertraulichen Eröffnungen machten, sollten, ohne es zu wissen, mich nur verführen. Man sagte mir, daß der Gouverneur mein Verschwinden nicht bedauern würde, und man brauchte bei mir keine Gewaltmittel anzuwenden, mich zu einem Entschlusse zu bewegen, der bereits in mir reifte. Der Gouverneur von Gualeguay war seit der Abreise Don Pascal Echaguo's ein gewisser Leonardo Millan; bis dahin hatte er sich gegen mich weder gut, noch schlecht benommen, und ich hatte keinen Grund, mich über ihn zu beklagen, obgleich er mir wenig Interesse bezeigte.

Ich entschloß mich also zur Flucht und traf dazu meine Vorbereitungen, um bei erster günstiger Gelegenheit bereit zu sein. An einem stürmischen Abende ging ich deshalb nach dem Hause eines alten braven Mannes, den ich öfter zu besuchen pflegte und der drei Meilen weit auf dem Lande wohnte; ich theilte ihm jetzt meinen Entschluß mit und bat ihn, mir Pferde und einen Führer zu besorgen, mit denen ich eine Estancia zu erreichen hoffte, welche von einem

Engländer gehalten wurde und auf dem linken Ufer der Parana lag. Dort glaubte ich zweifellos irgend ein Fahrzeug zu finden, das mich unerkannt nach Buenos-Ayres oder Montevideo bringen könnte. Er besorgte mir Führer und Pferde und wir begannen unsern Weg quersfeldein, um nicht entdeckt zu werden. Wir hatten beinahe vierundfünfzig Meilen zurückzulegen, was sich, wenn wir immer in Galopp blieben, wohl in einer halben Nacht bewerkstelligen ließ.

Mit Tagesanbruch hatten wir Ibiqual vor Augen, das kaum eine halbe Meile vom Flusse liegt; der Führer bat mich nun, mich in einem Wäldchen aufzuhalten, wo er mich wieder auffuchen würde, wenn er Erkundigungen eingezogen hätte. Ich willigte ein, er verließ mich und ich blieb allein.

Ich stieg aus dem Sattel, hing den Zügel meines Pferdes über einen Baumast und legte mich unter denselben Baum. So wartete ich zwei oder drei Stunden, bis ich mich überzeugte, daß mein Führer nicht wiederkommen würde; nun erhob ich mich und beschloß, an den nahen Rand des Wäldchens zu gehen, in dem Augenblicke aber, wo ich hier ankam, hörte ich hinter mir einen Gewehrschuß und das Zischen der Kugel im Laube. Ich wandte mich um und sah ein Reiter-Detachement, das mich mit dem Säbel in der Hand verfolgte; sie waren schon zwischen mir und meinem Pferde. Es war unmöglich, zu fliehen, unnütz, mich zu vertheidigen — ich ergab mich also.

Das Hängespiel.

Man band mir die Hände auf den Rücken, setzte mich in den Sattel, band mir dann die Füße wie die Hände und befestigte sie an den Satteltgurt. In diesem Aufzuge wurde ich nach Gualeguay zurückgeführt, wo mich, wie man hören wird, eine üble Behandlung erwartete.

Man wird mich gewiß nicht beschuldigen, daß ich zu empfindlich in Bezug auf meine eigene Person sei; ich gestehe aber, daß ich jetzt noch jedesmal schaudere, wenn ich an diese Lage in meinem Leben zurückdenke.

Vor Don Leonardo Millan geführt, wurde ich von ihm aufgefordert, Die zu nennen, welche mir die Mittel zur Flucht verschafft hätten; es versteht sich von selbst, daß ich erklärte, ich allein hätte meine Entweichung vorbereitet und ausgeführt. Da ich nun gebunden war und Don Leonardo Millan von mir nichts zu fürchten hatte, kam er auf mich zu und schlug mich mit seiner Peitsche, worauf er seine Fragen und ich mein Leugnen erneuerte. Darauf befahl er, mich in das Gefängniß abzuführen, und setzte ganz leise einige Worte an meine Wächter hinzu.

Diese Worte enthielten den Befehl, mir die Tortur zu geben.

Als wir in die mir bestimmte Zelle gekommen waren, ließen meine Wächter mir die Hände auf den Rücken gebunden, zogen ein neues Seil durch dieselben hindurch, schlangen das andere Ende um einen Deckbalken und zogen mich bis zu vier oder fünf Fuß vom Boden empor, so daß ich in der Luft hing.

Nun kam Don Leonardo Millan wieder in mein Ge-

fängniß und fragte mich, ob ich bekennen wolle. Ich konnte ihm nur in das Gesicht speien und rächte mich auf diese Weise.

„Gut!“ sagte er, sich zurückziehend. „Wenn der Gefangene Lust hat, zu gestehen, werdet Ihr mich rufen, und wenn er gestanden hat, kann er wieder herabgelassen werden.“

Hierauf ging er.

So blieb ich zwei Stunden aufgehängt. Die ganze Last meines Körpers ruhte auf den blutigen Handgelenken und den verrenkten Schultern. Mein ganzer Körper brannte wie ein Feuerofen; jeden Augenblick verlangte ich Wasser, und meine Wächter, die menschlicher als meine Henker waren, gaben es mir; wenn ich das Wasser aber trank, vertrocknete es sogleich in meinem Magen, als ob man es auf eine rothglühende Eisenplatte gegossen hätte. Man kann sich nur eine Vorstellung von meinen Leiden machen, wenn man die Beschreibung der Torturen der Gefangenen im Mittelalter liest. Endlich, nach Verlauf von zwei Stunden, hatten meine Wächter Mitleid mit mir oder hielten mich für todt, denn sie ließen mich herab; — ich fiel in meiner ganzen Länge auf den Boden hin.

Ich war nur noch eine unbewegliche Masse ohne anderes Gefühl als einen dumpfen und tiefen Schmerz, nicht viel mehr als ein Leichnam. In dieser Lage und ohne daß ich wußte, was man mit mir that, legte man mich in Fesseln.

Ich hatte fünfzig Meilen, mitten durch Sümpfe, mit gebundenen Händen und Füßen zurückgelegt, die in dieser Jahreszeit so zahlreichen und zudringlichen Fliegen hatten mein Gesicht und meine Hände zu einer einzigen Geschwulst gemacht; zwei Stunden lang hatte ich eine entsetzliche Tortur ausgehalten, und als ich wieder zu mir kam, war ich Seite an Seite mit einem Mörder zusammengefesselt.

Obgleich ich bei den schrecklichen Qualen nicht ein einziges Wort gesagt hatte und Don Jacinto Andreas nichts für meine Flucht konnte, war auch er verhaftet worden; alle Landbewohner waren in Angst.

Ohne die Sorge einer Frau, die für mich ein Engel der Barmherzigkeit wurde, wäre ich gestorben; sie überwand alle Furcht und kam dem armen Gequälten zu Hülfe.

Sie war eine Madame Alleman.

Dank dieser sanften Wohlthäterin fehlte es mir an Nichts in meinem Gefängnisse.

Wenige Tage später ließ mich der Gouverneur, da er einsah, es sei unnütz, mich zum Sprechen bewegen zu wollen, und überzeugt war, daß ich eher sterben, als meine Freunde verrathen würde, da er wahrscheinlich die Verantwortlichkeit dieses Todes aber nicht auf sich nehmen wollte, in die Hauptstadt der Provinz Bajada bringen. Hier blieb ich zwei Monate im Kerker, worauf mir der Gouverneur sagen ließ, ich könne frei aus der Provinz gehen.

Obgleich ich mich zu entgegengesetzten Ansichten wie Echaguo bekenne und seitdem mehr als einmal ihm im Kampfe gegenübergestanden habe, will ich doch nicht verschweigen, wie verpflichtet ich ihm bin, und heute noch möchte ich ihm gern meine Erkenntlichkeit für Alles, was er an mir gethan, und besonders dafür, daß er mir die Freiheit wiedergegeben hat, beweisen.

Später ließ das Kriegsglück alle militairischen Chefs der Provinz Gualeguay in meine Hand fallen und ich habe sie sämmtlich, ohne die geringste Beleidigung der Person oder ihres Eigenthums, wieder in Freiheit gesetzt.

Was Don Leonardo Millan anbetraf, so wollte ich ihn nicht wiedersehen, denn ich fürchtete, sein Anblick könne mich bei der Erinnerung an meine Leiden zu einer meiner selbst unwürdigen Handlungsweise fortreißen.

Reise in der Provinz Rio-Grande.

Von Bajada aus miethete ich einen Platz auf einer italienischen Brigg, Capitain Ventura. Dieser Mann war ein in jeder Beziehung empfehlenswerther und würdiger Mann; er behandelte mich mit der ritterlichsten Großmuth und brachte mich bis an die Mündung des Iguassu, eines Zuflusses der Parana, von wo ich mich auf einem, von Pascal Carbone befehligten Küstenfahrzeuge nach Montevideo einschiffte.

Ich hatte Glück; auch Carbone benahm sich ausgezeichnet gut gegen mich. Glück und Unglück kommt nie allein, mit letzterem war ich jetzt zu Ende gelangt und nun folgte das erstere ohne Unterbrechung.

In Montevideo fand ich eine Menge Freunde, von denen ich besonders Jean Baptiste Cuneo und Napoleon Castellini nennen will; bald kam auch Rosetti wieder zu mir, den ich, wie man sich erinnern wird, in Montevideo verlassen hatte; er kam von Rio-Grande, wo er von diesen stolzen Republikanern sehr gut aufgenommen worden war.

Meine Verfolgung dauerte in Montevideo fort; einen scheinbaren Vorwand dazu gab mein Widerstand gegen die Rationen und die Verluste, die sie durch uns erlitten hatten. Dies zwang mich, einen Monat lang in dem Hause meines Freundes Pazante verborgen zu bleiben.

Endlich wurde mir diese Zurückgezogenheit unerträglich, so sehr sie auch durch die Besuche vieler Landsleute, die sich um diese Zeit der Ruhe und des Friedens hier niedergelassen hatten und mit ihren Freunden aus der alten Welt gastfreundlich lebten, angenehmer gemacht wurde. Der Krieg und besonders die Belagerung von Montevideo änderte die

Lage der meisten, und so gut diese auch gewesen war, wurde sie damit schlecht und sogar sehr schlecht. Arme Leute, die ich oft bedauert habe! — leider konnte ich nicht mehr für sie thun.

Als nach Verlauf eines Monats die Zeit zu meiner Abreise herangerückt war, reisten Rosetti und ich nach Rio-Grande; wir mußten den Weg zu Pferde machen, was mir zum großen Vergnügen gereichte; wir reisten, wie man dort sagt, à escotero.

Ich muß erklären, was man unter dieser Art von Reisen, die in Betreff der Schnelligkeit die Post, so gut diese auch in civilisirten Ländern sein mag, weit hinter sich läßt, versteht.

Mag man nämlich zu Zweien, Dreien oder Vieren sein, so nimmt man etwa zwanzig Pferde mit sich, die daran gewöhnt sind, den Berittenen zu folgen; wenn der Reiter merkt, daß sein Pferd müde ist, so springt er aus dem Sattel, wirft diesen auf ein lediges Pferd, giebt letzterem die Sporen, macht dann drei oder vier Lieues im Galopp, wechselt es wieder und setzt dies so fort, bis man Halt macht; die müden Pferde erholen sich dabei wieder auf dem Wege, da sie von Sattel und Reiter frei geworden sind. Während des kurzen Aufenthaltes der Reiter, um das Pferd zu wechseln, reißt die ganze Horde mit den Zähnen ein paar Kräuter ab und trinkt, wenn sie Wasser findet; nur Morgens und Abends wird eine wirkliche Rast gemacht.

Auf solche Weise kamen wir nach Piratinin, dem Sitz des Gouverneurs von Rio-Grande; die Hauptstadt war eigentlich Porto-Allegro, da sie sich aber in den Händen der Kaiserlichen befand, war der Sitz der Regierung nach Piratinin verlegt worden.

Piratinin ist sicherlich einer der schönsten Landschaften der Welt mit seinen beiden Partien, der der Ebenen und der anderen der Berge. Erstere ist durchaus tropisch, denn in n

findet da die Banane, das Zuckerrohr und die Orange; zwischen ihren Stämmen leben die Klapper-, die schwarzen und Korallenschlangen, dort schweifen auch, wie in den Dschungeln Indiens, der Tiger, der Jaguar und der Puma, der gutartige Löwe von der Gestalt eines großen St. Bernhards-Hundes, umher.

Die Bergregion ist so gemäßigt wie mein schönes Klima von Nizza; dort wachsen die Pfirsiche, die Birnen, Pflaumen, kurz alle Früchte Europa's, da stehen diese prächtigen Wälder, die keine Feder beschreiben kann, mit ihren mastengeraden Fichten, die oft bis zweihundert Fuß Höhe erreichen und deren Stamm kaum fünf oder sechs Menschen umspannen können. Im Schatten dieser Fichten blühen die Taquaro's, gigantische Schilfpflanzen, die, ähnlich den Farren der antediluvianischen Welt, bis zu achtzig Fuß emporsteigen und die an ihrer Basis den Umfang eines Menschen, erreichen; hier findet man auch die Barba de poa — buchstäblich den Bart der Bäume — deren man sich wie der Serviette bedient, und diese Lianen, die durch ihre vielfachen Verschlingungen die Wälder unzugänglich machen; auch die Lichtungen, Campestres genannt, finden sich hier, auf denen ganze Städte entstehen, wie Lima da Serra, Baccaria, Lages. Dies sind nicht drei Städte, sondern drei kleine Provinzen mit kaukasischer Bevölkerung, portugiesischen Stammes, die sich durch homerische Gastfreundschaft auszeichnet.

Der Reisende braucht hier kein Wort zu sagen, um Nichts zu bitten; ruhig tritt er in das Haus und geht in die Gaststube; dann kommen die Diener, ohne daß man sie rief, kleiden ihn aus und waschen ihm die Füße; er bleibt so lange wie er will, sagt nicht Lebewohl, dankt nicht, wenn er nicht will, und dessenungeachtet kann sein Nachfolger auf denselben freundlichen Empfang wie er rechnen.

Das ist die Jugend der Natur, ist der Morgen der Menschheit.

Die Lagune von Los Patos.

Als ich in Piratinin angekommen war, wurde ich durch das Gouvernement der Republik äußerst gut empfangen. Bento Gonzales — ein wahrer irrender Ritter von der Tafelrunde Karls des Großen, dem Herzen nach ein Bruder des Olivier und Roland, ebenso kraftvoll, beweglich und aufrichtig wie sie, übrigens ein wahrhafter Centaur, wie ich keinen, außer General Netto, jemals ein Pferd habe bändigen sehen, das wahre Modell eines Kavaliere — war nicht anwesend und befand sich an der Spitze einer Kavallerie-Brigade, die gegen Sylva Tanaris, einen kaiserlichen General, kämpfen sollte, auf dem Marsche. Letzterer hatte über den Kanal San-Gonzales gesetzt und verwüstete diesen Theil der Provinz Piratinin und ein in seiner Gebirgslage reizendes kleines Dorf, den Hauptort des gleichnamigen Departements, der nach allen Seiten hin von der kriegerischsten und der Sache der Freiheit ganz ergebenen Bevölkerung umgeben wurde.

In seiner Abwesenheit empfing mich der Finanzminister Almeida.

Noch ein Wort über Rio-Grande, von dem man, seinem Namen zufolge, glauben könnte, daß es an irgend einem großen Flusse läge oder ein solcher selbst sei.

Rio-Grande ist die Lagune von Los Patos (Entensee) und kann ungefähr dreißig Lieues lang sein. Es liegt — besonders einige Gründe, von denen wir später noch hören werden — tief und ist reichlich mit Kaimans bevölkert; fünf Flüsse, die seiner nördlichen Grenze zufließen und wie eine Hand erscheinen, deren Wurzel das Ende der Lagune ist,

bilden es. Von einem Orte aus, der deshalb Biamao genannt wird, kann man alle fünf Flüsse erblicken. Ich habe diese Gegend gesehen.

Biamao hatte den Namen verändert und hieß damals Settembrina, zum Andenken an die Proclamation der Republik im September.

Da ich in Piratinin keine Beschäftigung hatte, bat ich, mich der Operations-Kolonne gegen San-Gonzales, die vom Präsidenten befehligt wurde, anschließen zu dürfen. Hier sah ich diesen Tapfern zum ersten Male und brachte einige Tage mit ihm zu; er war wirklich ein verzogenes Kind der Natur, denn sie hatte ihn mit Allem ausgestattet, was den Helden macht. Als ich ihn kennen lernte, war Bento Gonzales bereits sechszig Jahre alt; von hoher und schlanker Figur, saß er, wie gesagt, mit bewunderungswürdiger Grazie und Leichtigkeit zu Pferde; man hätte ihn so auf fünfundzwanzig Jahre schätzen können. So tapfer und vom Glück begünstigt, wie er war, würde er, wie ein Ritter Ariosts, nicht einen Augenblick gezögert haben, einen Riesen anzugreifen, hätte dieser auch die Figur Polyphems und die Rüstung des Ferragus gehabt. Als einer der Ersten hatte er zum Kriege aufgerufen, keineswegs aus persönlichem Ehrgeiz, sondern wie jedes andere Kind dieses kriegerischen Volkes. Im Lager lebt er, wie der niedrigste Prairie-Bewohner, von gebratenem Fleisch und reinem Wasser. Am ersten Tage, an dem wir uns sahen, lud er mich zu seinem frugalen Mahle ein und wir unterhielten uns dabei mit derselben Vertraulichkeit, als wären wir Jugendkameraden und einander ganz gleich gewesen. Mit solchen natürlichen und angelernten Gaben mußte Gonzales das Idol seiner Mitbürger werden, und mit solchen Gaben war er seltsamerweise dennoch fast immer in seinen kriegerischen Unternehmungen unglücklich, woher ich auf die Ueberzeugung gekommen bin, daß der Zufall im Kriege und im Schicksal der Helden viel mehr gilt, als das Genie.

Ich folgte der Kolonne bis Camodos, ein Uebergang über den Kanal San-Gonzales, der die Lagune von Los Patos mit Merin verbindet. Als Sylva Tanaris hörte, daß sich eine Kolonne der republikanischen Armee näherte, hatte er sich schleunigst zurückgezogen. Da er ihn nicht mehr erreichen konnte, ging der Präsident zurück, ich machte es natürlich ebenso und folgte ihm auf dem Wege nach Piratinin.

Um diese Zeit erhielten wir Nachricht von der Schlacht bei Rio-Pardo, woselbst die kaiserliche Armee von den Republikanern vollständig geschlagen worden war.

18.

Ausrüstung der Lancionen zu Camacua.

Ich wurde nun mit der Ausrüstung zweier Lancionen beauftragt, die auf dem Camacua lagen, einem dem Kanal von San-Gonzales beinahe parallel laufenden Flusse, der, wie dieser, in die Lagune von Los Patos mündet. Theils aus den von Montevideo gekommenen Matrosen, theils aus denen, die ich zu Piratinin fand, hatte ich etwa dreißig Menschen jeder Nationalität zusammengebracht; es versteht sich, daß, unglücklicherweise für ihn, mein lieber Louis Carniglia dazu gehörte. Außerdem bekam ich als neuen Zuwachs einen riesengroßen Franzosen, geborenen Bretagner, den wir Groß-Jean nannten, und einen anderen, Namens François, einen richtigen Flibustier und würdigen Küstenbruder.

Wir kamen nach Camacua; hier fanden wir noch einen Amerikaner, Namens John Griggs, der auf einer Meiererei Bento Gonzales' wohnte und die Beendigung des Baues zweier Sloop's überwachen sollte.

Man hatte mich zum Führer dieser noch im Bau begriffenen Flotte mit dem Grade eines Capitano tenente (Capitain-Lieutenant) ernannt.

Mit diesem Baue war es eine sonderbare Sache, die der wohlbekannten amerikanischen Ausdauer alle Ehre machte. Von einer Seite holte man das Holz herbei, von der andern das Eisen; zwei oder drei Zimmerleute bearbeiteten das Holz, ein Mulatte schmiedete das Eisen. Auf diese Weise waren die beiden Sloop's von den Nägeln an bis zu den Eisenreifen des Mastes hergestellt worden.

Nach Verlauf von zwei Monaten war das Geschwader segelfertig; jedes der beiden Fahrzeuge wurde mit zwei kleinen Bronzekanonen armirt, vierzig Schwarze und Mulatten wurden zu den dreißig Europäern gegeben und damit die beiden Schiff'srollen bis auf siebzig Mann gebracht. Von den Lancionen hatte die eine etwa fünfzehn bis achtzehn, die andern zwölf bis fünfzehn Tonnen Last.

Ich übernahm den Befehl der größeren, die wir „Rio-Bardo“ taufte, John Briggs erhielt die andere, die „der Republikaner“ hieß. Rosetti war in Piratinin geblieben, um das Journal „das Volk“ zu redigiren.

Sobald der Bau beendet war, liefen wir in die Lagune des Los Patos und machten in den nächsten Tagen ein paar unbedeutende Brisen.

Die Kaiserlichen vermochten uns zwei Sloop's von zusammen achtundzwanzig Tonnen, dreißig Kriegsböte und ein Dampfschiff gegenüber zu stellen; aber wir hatten den Vortheil der Untiefen, denn die Lagunen konnten von größeren Fahrzeugen nur auf einer Art von Kanal befahren werden, der an ihrem östlichen Gestade entlang ging. Auf der andern Seite hingegen war das Wasser so seicht, daß wir, trotz des geringen Tiefganges unserer Schiffe, mehr als dreißig Schritte durch dasselbe waten mußten, um an Bord zu gelangen. Die Sandbänke erstreckten sich beinahe wie die Zähne

eines Rammes in die Lagune hinein, nur waren diese Zähne sehr weit von einander entfernt.

Wenn wir an die Küste heran mußten, sobald die Kanone eines Kriegsbootes oder das Dampfschiff uns belästigte, rief ich: „Vorwärts in das Wasser, meine Enten!“ und meine Enten sprangen in das Wasser, hoben die Lancione mit den Armen in die Höhe und trugen sie auf die andere Seite der Sandbank.

Bei alle dem nahmen wir ein reich beladenes Schiff, führten es auf die östliche Seite des See's bei Camacua und verbrannten es da, nachdem wir daraus Alles, was sich nehmen ließ, genommen hatten.

Dies war die einzige Prise, die der Mühe werth war, und machte unserer kleinen Marine große Freude; zunächst bekam Jeder seinen Antheil an der Beute und aus dem Ueberschuß ließ ich meinen Leuten Uniformen machen. Die Kaiserlichen, die uns sehr verachtet hatten und bei keiner Gelegenheit uns zu verspotten unterließen, fingen unsere Wichtigkeit zu begreifen an und brauchten eine Menge Schiffe, um ihren Handel zu schützen. Das Leben, das wir führten, war, bei der numerischen Ueberlegenheit unserer Feinde, ein thätiges und gefährliches, gleichzeitig aber auch anziehend, pittoresk und sagte ganz meinem Charakter zu. Wir waren nicht allein Seeleute, sondern nöthigenfalls auch Reiter; im Augenblicke der Gefahr fanden wir so viel und noch mehr Pferde, als wir brauchten, und in zwei Stunden konnten wir eine zwar gerade nicht elegante, doch aber furchtbare Eskadron formiren.

Die ganze Lagune entlang fand man Estancias, welche ihre Eigenthümer bei der Nähe des Kriegsschauplatzes verlassen hatten; wir fanden daselbst Thiere aller Art, Pferde und Futter; außerdem gab es in jeder dieser Meiereien noch einiges bebautes Land, auf dem wir Weizen im Ueberfluß, süße Pataten und oft ausgezeichnete Drangen fanden, von

welchen letzteren diese Gegend die besten in ganz Süd-Amerika hervorbringt. Die Truppe, die mich begleitete, war eine wahrhaft kosmopolitische und bestand aus Menschen jeder Farbe und jeden Volkes. Ich behandelte sie mit einer Güte, die vielleicht bei solchen Menschen nicht angebracht ist, aber ich kann versichern, daß mich diese Güte nie gereut hat, denn Jeder gehorchte auf das erste Wort und Keiner brachte mich jemals in die Lage, mich ärgern oder strafen zu müssen.

19.

Die Estancia della Barra.

An dem Camacua, woselbst wir unser kleines Arsenal hatten und von wo die republikanische Flotille ausgesegelt war, wohnten auf einer großen Ebene alle Familien der Brüder, sowie die weitläufigeren Verwandten von Bento Gonzales; zahllose Heerden weideten auf diesen prächtigen Feldern, die der Krieg verschont hatte, da sie sich außer dem Bereiche seiner zerstörenden Macht befanden.

Die ländlichen Erzeugnisse waren hier in einem Ueberflusse aufgehäuft, von dem man in Europa keine Idee haben kann. Ich habe bereits gesagt, daß man in keinem Lande der Welt eine freimüthigere und herzlichere Gastfreundschaft findet, als hier; diese fanden wir auch in den Häusern, wo die vollkommenste Sympathie für uns herrschte.

Die Estancias, deren Gäste wir wegen ihrer nahen Lage am Flusse und der guten Aufnahme, deren wir dort sicher waren, am häufigsten wurden, gehörten Donna Anna und Donna Antonia, zwei Schwestern des Präsidenten; erstere lag am Ufer des Camacua, letztere am Arroyo-Grande.

Ich weiß nicht, ob es allein eine Wirkung meiner Phantasie oder ein Privilegium meiner sechsundzwanzig Jahre war — aber die ganze Welt schien meinen Augen schön, und ich kann versichern, daß keine Periode meines Lebens meinem Geiste noch so gegenwärtig ist und so reizvoll erscheint, als die, von der ich eben spreche. Besonders war das Haus Donna Anna's für mich ein wahres Paradies; obgleich diese liebenswürdige Dame nicht mehr jung war, war sie doch vom fröhlichsten Temperamente. Bei ihr wohnte eine ganze Familie von Emigrirten aus Belotas, einer Stadt, deren Chef der Doktor Paolo Ferreira war; drei junge Mädchen, deren eine immer reizender als die andere war, zierten diese köstlichen Räume. Die eine derselben, Manoela, war die unbeschränkte Beherrscherin meines Herzens; wenn ich auch nicht hoffen durfte, sie jemals zu besitzen, so hinderte mich dies doch nicht, sie zu lieben.

Sie war mit einem Sohne Bento Gonzales' verlobt.

Indessen fand sich einmal, wo ich in Gefahr schwebte, Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß ich der Dame meines Herzens nicht gleichgültig sei, und diese Offenbarung ihrer Neigung tröstete mich darüber, daß sie mir nie angehören dürfe. Die Frauen von Rio-Grande sind im Allgemeinen sehr schön, die Männer wurden galanterweise gern ihre Sklaven, aber alle trugen ihrem Idole nicht eine so reine und uneigennützigte Verehrung wie ich Manoela zu. Sowie uns ein konträrer Wind, ein plötzlicher Sturm oder irgend eine Expedition in den Arroyo-Grande oder nach Camacua trieb, war dies ein Fest für uns; das Wäldchen von Firiva, das den Eingang zu dem ersteren bezeichnete, oder der Drangen-Wald, der die Mündung des andern maskirte, wurde jedesmal mit drei freudigen Hurrahs, die unsern liebevollen Enthusiasmus bewiesen, begrüßt.

Als wir eines Tages, nachdem wir unsere Bote auf das Land gezogen hatten, bei der Estancia della Barra, die

Donna Antonia, der Schwester des Präsidenten, gehörte, vor einem Schuppen angekommen waren, in dem man das Fleisch salzte oder dörkte — man nennt ihn deshalb hier zu Lande Galpon da chargueada — hörten wir, daß Oberst Juan Pietro de Abrecu mit dem Beinamen Moringo, d. h. der Marder, den er wegen seiner Schlaueit erhalten hatte, sich ungefähr zwei oder drei Lieues von uns mit siebenzig Mann Kavallerie und achtzig Infanteristen ausgeschildt habe. Dies war um so glaublicher, da wir wußten, daß Moringo nach der Fortnahme der Feluke, die wir nach Besitzergreifung der auf ihr befindlichen Kostbarkeiten verbrannten, einen Eid gethan hatte, sich zu rächen.

Ich freute mich über diese Nachricht. Die Männer, die Oberst Moringo kommandirte, waren deutsche und österreichische Söldner, die ich nicht ungern die Schuld bezahlen ließ, welche jeder gute Italiener mit ihren europäischen Brüdern kontrahirt hat.

Wir waren zwar im Ganzen nur sechszig Mann, aber ich kannte meine sechszig Mann, und mit ihnen glaubte ich nicht nur hundertundfünfzig, sondern auch dreihundert Oesterreichern Stand halten zu können.

Ich schickte deshalb nach allen Seiten Rundschafter aus und behielt fünfzig Mann bei mir.

Die zehn oder zwölf Leute, welche ich auf Reconnoissance ausgeschildt hatte, kamen alle mit derselben Antwort zurück:

„Wir haben nichts gesehen.“

Es fiel ein starker Nebel und mit seiner Hülfe hatte der Feind ihren Nachforschungen entgehen können. Ich beschloß aber, mich nicht unbedingt auf die Einsicht dieser Leute zu verlassen, sondern auch noch den Instinkt der Thiere zu Rathe zu ziehen. Wenn eine solche Expedition im Werke ist und Menschen aus fremder Gegend um eine Cancia herum-schleichen, um sie zu überfallen, so geben gewöhnlich die Thiere,

die den Fremden merken, Zeichen von Unruhe von sich; darin täuscht sich der Aufmerksame nie.

Diese Thiere, die von meinen Leuten aufgeschreckt worden waren, tummelten sich rings um die Estancia herum, ohne zu zeigen, daß irgend etwas Ungewöhnliches in der Umgegend vor sich gehe.

Nun glaubte ich keinen Ueberfall mehr befürchten zu dürfen; ich befahl daher meinen Leuten, ihre geladenen Gewehre und die Munition in die Ricken zu stellen, die ich in dem Schuppen hatte anbringen lassen, und ich gab ihnen das Beispiel sicherer Ruhe, indem ich zu frühstücken begann und sie aufforderte, dasselbe zu thun. Eine solche Einladung nahmen sie immer an, ohne sich lange zu besinnen.

Gott sei Dank, fehlte es nicht an Lebensmitteln.

Als das Frühstück beendet war, schickte ich Jeden an sein Werk. Meine Leute arbeiteten eben so gut, als sie aßen, d. h. von Herzen gern; sie ließen sich also auch dieses Mal nicht lange bitten. Einige gingen zu den Lacionen, die wir auf den Strand gezogen hatten und ausbessern mußten, andere begaben sich in die Schmiede, ein paar in das Gehölz, um Kohlen zu brennen, wieder andere angelten nach Fischen.

Ich blieb allein mit dem Meister Koch zurück, der seine Küche unter freiem Himmel vor der Thür des Schuppens etablirt hatte und auf den Kessel achtete oder die Töpfe abschäumte. Ich selbst schlürfte mit vielem Vergnügen meinen Thee, eine Sorte Paraguays, die man aus einem Kürbis vermittelst einer Glas- oder Holzröhre genießt.

Ich fürchtete auch keinen Augenblick, daß Oberst Marder durch irgend eine List die Wachsamkeit meiner Leute getäuscht, unsern Thieren Vertrauen eingeflößt haben und mit seinen hundertundsünfzig Oesterreichern in einem kaum fünf- oder sechshundert Schritte von uns entfernten Gehölze platt auf dem Bauche liegen könne.

Plötzlich hörte ich zu meiner großen Ueberraschung hinter mir feuern. Ich wandte mich um. Infanterie und Kavallerie sprengten im Galopp heran, jeder Reiter hatte einen Mann hinter sich auf dem Pferde; die, welche auf den Pferden nicht mehr Platz hatten finden können, liefen nebenher und hielten sich an die Mähnen.

Mit einem Satz sprang ich von meinem Sitz in den Schuppen; der Koch folgte mir, aber der Feind war bereits so nahe, daß mein Mantel in dem Momente, als ich die Schwelle überschritt, von einem Lanzenstich durchbohrt wurde.

Wie gesagt, waren die geladenen Gewehre in die Ricken gestellt worden; es waren ihrer sechszig. Ich ergriff eines und feuerte, dann ein zweites und drittes, und dies mit solcher Schnelligkeit, daß Niemand glauben konnte, ich sei allein, und so glücklich, daß drei Männer fielen.

Ein vierter, fünfter und sechster Schuß folgten den drei ersten; da ich in den dicken Haufen hineinschoß, traf jede Kugel.

Wäre es dieser Menge der Angreifer eingefallen, sich auf den Schuppen zu stürzen, so wäre es auf einmal mit dem Corsaren und seiner ganzen Carrière zu Ende gewesen; da sich aber der Koch bei mir befand und ebenfalls feuerte, ließ sich Oberst Marder bei aller Schlaueit täuschen und glaubte, wir wären Alle in dem Schuppen. Deshalb zogen er und seine Leute sich auf etwa hundert Schritte von dem Gebäude zurück und begannen zu tirailiren.

Dies rettete mich.

Da der Koch kein erfahrener Schütze und jeder verfehlte Schuß in dieser Lage ein großer Fehler war, befahl ich ihm, sich auf das Laden der abgeschossenen Gewehre zu beschränken und sie mir zuzureichen. Ich war überzeugt, daß meine Leute, die den Ueberfall des Feindes aus dem Schießen errathen mußten, Alles begreifen und mir zu Hülfe eilen würden.

Darin täuschte ich mich auch nicht. Zuerst erschien mein braver Louis Carniglia mitten in der Dampfwolke, die sich zwischen dem Schuppen und dem Feinde ausbreitete, der seinerseits ein Höllenseuer unterhielt. Bald nach ihm kamen Ignaz Bilbao, ein tapferer Biskaye, und ein nicht weniger kühner Italiener Namens Lorenzo. Im Augenblick waren sie an meiner Seite und folgten meinem Beispiele; dann stießen noch Eduard Mutru, Macemento Raphael und Procop — von den beiden Letzteren war der eine ein Mulatte, der andere ein Neger — und Francesco da Sylva zu uns. Anstatt sie hier auf das Papier zu schreiben, möchte ich die Namen dieser braven Gefährten, die, dreizehn an der Zahl, sich mit mir vereinigten und fünf Stunden lang gegen hundertundfünfzig Feinde kämpften, auf Erz graviren.

Die Feinde hatten alle Häuser, Baracken und Hütten unserer Umgebung besetzt und unterhielten ein furchtbares Feuer auf uns. Andere waren auf das Dach geklettert, rissen die Bedeckung ab und schossen oder warfen Feuerbrände durch die Löcher auf uns herab. Während ein Theil von uns das Feuer löschte, antwortete der andere dem feindlichen Gewehrfeuer, und zwei oder drei unserer Gegner fielen todt durch die Oeffnungen herab, die sie selbst gemacht hatten. Wir hatten mit unseren Bayonetten Schießscharten in die Mauern des Schuppens gebrochen und feuerten, ziemlich gut gedeckt, da hindurch.

Gegen drei Uhr that der Neger Procop einen glücklichen Schuß, der den Arm Oberst Moringo's zerschmetterte.

Als bald ließ dieser zum Rückzuge blasen und zog ab; die Verwundeten nahm er mit sich, ließ aber fünfzehn Todte auf dem Plage. Von meinen dreizehn Mann lagen fünf todt und steif da und fünf waren verwundet; von diesen starben noch drei an ihren Wunden, so daß mich dieses Gefecht, eines der heißesten, das ich mitgemacht habe, acht Menschen kostete.

Diese Art von Kämpfen war für uns um so mörderischer, als wir weder Arzt noch Chirurgus hatten; die leichtesten Wunden wurden allein mit frischem Wasser behandelt, das wir so oft als möglich von Neuem auslegten. Das war traurig, vielleicht barbarisch, aber es ließ sich einmal nicht anders thun.

Rosetti, der sich mit dem Rest unserer Gefährten zufällig zu Camacua befand, konnte zu seinem großen Bedauern nicht zu uns stoßen; ein Theil, der verfolgt wurde und ohne Waffen war, mußte sich durch Schwimmen über den Fluß retten, die übrigen zerstreuten sich in die Wälder, ein einziger wurde entdeckt und getödtet.

Dieser Kampf, der so gefährlich gewesen war und dennoch einen so glücklichen Ausgang genommen hatte, flößte unsern Leuten und den Bewohnern dieser Küste, die schon lange den Ueberfällen eines so kühnen und unternehmenden Feindes ausgesetzt gewesen war, das größte Vertrauen ein.

Moringo war übrigens der beste Expeditionschef der Kaiserlichen; besonders geschickt war er zu solchen Ueberfällen, und ich muß gestehen, daß er diesen hier mit einer Schlaueit geleitet hatte, die ihm zweifellos den Namen des Marders eingebracht haben würde, hätte er denselben nicht schon geführt. Da er in diesem Lande, das er, wie bereits erwähnt, genau kannte, geboren und mit einer über alle Probe erhabenen List und Unererschrockenheit begabt war, fügte er der republikanischen Sache großen Schaden zu und ohne Zweifel ist ihm das Kaiserreich Brasilien den größten Dank für die Unterwerfung dieser tapfern Provinz schuldig.

Wir feierten indessen unsern Sieg; Donna Antonia gab uns ein Fest auf ihrer Estancia, die etwa zwölf Meilen von dem Schuppen, in dem wir den Kampf bestanden hatten, entfernt lag.

Bei diesem Feste erfuhr ich, daß ein schönes junges

Mädchen bei der Kunde von der Gefahr, die ich lief, erbleicht war und dringend um Nachrichten von meinem Leben und Wohlfsein gebeten hatte — ein Sieg, der meinem Herzen theurer war als der blutige, den ich erfochten hatte. O, schöne Tochter des amerikanischen Continents! stolz und glücklich war ich, Dir anzugehören, sei es auch nur in Deinen Gedanken. Du hattest die Bestimmung, einem Andern zu gehören, und mir bewahrte das Schicksal eine andere Blume Brasiliens, die ich heute noch beweine und die ich mein ganzes Leben lang beweinen werde. — Süße Mutter meiner Kinder! Sie lernte ich nicht im Siege kennen, sondern in Unglück und Schiffbruch, und mehr als meine Jugend, meine äußere Erscheinung und meine Verdienste fesselte sie das Unglück für das Leben an mich.

Anita! theure Anita!

20.

Expedition nach Santa-Catharina.

Nur Weniges und Unwichtiges stieß mir noch auf der Lagune des Los Patos nach dieser Begebenheit zu.

Wir begannen zwei neue Lancionen zu bauen; die ersten Materialien dazu nahmen wir aus unserer letzten Prise und an der Vollendung arbeiten nicht wir allein, sondern auch die Einwohner der Nachbarschaft, welche uns wacker dabei halfen.

Als die beiden neuen Fahrzeuge fertig und ausgerüstet waren, erhielten wir den Befehl, uns mit der republikanischen Armee zu vereinigen, die damals Porto-Allegro, die Hauptstadt der Provinz, belagerte. Die Armee that daselbst

nichts und wir konnten während der ganzen Zeit, die wir auf diesem Theile des See's zubrachten, ebenso wenig etwas thun.

Diese Belagerung wurde von Bento Manuel geleitet, dem alle Welt mit vollem Rechte großes militairisches Verdienst, sowohl als Feldherr wie als Organisator, zusprach; es ist derselbe, der nachher die Republikaner verrieth und zu den Kaiserlichen überging.

Man beabsichtigte eine Expedition gegen Santa-Catharina; auch ich wurde befehligt, daran Theil zu nehmen und unter das Kommando des Generals Canavarro gestellt.

Nur gab es noch eine Schwierigkeit, nämlich daß wir nicht aus dem See herauskommen konnten, da seine Mündung durch die Kaiserlichen bewacht wurde.

Am südlichen Ufer lag die befestigte Stadt Rio-Grande, am nördlichen San-José, eine kleinere, aber ebenfalls befestigte Stadt; diese beiden Orte befanden sich, ebenso wie Porto-Allegro, noch in den Händen der Kaiserlichen und machten sie zu Herren der Aus- und Einfahrt des See's; zwar besaßen sie nur diese drei Punkte, das reichte aber auch hin.

Indessen giebt es für Leute, wie ich sie kommandirte, nichts Unmögliches.

Ich machte den Vorschlag, man möge die beiden kleinsten Lancionen unter einem sehr guten Seemann, Namens Zefferrino de Utra, in der Lagune zurückbleiben lassen, ich wolle dagegen mit den beiden andern, Briggs und die abenteuerlichsten unserer Abenteurer mit mir nehmend, die Expedition mitmachen und zu Wasser operiren, während General Canavarro zu Lande vorgehen sollte.

Das war ein ganz hübscher Plan, nur handelte es sich darum, ihn zur Ausführung zu bringen. Ich schlug vor, zwei Wagen zu bauen, die so groß und so stark wären, um auf jeden eine Lancione zu setzen, und vor dieselben so viel

Ochsen und Pferde zu spannen, als nöthig wären, sie fortzuziehen.

Mein Plan wurde gebilligt, und ich erhielt den Auftrag, ihn auszuführen. Bei einigem Nachdenken änderte ich daran noch Folgendes:

Durch einen geschickten Wagenbauer, Namens Abreu, ließ ich acht ungeheure Räder von größter Solidität und aus Material, das mit der Last, die sie tragen sollten, im Verhältnisse stand, anfertigen. An einem Ende des See's, der Rio-Grande gegenüber, also nach Nord-Osten liegt, fließt tief im Thale ein kleiner Bach aus der Lagune des Los Patos in den Tramandaisee, auf den wir unsere beiden Lancionen schaffen mußten. In dieses Thal ließ ich einen unserer Wagen hinabrollen, wobei ich ihn möglichst hemmte, dann hoben wir, ebenso, wie wir sie über die Sandbänke getragen hatten, die Lancionen so hoch, bis ihr Kiel auf der doppelten Achse ruhte. Hundert zahme Ochsen wurden mit den stärksten Seilen an die Deichseln gespannt, auf einmal angetrieben, und nun sah ich mit unbeschreiblicher Genugthuung das größte meiner Schiffe sich wie eine gewöhnliche Last fortbewegen.

Nun wurde auch der zweite Wagen herabgelassen, wie der erste beladen und glücklich in Bewegung gesetzt.

Die Landeseinwohner hatten ein seltsames und ungewöhnliches Schauspiel, daß zwei Schiffe nämlich, zu Wagen und von zweihundert Ochsen gezogen, eine Strecke von vierundfünfzig Meilen oder achtzehn Lieus ohne die mindeste Schwierigkeit und jeden unglücklichen Zufall zurücklegten. Als die Lancionen am Gestade des Tramandaisee's angekommen waren, wurden sie wieder auf das Wasser gebracht; dann wurden die kleinen Ausbesserungen vorgenommen, welche die Reise nothwendig gemacht hatte, die aber so geringfügig waren, daß die Schiffe nach drei Tagen schon wieder seefähig waren.

Der Tramandaisee wird von fließenden Gewässern gebildet, die auf dem östlichen Abhange der Bergkette do Espinasso entspringen; er öffnet sich gegen den atlantischen Ocean hin, ist dort aber so flach, daß die Tiefe zur Fluthzeit allein nur vier bis fünf Fuß erreicht. Außerdem ist das Meer an dieser von allen Seiten offenen Küste fast nie ruhig, dagegen meistens sogar stürmisch bewegt; das Brausen der Brandungswellen, die von den Seeleuten Pferde genannt werden, weil sie so vielen Schaum um sich werfen, hört man mehrere Meilen weit in das Innere des Landes hinein und oft hält man es für das Grollen des Donners.

21.

Abreise und Schiffbruch.

Als wir endlich segelfertig waren, warteten wir auf die Fluthzeit und wagten uns gegen vier Uhr Nachmittags in See. Unter solchen Umständen konnten wir wohl mit unserer alten Gewohnheit, mitten durch die Brandung hindurch zu schiffen, zufrieden sein, und dennoch vermag ich trotz dieser Gewohnheit heute nicht mehr zu erklären, durch welches mehr kühne als geschickte Manöver wir unsere beiden Fahrzeuge herausbrachten, obgleich wir, wie gesagt, die Stunde der Fluth gewählt hatten; erst mit Einbruch der Nacht hatten wir unsern Zweck erreicht und legten uns im Meere vor Anker jenseits dieser tobenden Brandung, deren Wuth sich zu mehren schien, als sie uns ihr entchlüpfen sah.

Es mag hier noch bemerkt sein, daß kein Schiff außer den unsrigen jemals aus dem Tramandai-See ausgelaufen war.

Gegen acht Uhr Abends lichteten wir die Anker und gingen unter Segel.

Am folgenden Tage, drei Uhr Nachmittags, scheiterten wir an der Mündung des Userigua, eines Flusses, der auf der Sierra do Espinasso entspringt und in der Provinz Santa-Catharina sich in das Meer ergießt, zwischen Tours und Santa-Maura. Von dreißig Mann Schiffsbesatzung waren sechszehn ertrunken. Ich will erzählen, wie sich dies schreckliche Unglück zutrug.

Seit Abend und dem Augenblick unserer Abfahrt wurde der Südwind bereits drohend, trieb schwere Wolken herauf und wehte mit großer Hestigkeit. Wir liefen die Küste entlang; der Rio-Bardo hatte, wie erzählt, dreißig Mann an Bord, eine zwölfpfündige Drehbasse, eine Menge von Gepäc und Gegenständen aller Art, dies Alles in der Voraussicht, daß wir lange unterwegs bleiben könnten, und bei der Unsicherheit, wo und unter welchen Umständen wir auf einer feindlichen Küste landen würden.

Das Fahrzeug war also überladen; deshalb wurde es auch oft genug von den Wellen überspielt, die mit jeder Minute, gleich dem Winde, wuchsen und uns oft zu verschlingen drohten. Ich faßte daher den Entschluß, mich der Küste zu nähern und womöglich an einer zugänglichen Stelle derselben zu landen, das Meer aber, das immer wilder wurde, gestattete uns nicht, einen solchen Punkt zu wählen; eine furchtbare Welle, die uns vollständig auf die Seite warf, setzte uns auf das Land.

In diesem Augenblicke befand ich mich gerade ganz oben auf dem Fockmast, von wo ich eine freie Passage aus den Klippen zu erspähen hoffte; die Lancione warf sich auf Steuerbord und ich wurde mindestens dreißig Schritte weit in die See geschleudert.

Obgleich ich mich nun aber in einer sehr gefährlichen Lage befand, bewirkte das Zutrauen, das ich in meine Ge-

schicklichkeit als Schwimmer setzte, doch, daß ich auch nicht einen Augenblick an den Tod dachte; da ich aber ein paar Gefährten um mich hatte, die nicht eigentliche Seeleute waren und die ich wenige Minuten zuvor noch auf dem Berdeck, von der Seekrankheit ganz niedergeworfen, bemerkt hatte, schwamm ich nicht auf die Küste zu, sondern bestrebte mich, einige Materialien zusammenzubringen, die sich, vermöge ihrer Leichtigkeit auf dem Wasser erhalten mußten, trieb sie gegen das Schiff und rief meinen Leuten zu, sich in das Wasser zu stürzen und irgend ein Stück zu ergreifen, damit sie die Küste gewinnen möchten, die wohl noch eine Meile von uns entfernt lag. Das Fahrzeug war gescheitert, aber sein Mastenwerk hielt es auf seiner Backbordseite noch über Wasser.

Der Erste, den ich erblickte, hatte sich in den Wanten festgehalten; es war Eduard Mutru, einer meiner besten Freunde; ich stieß ihm das Stück einer Lukenklappe zu und rief ihm zu, er solle es nicht wieder loslassen. Als ich ihn gerettet sah, warf ich meine Augen wieder auf das Schiff.

Das Erste oder vielmehr das Einzige, was ich sah, war mein lieber Louis Carniglia; in dem Momente des bösen Zufalles hatte er sich am Steuerruder befunden und hielt sich nun an die Luvwindvierung des Hinterdecks. Unglücklicherweise war er mit einer Jacke von dichtem Tuch bekleidet, die er nicht mehr hatte ablegen können und die ihm die Arme so einschnürte, daß er nicht schwimmen konnte. Als er bemerkte, daß ich zu ihm hinschwamm, rief er mir dies zu.

„Halte Dich nur fest,“ rief ich dagegen, „ich komme Dir zu Hülfe!“

Und wirklich fletterte ich so gut, wie es nur eine Katze kann, auf das Schiff hinauf und kam zu ihm; dann hielt ich mich mit einer Hand an einem Vorsprung fest und nahm mit der andern ein kleines Messer aus meiner Tasche, das

unglücklicherweise sehr schlecht schnitt; mit diesem trennte ich den Kragen und den Rücken der Jacke auf; noch ein Schnitt und ich hatte eben den armen Carniglia von seiner Einschnürung befreit, als eine furchtbare Welle sich über uns stürzte, das ganze Schiff zertrümmerte und Alle, die noch an Bord waren, in das Meer schwemmte; — Carniglia wurde wie die Uebrigen fortgerissen und kam nicht wieder zum Vorschein.

Was mich anbetraf, so wurde ich wie ein Ball in die Tiefe des Meeres hinabgerissen, kam ganz betäubt wieder nach oben und hatte trotz dieser Betäubung dennoch einen Gedanken, nämlich den, meinen theuren Luigi zu retten. Ich schwamm also um das Brack und rief laut seinen Namen mitten in das Geheul des Sturmes und das Getöse der Wellen hinein, aber er antwortete mir nicht; — für immer war er verschlungen, dieser brave Gefährte, der mir in La Plata das Leben gerettet hatte und dem ich trotz aller Anstrengung nicht das Gleiche erweisen konnte.

Als ich nicht mehr hoffen durfte, Carniglia Hülfe zu bringen, blickte ich um mich. Zweifellos war es Gottes Gnade, die mich in diesen Augenblicken der Agonie für alle Welt nicht einen Moment lang an meine eigene Rettung, sondern nur an die Anderer denken ließ.

Ich sah, wie meine Gefährten einzeln dem Strande zuschwammen, wie Einer sich vom Andern je nach seiner Geschicklichkeit oder Kraft trennte. Bald hatte ich sie erreicht, rief ihnen ermunternd zu und war einer der Ersten, wenn nicht der Erste, der die Brandung durchschwommen und mitten durch die bergehohen Wellen gelangt war.

Ich war am Strande. Mein Schmerz über den Verlust meines armen Carniglia ließ mich gleichgültig gegen mein eigenes Schicksal und gab mir eine unbefiegbare Kraft. Kaum hatte ich festen Fuß gefaßt, so wandte ich mich um, denn noch hegte ich eine letzte Hoffnung.

Konnte ich nicht vielleicht Luigi wiedersehen?

Ich fragte einen dieser außer aller Fassung gerathenen Menschen nach dem andern, die noch immer von den Wogen überstürzt wurden, aber Carniglia war nun einmal vom Meere verschlungen, seine Tiefen wollten mir ihn nicht wiedergeben.

Ich sah auch Eduard Mutru, der nach Carniglia mit der Theuerste war, derselbe, dem ich einen Rufendeckel mit der Aufforderung, sich daran festzuhalten, zugestoßen hatte; zweifellos war er ihm durch das Meer fortgerissen worden, aber er schwamm noch immer, ganz erschöpft und so, daß aus allen seinen Bewegungen deutlich wurde, in welcher äußerster Gefahr er sich befand. Ich sagte bereits, wie sehr ich ihn liebte — er war ja der zweite Herzensbruder, den ich an diesem Tage verlieren sollte. Mit einem Mal wollte ich nicht Alles aufgeben, was ich Liebes auf der Welt hatte. Ich stieß das Trümmerstück, das mich selbst gerettet hatte, wieder in das Meer hinein und warf mich in die Wogen, um die Gefahr, der ich eben entschlüpft war, von Neuem zu suchen. Kaum eine Minute später war ich nur noch wenige Klafter von Eduard entfernt, und rief ihm zu:

„Halte fest! Muth! — Ich bin da und bringe Dir Hülfe!“

Vergebliche Hoffnung, unnütze Anstrengung! in demselben Momente, als ich ihm gerade den rettenden Balken zutrieb, versank er und blieb verschwunden.

Ich schrie laut auf, ließ meine Stütze los und tauchte unter. Als ich meinen armen Freund nicht wiederfand, dachte ich, er wäre vielleicht wieder an die Oberfläche des Wassers gekommen. Ich stieg wieder hinauf und fand nichts; ich tauchte wieder unter und kam wieder in die Höhe; ich rief seinen Namen ebenso schmerzlich als den Carniglia's, aber es war ebenso unnütz, wie bei diesem; — Eduard Mutru war von den Tiefen des Oceans verschlungen worden, den

er an meiner Seite zu überschiffen und der Sache der Völker zu dienen nicht gefürchtet hatte.

Das ist auch noch ein Märtyrer der italienischen Freiheit, der nie sein Grab, nie sein Kreuz haben wird!

Die Leichname der sechszehn Ertrunkenen, die wir bei diesem Unglück vermißten, der bis dahin so treuen Gefährten meiner Abenteuer, die das Meer verschlang, wurden von den Wellen wohl mehr als dreißig Meilen nordwärts geführt. Unter den vierzehn Ueberlebenden, die das Ufer gewonnen hatten, suchte ich nach einem befreundeten Gesicht, nach einem Italiener.

Auch nicht ein einziger war da!

Alle sechs Italiener, die mich begleitet hatten, waren todt: Carniglia, Mortu, Gladerini, Navone, Giovanni — ich weiß nicht einmal mehr, wie der sechste hieß. Das Vaterland möge mir verzeihen, daß ich sie vergessen habe. Freilich schreibe ich dies erst zwölf Jahre später, viele in anderer Weise als die erzählten schrecklichen Begebenheiten habe ich erlebt. Ich habe eine Nation fallen sehen, vergeblich habe ich eine Stadt vertheidigt; verbannt, verfolgt, wie ein wildes Thier gejagt, habe ich eine Frau in das Grab gelegt, die das Herz meines Herzens war; kaum war das Grab geschlossen, so mußte ich es fliehen wie die Verdammten Dante's, die mit umgedrehtem Kopfe vorwärts schreiten, — ich habe kein Asyl mehr, von Afrika's äußerster Grenze aus sehe ich nach Europa hinüber, das mich wie einen Banditen ausstößt, mich, der ich nur den einen Gedanken gehabt habe, den der Liebe und Verzweiflung um mein Vaterland; — das Alles weiß ich wohl, deswegen sollte ich mich aber doch dieses Namens erinnern können. Ach, ich kann es nicht mehr!

(Tanger, vom März bis April 1859.)

Johann Griggs.

Sonderbar! außer mir waren es gerade die guten und tüchtigen Schwimmer, die verschwunden blieben; ohne Zweifel hatten sie im Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit es für überflüssig gehalten, von den herumschwimmenden Trümmern Gebrauch zu machen, und gehofft, sich ohne solche Hülfsmittel über Wasser halten zu können, während ich andererseits unter denen, die ich wohl und gesund um mich sah, ein paar junge Amerikaner fand, die ich schon in Verlegenheit gesehen hatte, als sie ein Flößchen von zehn Fuß Breite passiren mußten. Das schien mir unglaublich und dennoch war es so.

Die Welt kam mir nun wie eine Wüste vor. Ich setzte mich am Strande nieder, verhüllte das Gesicht mit den Händen und weinte, wie ich glaube; während ich so ganz in Agonie versunken war, drangen Klagen an mein Ohr.

Ich erinnerte mich nun, daß, wenn diese Menschen mir auch fremd, beinahe unbekannt waren, ich, als ihr Führer in Kampf oder Schiffbruch, auch im Elende ihr Vater sein müsse; ich erhob also den Kopf wieder.

„Was giebt's?“ fragte ich, „und wer klagt da?“

Zwei oder Drei antworteten mir mit Zähneklappern:

„Mich friert.“

Nun fühlte auch ich, der ich bisher nicht daran gedacht hatte, die Kälte. Ich erhob mich und schüttelte mich; ein paar meiner Gefährten waren schon ganz erstarrt und saßen oder lagen da, um nicht mehr aufzustehen. Ich ergriff sie bei den Armen; drei oder vier von ihnen befanden sich bereits in jenem krampfhaften Zustande, in dem man das

ruhige Hinsterben dem Schmerze, den jede Bewegung verursacht, vorzieht.

Ich rief die Kräftigsten herbei, mich zu unterstützen, zwang diese Todesmatten, sich zu erheben, nahm einen unter die Arme, befahl denen, die ihre Kräfte noch nicht verloren hatten, das Gleiche zu thun, und rief ihnen dann zu:

„Wir wollen laufen!“

Zu gleicher Zeit ging ich ihnen mit meinem Beispiele voran; zuerst war es schwer oder besser gesagt, sehr schmerzhaft, unsere erstarrten Glieder wieder in Bewegung zu bringen, aber allmählig erlangten sie ihre Elastizität wieder.

Beinahe eine Stunde lang führten wir dieses Exercitium durch, dann war unser erstarrtes Blut wieder in Circulation gekommen.

Diese gymnastischen Uebungen hatten wir nahe am Flusse Mserigua vorgenommen, der mit dem Strande parallel läuft, bis er sich eine halbe Meile von dem Orte, wo wir uns befanden, in das Meer ergießt; wir gingen an seinem rechten Ufer hinauf und erreichten, nachdem wir etwa vier Meilen zurückgelegt hatten, eine Estancia, in der wir die Gastfreundschaft fanden, auf die man immer an der Thür eines amerikanischen Hauses rechnen kann.

Unser zweites Schiff, das von Griggs kommandirt wurde und „der Seival“ hieß, vermochte, obgleich es kaum größer wie der „Rio-Bardo“, aber von ganz verschiedener Bauart war, gegen den Sturm anzukämpfen, ihm zu trotzen und siegreich seinen Weg fortzusetzen.

Ich muß auch bemerken, daß Griggs ein ausgezeichneteter Seemann war.

Ich schreibe jetzt von einem Tag zum andern und muß vielleicht schon morgen das Asyl wieder verlassen, in welchem ich heute ruhe. Ich weiß also nicht, ob ich späterhin Zeit haben werde, von diesem vortrefflichen und braven jungen Manne alles Gute zu sagen, was ich von ihm denke; da

sich sein Name nun gerade in meiner Feder befindet, will ich jetzt schon den Tribut, den ich seinem Andenken zolle, abtragen.

Armer Griggs! — ich habe kaum ein Wort von ihm gesprochen, und wo bin ich dennoch einem Manne von bewunderungswürdigerem Muth und liebenswürdigerem Charakter begegnet? — Aus einer reichen Familie abstammend, hatte er sein Gold, sein Genie und sein Blut der neu entstehenden Republik angetragen und ihr Alles dies dargebracht. Eines Tages traf ein Brief von seinen Eltern aus Nord-Amerika ein, worin er aufgefordert wurde, zurückzukehren, um eine bedeutende Erbschaft flüssig zu machen; damals hatte er aber schon die schönste Erbschaft, die einem Mann von Gesinnung und Glauben zufallen kann, nämlich die Palme des Märtyrers errungen — er war für ein unglückliches, aber edles und tapferes Volk gestorben. Und ich, der Zeuge so manchen ruhmvollen Todes gewesen, ich hatte den Körper meines armen Freundes in zwei Stücke, wie den Stamm einer Eiche durch die Art des Holzfällers, getheilt gesehen; auf dem Decke der Cassapa stand der Rumpf mit seinem unerschrockenen Gesichte, das von der Kampfes- hitze glühte, noch aufrecht, aber rings umher lagen die zerschmetterten und vom Körper abgerissenen Glieder zerstreut; der Schuß einer mit Eisenstücken geladenen Kanone hatte ihn auf zwanzig Schritte getroffen und da sah ich ihn so verstümmelt, an demselben Tage, an dem ich mit einem Gefährten, als ich auf Befehl des Generals Canavarro die Flotte in Brand steckte, auf Griggs' Schiff kam, das durch die feindliche Eskadre buchstäblich zerschmettert worden war.

O Freiheit, Freiheit! welche Königin der Erde kann sich eines so großen Gefolges von Helden rühmen, als Du im Himmel hast!

Santa - Catharina.

Glücklicherweise hatte sich der Theil der Provinz Santa-Catharina, in dem wir strandeten, gegen den Kaiser erhoben, sobald die Nachricht von der Annäherung der republikanischen Streitkräfte eingetroffen war; wir fanden also Verbündete statt der Feinde, wurden festlich aufgenommen statt angegriffen zu werden, und fanden sofort alle Transportmittel, über welche die armen Leute, deren Gastfreundschaft wir angesprochen hatten, verfügen konnten, zu unserer Disposition gestellt.

Ein Capitain Balduino bot mir sein Pferd an, und sogleich begannen wir unseren Marsch, um zu der Avantgarde General Canabarro's zu stoßen, die vom Oberst Teixeira befehligt wurde und so schnell als möglich nach dem See von Santa-Catharina marschirte, den sie fortnehmen zu können hoffte.

Ich muß gestehen, daß wir nicht große Mühe hatten, uns der kleinen Stadt zu bemächtigen, welche den See beherrscht und ihm ihren Namen gegeben hat. Die Garnison schlug schleunigst zum Rückzuge und nach schwachem Widerstande ergaben sich drei kleine Kriegsschiffe; ich kam mit meinen Schiffbrüchigen an Bord der Goëlette „Itaparika“ von sieben Kanonen.

In den ersten Tagen dieser Expedition schien das Glück mit den Republikanern einen Vertrag geschlossen zu haben; da die Kaiserlichen durchaus nicht an eine so schnelle Invasion wie diese geglaubt hatten, denn es waren darüber nur sehr unsichere Nachrichten verbreitet, so hatten sie die Maßregel getroffen, Waffen, Munition und Soldaten nach dem

See zu senden. Diese kamen erst an, als wir bereits Herren der Stadt waren und fielen sogleich in unsere Hände. Die Einwohner selbst empfingen uns als Brüder und Befreier, eine Bezeichnung, die wir unglücklicherweise während unseres Aufenthaltes unter diesem freundlichen Volke nicht rechtfertigen konnten.

Canavarro schlug sein Hauptquartier in der Stadt am See auf, die von den Republikanern Giuliana getauft wurde, weil sie im Monat Juli daselbst eingezogen waren. Er kündigte die Errichtung eines Provinzial-Gouvernements an, dessen erster Präsident ein ehrwürdiger Priester, der großen Einfluß auf das Volk ausübte, wurde; Rosetti war mit dem Titel eines Sekretairs der Regierung deren wahre Seele; wirklich paßte Rosetti auch für alle Aemter.

Alles ging also vortrefflich; Oberst Texeira mit seiner braven Avantgarde hatte den Feind verfolgt und ihn gezwungen, sich in die Hauptstadt der Provinz einzuschließen, er hatte den größten Theil des Landes erobert; überall wurden wir mit offenen Armen empfangen und eine große Menge kaiserlicher Deserteure lief uns zu.

General Canavarro hatte glänzende Pläne entworfen; er war ein tüchtiger Soldat, äußerlich rauh, wirklich aber ein vortrefflicher Mann; er pflegte zu sagen, aus diesem See Santa-Catharina würde die Hydra kommen, die das Kaiserreich verzehren solle, und vielleicht hätte er recht gehabt, wenn diese Expedition mit mehr Einsicht und richtigem Urtheil eingeleitet worden wäre, aber unser stolzes Auftreten gegen die Einwohner und die Unzulänglichkeit der Mittel raubten uns die Frucht dieses glänzenden Feldzuges.

Eine Frau.

Bisher hatte ich noch nie an das Heirathen gedacht, und hielt mich für vollständig unfähig, jemals Ehemann zu werden, wenn ich meine übergroße Charakter-Unabhängigkeit und meinen unwiderstehlichen Beruf für das Abenteuererleben in Betracht zog; eine Frau und Kinder zu haben, schien mir eine vollständig unmögliche Sache für einen Mann, der sein Leben einem Prinzip geweiht hat, dessen Verfolgung, so weit sie auch zum Ziele führe, ihm niemals die Ruhe gönnen kann, deren ein Familienvater bedarf. Das Schicksal hatte aber anders beschlossen — nach dem Tode Luigi's, Eduards und meiner andern Gefährten fühlte ich mich vollständig verlassen und es kam mir vor, als sei ich allein auf der Welt.

Nicht ein einziger meiner Freunde, deren das Herz ebenso wie das Leben der Nahrung bedarf, war mir geblieben. Die Ueberlebenden waren mir, wie gesagt, fremd; ohne Zweifel waren es tapfere Seeleute und gute Herzen, aber ich kannte sie seit zu kurzer Zeit, um mit Einem innig befreundet zu sein. In dieser unermesslichen Leere, welche die schreckliche Katastrophe um mich gemacht hatte, fühlte ich Sehnsucht nach einer Seele, die mich liebte; ohne eine solche war mir die Existenz unerträglich, beinahe unmöglich. Zwar hatte ich Rosetti wiedergefunden, d. h. einen Bruder, aber durch die Verpflichtungen seines Amtes zurückgehalten, konnte er nicht bei mir leben und kaum sah ich ihn einmal in der Woche. Wie erwähnt, bedurfte ich also eines Herzens, das mich liebte, das mich sogleich liebte. Die Freundschaft ist eine Frucht der Zeit, sie braucht Jahre, um zu reifen, während die Liebe ein Blitzstrahl ist, zuweilen ein Kind des Sturmes.

Was machte das aber? — ich gehöre zu Denen, die Stürme, wie sie auch seien, der Ruhe des Lebens, der Windstille des Herzens vorziehen.

Ich bedurfte also einer Frau, die mich liebte; sie allein konnte mich heilen; eine Frau hieß für mich die einzige Rettung, der einzige Engel des Trostes, der Stern im Sturm-
wetter. Eine Frau ist die Gottheit, die man nie umsonst anruft, wenn man sie aus der Tiefe des Herzens, besonders im Unglück, anruft.

Mit solchen fortwährenden Gedanken wandte ich in der Kajüte der Itaparika meinen Blick der Erde wieder zu. Die Barraküste war uns nicht fern, und vom Deck meines Schiffes aus sah ich eine Menge schöner junger Mädchen, die sich mit verschiedenen häuslichen Arbeiten beschäftigten. Eine von ihnen zog mich mehr als alle übrigen an. Als ich den Befehl erhielt, mich auszuschiffen, ging ich sogleich auf das Haus zu, das ich schon seit längerer Zeit beobachtet hatte; mein Herz klopfte laut, aber, so erregt, wie es auch war, bewegte es doch einen Entschluß in sich, der sich nicht beugen ließ. Ein Mann ladete mich ein, einzutreten — ich wäre auch, wenn er es mir untersagt hätte, eingetreten; — ich hatte diesen Mann nur einmal in meinem Leben gesehen. Ich fand das junge Mädchen und sagte zu ihr: „Jungfrau, Du mußt mir angehören!“ — Mit diesen wenigen Worten knüpfte ich ein Band, das der Tod allein zerreißen konnte.

Ich hatte einen verbotenen Schatz gefunden, wie viel war dieser Schatz aber nicht werth! — War dabei ein Unrecht begangen worden, so war dies ganz allein meine Schuld. Wohl war es ein Unrecht, wenn zwei Herzen, indem sie sich aneinander schlossen, das eines Dritten Unschuldigen zerrissen.

Nun ist sie todt und er gerächt. Wann erkannte ich erst die Größe dieses Unrechts? Damals erst, als ich an der

Mündung des Gridan sie dem Tode streitig machen wollte, wo ich konvulsivisch ihre Hand gefaßt hielt, um ihre letzten Pulsschläge zu zählen, wo ich ihre entfliehenden Athemzüge auffing und mit meinen Lippen ihr Röcheln ersticken wollte. O Du, mein Gott, ich küßte sterbende Lippen; ach, ich umarmte einen todten Körper und weinte Thränen der Verzweiflung.*)

25.

Die Reise.

Der General hatte befohlen, daß ich mit drei bewaffneten Schiffen auslaufen solle, um die kaiserlichen Schiffe, die an der Küste Brasiliens kreuzten, anzugreifen. Ich bereitete mich auf diesen schweren Auftrag vor und brachte alles zu meiner Ausrüstung Nöthige zusammen. Meine drei Schiffe waren: der „Rio-Pardo“, den ich selbst kommandirte, die „Cassapara“ unter Grigg's Befehl — beide waren Goëletten — und der „Seival“, unter Befehl des Italieners Lorenzo. Die Mündung der Lagune wurde durch die kaiserlichen Kriegsschiffe blofirt, aber wir liefen zur Nachtzeit, ohne beunruhigt zu werden, aus. Anita, die damals schon meine Lebensgefährtin und damit auch die Theilnehmerin

*) Abſichtlich iſt dieſe Stelle mit einem dunkeln Schleier bedeckt, denn als ich, nachdem ich ſie geſehen, mich zu Garibaldi umwandte und ſagte: „Leſen Sie dieſes, lieber Freund — die Sache ſcheint mir nicht ganz klar“ —

laß er es wirklich, ſagte aber nach einem Augenblicke mit einem Seufzer: „Das muß ſo bleiben.“

Zwei Tage nachher ſandte er mir ein Heftchen mit dem Titel: „Anita Garibaldi“ zu.

an allen Gefahren war, hatte sich durchaus mit mir einschiffen wollen.

Auf der Höhe von Santos begegneten wir einer kaiserlichen Corvette, die uns zwei Tage lang vergeblich jagte. Am zweiten Tage näherten wir uns der Insel Abrego und nahmen daselbst zwei mit Reis beladene Smaßs. Bei unserer weiteren Kreuzerei nahmen wir noch ein Paar anderer Prisen; acht Tage nach unserer Abreise setzte ich den Cours wieder auf die Lagunen.

Ich weiß nicht, weshalb ich ein düsteres Vorgefühl von dem, was sich nun zutragen sollte, schon in mir barg, zumal sich bereits vor unserer Abreise eine gewisse Mißstimmung gegen uns geltend gemacht hatte. Uebrigens wußte ich auch, daß ein ansehnliches Truppenkorps unter General Andrea, dem die Beruhigung del Parais einen großen Ruf eingetragen hatte, sich näherte.

Bei unserer Rückkehr begegneten wir auf der Höhe der Insel Santa-Catharina einem brasilianischen Wachtschiffe. Der „Rio-Pardo“ und der „Seival“ waren beisammen, die „Cassapara“ hatte sich schon vor einigen Tagen während einer dunklen Nacht von uns gerennt. Wir entdeckten das feindliche Schiff gerade vor uns und konnten es unmöglich vermeiden; deshalb gingen wir ihm gerade entgegen und griffen es entschlossen an. Wir begannen mit dem Feuer und der Feind beantwortete es, da das Meer aber sehr hoch ging, hatte der Kampf kein besonderes Resultat; er endigte damit, daß wir einige unserer Prisen verloren, deren Befehlshaber, von der Ueberlegenheit des Feindes erschreckt, die Flagge strichen.

Ein paar andere liefen auf die nahe Küste. Eine einzige unserer Prisen wurde gerettet; Ignazio Bilbao, unser braver Biskaye, befehligte sie und lief in den Hafen von Imbituba ein, der sich damals in unserer Hand befand. Der „Seival“ nahm denselben Cours, nachdem seine Kanone demontirt wor-

den und er einen Deck bekommen hatte; ich wurde also, da ich allein zu schwach war, die See zu halten, gezwungen, dasselbe zu thun.

Mit Nordostwind liefen wir in Imbituba ein; mit einem solchen Winde konnten wir unmöglich wieder auf den See kommen und zweifellos mußten uns die zu Santa-Catharina stationirten kaiserlichen Schiffe, sobald sie durch die „Andurinka“, das Kriegsschiff, mit dem wir es zu thun gehabt hatten, benachrichtigt wurden, angreifen; wir mußten uns also zu neuem Kampfe vorbereiten. Die demontirte Kanone des „Seival“ wurde auf ein Vorgebirge gehißt, welches die Bai von der Ostseite schloß, und hier legten wir eine mit Schanzkörben befestigte Batterie an.

Wirklich bemerkten wir, als kaum der folgende Morgen anbrach, drei Schiffe, die auf uns zusteuerten. Der „Rio-Bardo“ wurde vor Anker gelegt und begann einen sehr ungleichen Kampf, da die Kaiserlichen unverhältnißmäßig stark gegen uns waren.

Ich hatte Anita an Land setzen lassen wollen, aber sie weigerte sich dessen, und da ich ihren Muth im Grunde meines Herzens bewunderte und stolz darauf war, that ich unter solchen Umständen nichts, um sie zu dem zu zwingen, was sie meinen Bitten verweigert hatte.

Der Feind behauptete sich, durch den anwachsenden Wind in seinem Manöver unterstützt, unter Segel, lavirte kurz hin und her und beschoß uns mit Wuth; auf diese Weise konnte er sich seiner Geschütze unter allen Richtungswinkeln bedienen und gab unserer Goëlette seine vollen Lagen. Wir kämpften inzwischen mit der hartnäckigsten Entschlossenheit und da wir aus Karabinerschußweite angriffen, wurde das Feuer von beiden Seiten immer mörderischer; wegen unserer numerischen Minderzahl waren unsere Verluste viel größer als die der Kaiserlichen, und bereits hatte sich unser Deck mit Todten und Verstümmelten bedeckt; obgleich aber die Planken un-

feres Fahrzeuges von Kugeln durchlöchert waren und unsere Takelage große Havarie erlitten hatte, waren wir doch entschlossen, nicht zu weichen und uns eher bis auf den letzten Mann tödten zu lassen, als uns zu ergeben. In diesem großherzigen Entschlusse wurden wir freilich durch den Anblick der brasilianischen Amazone bestärkt, die wir an Bord hatten. Anita hatte sich nicht allein, wie gesagt, nicht ausschiffen wollen, sondern sie nahm auch mit dem Karabiner in der Hand an dem Kampfe Theil; ich muß auch gestehen, daß wir von dem tapferen Manuel Rodriguez, der unsere Landbatterie befehligte, tapfer unterstützt wurden und daß er, so lange das Gefecht dauerte, seine Schüsse geschickt und sicher abfeuerte. Der Feind war besonders auf unsere Goëlette äußerst erbittert geworden; mehrere Male während des Kampfes näherte er sich uns so, daß ich glaubte, er wolle entern. Er wäre uns willkommen gewesen, wir waren auf Alles vorbereitet.

Endlich zog er sich nach fünfstündigem hartnäckigen Gefechte zu unserer großen Verwunderung zurück; später erfuhren wir, daß dies geschah, weil der Kommandant „der schönen Amerikanerin“ erschossen worden war, was dem Kampfe ein Ende machte.

Während desselben hatte ich die lebhafteste und grausamste Erregung in meinem Leben ausgestanden. Als Anita auf dem Decke der Goëlette mit dem Säbel in der Hand meine Leute ermutigte, wurde sie mit zwei Andern von einer Kanonenkugel umgerissen. Ich sprang zu ihr hin und glaubte nur noch einen Leichnam zu finden, aber sie erhob sich wieder wohl und munter — die beiden Männer waren getödtet worden. Ich bat sie nun inständigst, in das Zwischendeck hinabzusteigen.

„Nun gut, ich will hinabgehen,“ sagte sie — „aber nur, um die Feigen heraufzujagen, die sich dort versteckt haben.“

Sie stieg wirklich hinab und kam bald wieder herauf, wobei sie zwei oder drei Matrosen vor sich hertrieb, die ganz beschämt waren, sich minder tapfer als eine Frau gezeigt zu haben.

Den Rest des Tages brachten wir damit zu, die Todten zu beerdigen und die durch das feindliche Feuer an unserer Goëlette angerichteten Schäden auszubessern, und diese Beschädigungen waren nicht unbedeutend. Am andern Tage kamen die Kaiserlichen nicht wieder und bereiteten sich ohne Zweifel zu einem neuen Angriffe auf uns vor; wir schifften daher unsere Kanonen ein, lichteten um die Nachtzeit den Anker und segelten von Neuem nach dem See.

Als der Feind unsere Abfahrt entdeckte, waren wir bereits weit fort, dennoch begann er die Verfolgung; erst am folgenden Morgen konnte er uns ein paar Kugeln zusenden, doch blieben diese ohne Erfolg, so daß wir ohne einen andern bösen Zufall wieder in den See einliefen, wo wir mit Freuden von den Unsrigen empfangen wurden, die sich wunderten, wie wir einem an Zahl so weit überlegenen Feinde hatten entweichen können.

26.

Die Plünderung Omerui's.

Im See warteten unserer neue Ereignisse.

Die Feinde fuhrten fort, zu Lande gegen uns vorzurücken und zwar mit solcher Uebermacht, daß wir gar nicht hoffen konnten, ihnen zu widerstehen; andererseits hatten die Ungeschicklichkeit und Brutalität der Unsrigen uns die Einwohner der Provinz Santa-Catharina entfremdet und sie

alle waren bereit, sich gegen uns zu empören und sich den Kaiserlichen in die Arme zu werfen. Die Einwohnerschaft der Stadt Imerui, die am äußersten Ende des See's liegt, hatte sogar schon die Waffen ergriffen; da erhielt ich vom General Canavarro den Befehl, dieses unglückliche Land mit Feuer und Schwert zu züchtigen — ich mußte dem Befehle gehorchen.

Die Einwohner und Garnison hatten gegen die See-seite hin Vertheidigungs-Anstalten getroffen; ich schiffte mich also drei Meilen weiter aus und griff sie, als sie es gerade am wenigsten erwarteten, von der Seite der Berge an. Die überraschte und geschlagene Garnison ergriff die Flucht und wir waren Herren von Imerui.

Ich wünsche sowohl mir, als Jedem, der noch nicht alle Menschlichkeit abgelegt hat, daß er niemals eine ähnliche Ordre wie die meinige, die so positiv war, daß ich auf keine Weise von ihr abgehen konnte, empfangen möge. Obgleich es genug lange und ausführliche Berichte über ähnliche Verhältnisse giebt, glaube ich doch, daß die schaudervollste Erzählung sich unmöglich der Wirklichkeit annähern kann. Gott sei mir gnädig und verzeihe mir! — niemals habe ich aber in meinem Leben einen Tag gehabt, der eine so bittere Erinnerung, als dieser hier, in meiner Seele zurückgelassen hätte; Niemand kann sich eine Vorstellung von der Mühe machen, die es mich kostete, während ich die Plünderung gestatten mußte, die Gewalt gegen Menschen zu verhindern, die Zerstörung bloß auf die leblosen Gegenstände zu beschränken, und dennoch gelang mir dies, wie ich glaube, weit über alle Hoffnung hinaus. Was die Plünderung aber anbetraf, so konnte ich die Unordnung unmöglich hindern. Dazu reichte nichts hin, weder meine Autorität als Befehlshaber, noch Strafen, nicht einmal Säbelhiebe. Ich mußte endlich mit der Rückkehr des Feindes drohen.

Ich verbreitete nämlich das Gerücht, daß er, nachdem

er bedeutende Verstärkungen empfangen habe, wieder gegen uns marschire, aber auch dies blieb erfolglos; wäre er wirklich zurückgekehrt und hätte er uns so außer aller Ordnung gefunden, so würde er uns buchstäblich geschlachtet haben. Unglücklicherweise befanden sich in der Stadt, so klein wie sie war, eine Menge Lager von Weinen und spirituösen Getränken, so daß außer mir, der ich nur Wasser trinke, und einigen Offizieren, die ich bei mir halten konnte, die Trunkenheit fast allgemein wurde. Denke man sich dabei, daß meine Mannschaft größtentheils aus Leuten bestand, die ich kaum kannte, neue und demgemäß auch noch ganz undisziplinierte Rekruten. Fünfzig entschlossene Männer, die uns plötzlich überfallen hätten, würden ohne Zweifel mit uns bald fertig geworden sein. Endlich gelangte ich mit Drohungen und Gewalt dazu, diese entfesselten wilden Thiere wieder einzuschiffen.

Man brachte einige Lebensmittel und wenige der Plünderung entgangene Gegenstände, die für die Truppen bestimmt waren, an Bord und wir kamen wieder auf den See zurück.

Währenddessen zog sich die Avantgarde unter Oberst Tereira vor dem Feinde zurück, der in großer Stärke schnell vorrückte.

Als wir wieder in der Lagune waren, brachte man die ganze Bagage auf das rechte Ufer und bald sollten ihr auch die Truppen folgen.

Neue Kämpfe.

Ich hatte an dem Tage, an dem der Uebergang der Division auf das südliche Ufer bewerkstelligt wurde, sehr viel zu thun, denn wenn die Armee auch nicht sehr zahlreich war, so nahmen doch die Bagage und die Hindernisse jeder Art kein Ende. Nahe an der engsten Mündung des See's ging der Strom noch einmal so gewaltig, als im Allgemeinen. Man hatte also von Sonnenaufgang bis Mittag zu thun, um die Division mit Hülfe aller Barken, deren man sich bemächtigen konnte, überzusetzen.

Gegen Mittag kam auch die feindliche Flottille, die aus zweiundzwanzig Segeln bestand, in Sicht; sie manöverirte in Uebereinstimmung mit den Landtruppen und ihre Schiffe hatten außer ihrer Mannschaft noch eine Menge Soldaten an Bord. Ich kletterte auf den nächsten Berg, um den Feind zu beobachten, und erkannte augenblicklich, daß es in seinem Plane lag, seine Streitkräfte am Eingange des See's zu concentriren. Sofort theilte ich dies dem General Canavarro mit und er gab auch gleich die darauf bezüglichen Befehle; dessenungeachtet kamen aber unsere Leute nicht zeitig genug an Ort und Stelle, um jenen Eingang vertheidigen zu können. Eine von uns auf der Spitze der Mole errichtete und von dem tapfern Capotto befehligte Batterie konnte nur schwachen Widerstand leisten, da sie nur Geschütze von kleinem Kaliber hatte und übrigens durch ungeschickte Artilleristen schlecht bedient wurde. Es blieben also nur unsere drei republikanischen Schiffe, die nur noch die Hälfte ihrer Besatzung führten, da der Rest der Leute ans Land geschickt worden war, um bei der Ausschiffung der Truppen zu hel-

fen. Theils, weil es unmöglich war, theils, weil man sich lieber von dem schrecklichen Kampfe, der sich verbreitete, fern halten wollte, vereinigten sich trotz der Befehle, die ich ihnen sandte, nicht alle mit mir und wir mußten daher die ganze Last des Kampfes allein tragen.

Inzwischen kam der Feind mit vollen Segeln, von Wind und Wasser getrieben, auf uns zu. Ich beeilte mich also, mich auf meinen Posten an Bord des „Rio-Pardo“ zu begeben, woselbst meine muthige Anita bereits die Kanonade begann, indem sie gezielt und eigenhändig die Lunte an das Geschütz gelegt hatte, das sie kommandiren wollte; dabei ermutigte sie durch Zurufe unsere etwas eingeschüchterten Leute.

Der Kampf war schrecklich und mörderischer, als sich denken läßt. Wir verloren nicht viel Leute, da die Hälfte sich an Land befand, von sechs Offizieren aber, die auf den drei Schiffen vertheilt waren, war ich der einzige Ueberlebende.

Alle unsere Geschütze wurden demontirt. Als dies aber geschehen war, setzten wir das Gefecht mit dem Karabiner fort und hörten mit dem Schießen nicht auf, so lange sich der Feind uns gegenüber befand. Während dieser ganzen Zeit blieb Anita dicht neben mir auf dem gefährlichsten Platze, wollte sich weder ausschiffen lassen, noch irgend eine Deckung benutzen, sich nicht einmal bücken, wie es der tapferste Mann wohl thut, wenn er die Lunte an das feindliche Geschützrohr legen sieht.

Endlich glaubte ich ein Mittel gefunden zu haben, sie aus der Gefahr entfernen zu können. Es bedurfte eines gemessenen Befehles von mir, damit sie gehorchte; ich hielt es übrigens auch für wahrscheinlich, daß jeder Andere, den ich fortsandte, irgend einen Vorwand finden würde, nicht zurückzukehren; deshalb befahl ich ihr, sich zu dem General zu begeben und ihn um Verstärkung zu bitten, ihm auch zu sagen,

daß ich, wenn er meine Bitte gewährte, in den See zurückgehen und die Kaiserlichen so beschäftigen würde, daß sie nicht mehr an Auschiffen denken sollten, müßte ich auch mit dem Bechfranze in der Hand Feuer an ihre Flotte legen. Anita versprach mir auch, an Land zu bleiben und mir die Antwort durch einen sicheren Mann zu senden; zu meinem großen Erstaunen kam sie aber selbst zurück. Der General konnte mir keine Leute schicken und ließ mir befehlen, nicht die feindliche Flotte in Brand zu stecken, was er für ein verzweifelt und unnützes Unternehmen hielt, sondern zurückzukehren und Waffen und Munition zu retten.

Ich gehorchte. Nun begannen wir unter dem Feuer, das auch nicht einen Augenblick nachließ, durch die Ueberlebenden Waffen und Munition an Land zu schaffen; bei dem Mangel an jedem Offizier leitete Anita dieses Geschäft, während ich mich von einem Schiffe nach dem andern setzen ließ und an den entzündbarsten Ort eines jeden Feuer anlegte, um sie zu verbrennen.

Dies war ein erschütterndes Unternehmen, da ich drei Mal bei allen Todten und Verwundeten vorbei mußte; es war ein wahres Schlachthaus voll menschlichen Fleisches, man schritt über vom Runpfe getrennte Glieder und stieß mit jedem Schritte an sie an. Der Kommandant der „Itaparika“, Juan Henriquez de la Laguna, lag mitten unter zwei Dritteln seiner Mannschaft mit einer Kugel in der Brust, die ein Loch von Armesdicke gemacht hatte. Dem armen John Griggs war, wie bereits früher erwähnt, der Körper durch einen Kartätschenschuß, den er beinahe vor der Mündung bekommen hatte, in zwei Theile zerrissen worden. Bei diesem Anblick fragte ich mich selbst, wie ich allein, der sich doch nicht weniger als die Andern geschont hatte, erhalten bleiben konnte.

Eine Rauchwolke hüllte in einem Augenblicke unsere Schiffe ein, wenigstens hatten uns e braven Todten, die auf

dem Verdeck ihrer Schiffe verbrannt wurden, einen ihrer würdigen Scheiterhaufen.

Während ich dieses Werk der Zerstörung erfüllte, beendigte Anita das ihrige, zu retten. Sie that es — aber, guter Gott! in einer Weise, über die ich erzitterte; sie machte ungefähr zwanzig Fahrten, um die Waffen an die Küste zu schaffen und zurückzukehren, und dabei blieb sie fortwährend unter dem feindlichen Feuer. Sie befand sich mit zwei Ruderern in einer kleinen Barke, und die armen Teufel bückten sich, so viel sie konnten, um den Geschütz- und Flintenfugeln zu entgehen.

Sie aber stand aufrecht im Hintertheil des Bootes mitten in dem Kartätschenhagel ruhig und stolz, wie eine Statue der Pallas, und Gott, der seine Hand über mich deckte, beschützte sie zu gleicher Zeit mit dem Schatten dieser Hand.

Es war beinahe tiefe Nacht, als ich mit den Ueberlebenden von den Schiffen die Queue unserer Division erreichte, die sich auf Rio-Grande zurückzog und denselben Weg einschlug, den wir einige Monate vorher mit einem Herzen voll Hoffnung und siegreich zurückgelegt hatten.

28.

Bu Pferde.

Während dieser Stürme in einem abenteuerlichen Leben habe ich doch immer süße Stunden, glückliche Augenblicke gehabt, und wenn auch der, in welchem ich mich eben befand, auf den ersten Blick nicht zu denen zu gehören schien, die mir ein freundliches Andenken hinterlassen haben, so rufe ich

mir diese Erlebnisse doch gern zurück, denn waren sie auch nicht voll Glück, so waren sie doch wenigstens voll Aufregung.

An der Spitze der wenigen Leute, die von so viel Kämpfern übrig geblieben waren, welche alle gerechterweise den Namen von Tapfern verdienten, zog ich zu Pferde, stolz auf die Ueberlebenden, wie auf die Todten, beinahe auf mich selbst stolz. An meiner Seite ritt die Königin meines Herzens, die Frau, die allgemein bewundert zu werden verdiente. Ich war in eine noch anziehendere Carrière versetzt worden; was kümmerte es mich, wie jenen griechischen Philosophen, daß ich nur das noch besaß, was ich bei mir hatte? Daß ich einer armen Republik diene, die keinen Menschen bezahlte, und von der ich, wenn sie reich gewesen wäre, nicht einmal Sold angenommen haben würde? Hatte ich nicht einen Säbel an meiner Seite und einen Karabiner, der über dem Sattelsknopfe lag? Hatte ich nicht Anita neben mir, meinen Schatz, ein Herz, das ebenso glühend für die Freiheit der Völker schlug, als das meinige? Betrachtete sie den Kampf nicht wie ein Vergnügen, wie eine einfache Zerstreuung in diesem Feldleben? Die Zukunft lachte mir heiter und glückbringend entgegen, und je wilder und öder ich die amerikanischen Einöden vor mir sah, desto köstlicher und schöner erschienen sie mir.

Wir setzten unsern Rückzug bis nach Las Torres fort, der Grenze beider Provinzen, wo wir unser Lager aufschlugen. Der Feind hatte sich damit begnügt, die Lagune wiederzunehmen, und verfolgte uns nicht weiter. Nachdem sie sich mit der Division Andrea vereinigt hatte, wandte sich die Division Acunha, die aus der Provinz San-Paolo kam, gegen Civa da Serra, einem Theil des Gebirgslandes, das zur Provinz Rio-Grande gehörte.

Unsere Freunde, die Gebirgsbewohner, die durch überlegene Kräfte angegriffen wurden, baten General Canavarro

um Hülfe, und dieser beschloß, um sie zu unterstützen, eine Expedition unter Befehl des Obersten Tereira anzuordnen; wir gehörten auch zu diesem Corps. Von den Serraminen, die Oberst Aranha befehligte, mit Freuden begrüßt, schlugen wir bei Santa-Vittoria die feindliche Armee vollständig. Acunha warf sich in den Fluß Belatas und der größte Theil seiner Truppen wurde gefangen genommen.

Dieser Sieg brachte die beiden Provinzen Baccaria und Lages in die Hand der Republikaner und wir zogen in die Hauptstadt der letzteren siegreich ein.

Die Kunde von dem Einfall der Kaiserlichen hatte die brasilianische Partei aufgeweckt, und Mello, ein feindlicher Führer, hatte in dieser Provinz ein Reitercorps von ungefähr fünfhundert Mann zusammengebracht.

Der General Bento Manuel, der beauftragt worden war, gegen ihn zu ziehen, hatte dies wegen seines Rückzuges nicht ausführen können und sich begnügt, den Oberst Portinko zu Mello's Verfolgung zu entsenden, der sich nach San-Paulo gewandt hatte.

Unsere Stellung und unsere Stärke bewogen uns selbstverständlich, nicht allein Mello's Weitermarsch zu hindern, sondern auch, ihn zu vernichten. Das Schicksal wollte es, aber anders: Oberst Tereira, der ungewiß war, ob der Feind über Baccaria oder Coritibani kommen werde, theilte sein Corps in zwei Theile, schickte Oberst Aranha mit seiner besten Kavallerie nach Baccaria, und wir wandten uns mit der Infanterie und nur wenigen berittenen Leuten, die fast sämmtlich von den Gefangenen übergegangen waren, auf Coritibani.

Gerade diesen Weg nahm der Feind.

Diese Theilung unserer Kräfte gereichte uns zum Nachtheile; der jüngsterfochtene Sieg, der hitzige Charakter unseres Führers und die Nachricht, die wir vom Feinde erhalten hatten, bewirkten, daß wir ihn zu geringschäßig an-

sahen. Nach drei Marschtagen waren wir in Coritibani und lagerten uns eine kurze Strecke von Maromba, wo die Kaiserlichen, wie wir hofften, herüberkommen mußten. Wir stellten eine Feldwache an das Ufer und Posten dahin, wo wir es für nothwendig hielten, und dann legten wir uns ganz ruhig zum Schlafen nieder. Ich für meine Person schlief, da ich bei dieser Art von Kriegen es mir zur Gewohnheit gemacht hatte, nur mit einem Auge.

Um Mitternacht wurde die Wache am Flusse mit solcher Hestigkeit angegriffen, daß sie kaum die Flucht ergreifen konnte, wobei sie einige Schüsse mit dem Feinde wechselte.

Beim ersten Flintenschusse war ich mit dem Rufe: „Zu den Waffen!“ auf den Beinen. Alle erwachten auf diesen Ruf und hielten sich zum Gefechte bereit. Kaum war der Tag angebrochen, so erschien der Feind; da er den Fluß schon passirt hatte, stellte er sich in geringer Entfernung von uns in Schlachtordnung auf. Jeder Andere als Tereira würde, sobald er die Ueberlegenheit an Zahl gewahrte, Couriere entsandt haben, um das zweite Corps zu Hülfe zu rufen, und hätte bis zur Ankunft Acunha's den Feind in Schach gehalten; der tapfere Republikaner fürchtete aber, daß Jener sich zurückziehen und daß er durch seine Flucht die Gelegenheit zum Kampfe verlieren könnte. Er stürzte sich daher, unbekümmert um die vortheilhafte Position des Gegners, ins Gefecht.

Der Feind zog von der Unebenheit des Bodens Vortheil und hatte sich auf einem ziemlich hohen Hügel aufgestellt, vor dem sich ein tiefes Thal, das dicht von Strauchwerk besetzt war, ausbreitete; außerdem hatte er kleine Abtheilungen in seinen Flanken postirt. Tereira befahl den Angriff und der Befehl wurde mit Jubel aufgenommen. Nun stellte sich der Feind, als ob er den Rückzug antreten wolle. Ohne mit dem Feuer aufzuhören, begannen unsere Leute, ihn

zu verfolgen; plötzlich wurden sie aber durch die im Hinterhalte liegenden Abtheilungen, die sie nicht bemerkt hatten, angegriffen, und diese, die sie in die Flanke nahmen, nöthigten sie, in voller Unordnung wieder durch das Thal zurückzugehen. In diesem Scharmügel verloren wir einen unserer besten Offiziere, Manuel N. . . , den unser Chef besonders liebte. Unsere Linie formirte sich indessen bald wieder und stürmte von Neuem ungestüm vorwärts; der Feind wich und trat den Rückzug an.

Da nur wenige Truppen in dieses Gefecht engagirt worden waren, gab es weder auf der einen, noch auf der andern Seite viel Todte und Verwundete.

Indessen zog sich der Feind schleunigst zurück und wir verfolgten ihn heftig; da seine beiden Linien von Kavallerie aber neun Meilen weit zurückflohen, konnten wir sie mit unserer Infanterie nicht verfolgen. Als wir uns dem Passa de Maromba näherten, meldete der Führer der Avantgarde, Major Giacinto, dem Obersten, daß der Feind in größter Unordnung auf seinen Ochsen und Pferden den Fluß zu passiren im Begriff sei, was, nach seiner Ansicht, ein Beweis dafür war, daß er die Flucht fortzusetzen gedenke. Teixeira zögerte keinen Augenblick; er befahl unserm kleinen Kavallerietrupp, sich in Galopp zu setzen, und ersuchte mich, so schnell als möglich mit unserer Infanterie zu folgen.

Dieser Rückzug war aber nur eine Finte unseres listigen Feindes, und leider gelang sie ihm nur zu gut. In Folge der Beschaffenheit des Terrains und der Schnelligkeit, mit der er es überschritten hatte, war er uns aus den Augen gekommen, und als er an das Flußufer gelangt war, hatte er freilich, wie Major Giacinto es meldete, seine Ochsen und Pferde auf das jenseitige Ufer geschafft, aber die Truppe hatte sich hinter bewaldeten Hügeln versteckt, die sie unseren Augen ganz entzogen.

Nachdem die Kaiserlichen dies ausgeführt und eine Ab-

theilung zum Schutze ihrer Tirailleure zurückgelassen hatten, wandten sie sich, sobald sie bemerkten, daß wir die Unflugheit begangen hatten, unsere Infanterie so weit zurückzulassen. Bald erschienen die Schwadronen auf dem sanften Abhange eines Thales.

Unser kleines Corps, das den Feind bei seiner Scheinflucht verfolgte, bemerkte die Falle zuerst, es war aber schon zu spät, ihr zu entgehen. In der Flanke angegriffen, wurde es vollständig über den Haufen geworfen; unsere drei anderen Kavallerie-Schwadronen hatten dasselbe Schicksal, ungeachtet des Muthes und der Entschlossenheit Tereira's und einiger unserer Offiziere von Rio-Grande; in wenigen Augenblicken wurden die Linien unserer Reiter durchbrochen und sie in alle Winde zerstreut.

Wie gesagt, waren sie fast Alle Gefangene von Santa-Vittoria her, und vielleicht hatten wir ein wenig leichtfertig auf sie gerechnet; — in der That konnten sie unserer Sache nicht sehr anhängen, dann waren sie auch junge, vom Lande gekommene Soldaten, die zu Pferde wenig eingeübt worden; sie lösten sich also beim ersten Angriff auf und ließen sich, bis auf wenige Todte, zu Gefangenen machen. Ich verlor nichts von den Ergebnissen dieses Kampfes; gut beritten, wie ich war, ermunterte ich meine Infanteristen, so schnell als möglich zu marschiren, jagte voraus und verfolgte von einem Hügel aus das traurige Resultat des Gefechtes.

Bergeblich thaten meine Leute alles Mögliche, zu rechter Zeit hinzuzukommen. Auf der Höhe meines Standpunktes kam ich zu der Ueberzeugung, daß es zu spät sei, uns noch den Sieg zu erringen, aber noch früh genug, um zu verhindern, daß Alles verloren ginge. Ich rief nun ein Duzend meiner alten Gefährten, die am geschwindesten und tapfersten waren, zu mir heran und sie liefen sogleich herbei. Dem Major Reichotto übergab ich das Kommando über die



Uebrigen und mit diesen wenigen Tapferen nahm ich auf dem Hügel eine durch Bäume geschützte Position ein; hier machten wir Front gegen den Feind, der jetzt erst bemerkte, daß er noch nicht vollständig gesiegt habe, und wurden für alle Unsrigen, die den Muth noch nicht ganz verloren hatten, der Sammelpunkt. Der Oberst selbst warf sich mit einigen Reitern zu uns, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte; hier vereinigte sich auch bald die übrige Infanterie mit uns, und nun wurde die Vertheidigung furchtbar und mörderisch.

Da unsere Stellung stark war und wir uns bis auf dreißig Mann gesammelt hatten, fochten wir mit Vortheil; der Feind, dem es an Infanterie fehlte und der nur wenig gewöhnt war, gegen diese Waffe zu kämpfen, griff uns vergeblich an; fünfhundert Mann ausgezeichnete Reiterei, alle begeistert und stolz gemacht durch ihren Sieg, erschöpften ihre Kräfte gegen wenige entschlossene Männer, ohne ihnen einen Augenblick Schaden zu thun. Dennoch durften wir, trotz dieses augenblicklichen Vortheils, dem Feinde nicht Zeit lassen, seine ganze Stärke wieder zu vereinigen, deren eine Hälfte noch mit der Verfolgung der Flüchtigen beschäftigt war, und vor Allem mußten wir einen mehr sicheren Ort suchen, als den, welchen wir bisher behauptet hatten. Ungefähr eine Meile weiter sahen wir eine Baumgruppe; wir begannen also unsern Rückzug auf sie. Vergebens suchte der Gegner uns zu durchbrechen, vergebens attaquirte er uns jedes Mal, sobald das Terrain ihm einen Vortheil darbot, alle seine Bemühungen blieben unnütz.

Uebrigens war es unter diesen Umständen ein großer Vortheil für uns, daß die Offiziere mit Karabinern bewaffnet waren, und da wir Alle kriegsgewohnte Männer waren, die sich dicht aneinander hielten, nach jeder Seite, von der der Feind angriff, Front machten und uns immer in guter Ordnung unter einem furchtbaren, wohlgezielten Feuer zurück-

zogen, erreichten wir den Zufluchtsort, in den unsere Gegner nicht zu dringen wagten. Als wir einmal im Schutze dieses Gehölzes waren, fanden wir auch bald eine Richtung desselben und erwarteten daselbst, stets dicht aneinander und das Gewehr in der Hand, die Nacht. Der Feind rief uns von allen Seiten zu: „Ergebt Euch!“ — wir antworteten ihm aber nur durch Stillschweigen.

29.

Der Rückzug.

Als die Nacht eingebrochen war, machten wir uns fertig, weiter zu marschiren; wir beabsichtigten, uns auf den Weg nach Lages zurückzuziehen. Die größte Schwierigkeit hierbei war der Transport der Verwundeten; besonders konnte Major Reichotto sich auf keine Weise helfen, da er eine Kugel in den Fuß erhalten hatte.

Gegen zehn Uhr Abends traten wir unsern Marsch an, nachdem wir die Verwundeten so bequem als möglich untergebracht hatten, verließen unser Gehölz und versuchten, nach dem Walde zu gelangen. Dieser Wald — vielleicht der größte, den es in der Welt giebt — erstreckt sich von den Anschwemmungen des La Plata bis zu denen des Amazonenstromes, dieser beiden Königinnen der Flüsse; er krönt die Höhen der Sierra do Espinasso und erstreckt sich wohl dreißig Breitengrade weit; ich kenne nicht seine Längenausdehnung, aber sie soll unermesslich sein.

Die drei Provinzen Lima da Serra, Baccaria und Lages liegen, wie ich wohl schon gesagt habe, in den Richtungen dieses Waldes. Coritibani, eine Art von Colonie,

welche die Bewohner von Coritiba, das im Distrikt Lages, Provinz Santa-Catharina, liegt, angelegt hatten, war der Schauplatz der Begebenheit, die ich erzählt habe; wir marschirten also längs unseres vereinzelt liegenden Gehölzes, um möglichst schnell den Wald zu erreichen und den Versuch zu machen, ob wir nicht in der Richtung von Lages das Corps Aranha's erreichen könnten, das uns unglücklicherweise so fern war.

Bei unserem Auszuge aus dem Gehölze begegnete uns ein Ereigniß, das wohl beweisen konnte, wie sehr der Mensch von dem Zufalle abhängig ist und was ein panischer Schrecken selbst bei den Muthigsten bewirken kann. Wir marschirten in aller Stille, wie wir es in dieser Lage thun mußten, in der wir bereit waren, mit dem Feinde den Kampf wieder zu beginnen, wenn er sich unserm Rückzuge widersetzen sollte. Ein Pferd, das sich an der Lisiere des Wäldchens befand, scheute sich bei dem geringen Geräusche, das wir machten, und ergriff die Flucht.

Eine Stimme rief: „Das ist der Feind!“

In demselben Augenblicke erschrafen diese dreiundstiebzig Menschen darüber, die mit so vielem Muthе fünfhundert widerstanden und von denen man wohl sagen konnte, daß sie Letztere besiegt hatten, und flohen derartig auseinander, daß es wirklich ein Wunder war, wenn nicht einer der Flüchtigen auf den Feind stieß und ihn alarmirte.

Endlich gelang es mir, einen Kern zu sammeln, um den sich bald die Uebrigen schaarten; so kamen wir mit Tagesanbruch an die Lisiere des Waldes und schlugen den Weg nach Lages ein.

Der Feind, der nichts von unserem Rückzuge bemerkt hatte, suchte uns am nächsten Tage vergeblich. An dem Gefechtstage war die Gefahr groß gewesen, die Ermüdung ungeheuer, der Hunger gebieterisch und der Durst ein brennender; aber wir mußten für das Leben kämpfen, und die-

fer Gedanke überragte jeden andern. Als wir uns einmal im Walde befanden, war es nicht mehr dasselbe; es fehlte uns an Allem, und das Elend, das nun nicht mehr durch die Gefahr zum Vergessen gebracht wurde, machte sich schrecklich, grausam, unerträglich fühlbar. Der Mangel an Lebensmitteln, die allgemeine Ermattung, die Wunden Einiger, die Unmöglichkeit, sie zu verbinden, mußten uns nothwendigerweise entmuthigen.

Wir zogen vier Tage fort, ohne etwas Anderes als Wurzeln zu finden, und ich verzichte auf jede Schilderung der Mühen, die wir ausstanden, einen Weg durch diesen Wald zu finden, in dem es nicht einmal einen Fußsteig gab und wo die Natur, die hier mitleidlos unfruchtbar ist, unter gigantischen Fichten einen zweiten Wald von Rohr erzeugt, dessen Schafte stellenweise undurchdringliche Wälle bilden.

Ein Paar unserer Leute verzweifelte und desertirten; es kostete große Arbeit, sie wiederzufinden und mit Energie zurückzubringen. Vielleicht gab es nur ein Mittel gegen diese Entmuthigung, und ich war es, der es entdeckte. Ich rief sie zusammen und sagte ihnen, daß die Wahl Jedem freistehe, ob er nach Gutdünken seinen Weg gehen oder den Marsch, Alle in einem Corps vereinigt, fortsetzen, die Verwundeten schützen und Einer für den Andern fechten wolle. Das Mittel wirkte; von diesem Momente an dachte Keiner mehr, obgleich sie Alle frei waren, an das Desertiren, und sie bekamen Alle wieder Vertrauen auf ihre Rettung.

Am fünften Tage nach dem Gefechte fanden wir eine Picada, ein Fußsteig, der sich in der Breite eines, selten zweier Menschen durch den Wald zieht. Er führte uns nach einem Hause, wo wir uns wieder erholten, nachdem wir zwei Ochsen geschlachtet hatten.

Von hier aus verfolgten wir den Weg nach Lages, wo wir an einem Tage starken Regenwetters anlangten.

Aufenthalt zu Lages und in seiner Umgegend.

Dieses gute Land Lages, das uns, so lange wir siegreich waren, so hoch gefeiert hatte, kehrte bei der Nachricht von unserem Mißgeschick sein Banner um und einige der Entschlossensten hatten bereits die kaiserliche Regierung wieder hergestellt. Diese entflohen bei unserem Anrücken, und da sie Kaufleute waren, hinterließen die meisten von ihnen ihre mit allen möglichen Dingen gut versehenen Magazine. Das war eine Schickung der Vorsehung, denn wir glaubten uns ohne Gewissensbisse der Waaren unserer Feinde bemächtigen zu können, und verbesserten, Dank der Mannigfaltigkeit ihres Handels, unsere Lage ganz vortrefflich.

Inzwischen schrieb Tereira an Aranha und befahl ihm, zu uns zu stoßen; auch empfing er um diese Zeit Kunde von dem Oberst Portinho, der von Bento Manuel zur Verfolgung desselben Corps Mello's, mit dem wir zu Coritibani so unglücklich zusammenstießen, abgesandt worden war.

Ich diente in Amerika der Freiheit der Völker und habe ihr stets redlich gedient; ich war also dort, wie in Europa, ein entschiedener Gegner des Absolutismus; ich liebte das System, das mit meiner Ueberzeugung übereinstimmte, und war folglich ein Feind des entgegengesetzten. Hin und wieder habe ich die Menschen bewundert, oft sie beklagt, gehaßt aber habe ich sie niemals; wenn ich sie egoistisch und schlecht fand, so schob ich ihre Schlechtigkeit und ihren Egoismus auf unsere unglückliche Natur. Seitdem habe ich mich von dem Schauplaze der Begebenheiten, die ich jetzt erzähle, weit entfernt; in dem Augenblicke, in dem ich diese Zeilen schreibe,

bin ich zweitausend Lieues von dort entfernt — deshalb kann man sich wohl auf meine Unparteilichkeit verlassen. So spreche ich es also sowohl für meine Freunde als Feinde aus, daß die, gegen welche ich focht, unerschrockene Kinder des amerikanischen Continents waren, nicht minder unerschrocken aber Jene, in deren Reihen ich mich gestellt hatte.

Es war daher eine kühne Unternehmung, daß wir zu Tages Halt machten, um es gegen einen Feind zu halten, der zehnmal stärker als wir und dessen Zutrauen durch einen eben errungenen Sieg gestiegen war. Durch den Fluß Canoas, dessen Ufer wir nicht hinreichend besetzen konnten, um ihn zu halten, von unseren Gegnern getrennt, warteten wir lange Tage hindurch auf die Vereinigung Aranha's und Portinco's; während dieser ganzen Zeit hielten wir den Feind mit einer Handvoll Menschen in Schach. Sobald die Verstärkungen ankamen, rückten wir ihm entschlossen entgegen; jetzt war er es aber, der den Kampf nicht annahm und sich in die benachbarte Provinz San-Paolo zurückzog, wo er mächtige Unterstützung zu finden hoffte.

Unter diesen Verhältnissen fand ich den Vorwurf der Mängel und Fehler, den man republikanischen Truppen allgemein macht, bestätigt; diese Truppen bestehen gewöhnlich aus Männern voll Patriotismus und Muth, können aber nur dann bei den Fahnen ausharren, wenn der Feind droht, schwindet er ihnen aber aus den Augen, so gehen sie davon und verlassen ihre Fahnen. Dieser Fehler wurde beinahe unser Ruin und mußte uns unter solchen Umständen große Verluste bringen, denn ein flügerer Feind hätte davon Nutzen ziehen und uns vernichten können.

Die Serranier verließen zuerst ihre Reihen, die Leute Portinco's folgten ihnen. Man denke sich, daß die Deserteure nicht nur ihre eigenen Pferde, sondern auch die der Division mit sich nahmen, so daß unsere Streitkräfte sich von Tag zu Tag mit solcher Geschwindigkeit verminderten,

daß wir bald Lages verlassen und uns nach der Provinz Rio-Grande zurückziehen mußten; wir fürchteten jetzt die Nähe eines Feindes, der vor uns hatte fliehen müssen und dessen Flucht uns bestegt hatte.

Mögen sich alle Völker, die um ihre Freiheit kämpfen, ein Beispiel daran nehmen; sie sollen wissen, daß man die kriegsgeübten und disziplinirten Soldaten des Despotismus nicht mit Blumen, Festlichkeiten und Illuminationen besiegt, sondern nur mit noch kriegsgeübteren und disziplinirteren Soldaten; mögen sich Solche, die nicht im Stande sind, Soldaten aus einem Volke, nachdem sie es zur Erhebung aufgerufen haben, zu machen und zu diszipliniren, ja nicht mit einem so schweren Geschäfte befassen.

Es giebt auch Völker, die nicht verdienen, befreit zu werden — ein Krebschaden läßt sich nicht wieder heilen.

Der Rest unserer Streitkräfte, der also abnahm, als es uns an den nöthigsten Dingen, besonders an Kleidern fehlte — ein furchtbarer Mangel bei Annäherung des in dieser hochgelegenen Gegend kalten und rauhen Winters — begann ganz in Demoralisation zu versinken und verlangte laut, nach Hause zurückzukehren. Teixeira wurde gezwungen, diesem Verlangen nachzugeben, und befahl mir, aus den Gebirgen herabzusteigen und mich der Hauptarmee anzuschließen, während er dasselbe thäte.

Dieser Rückzug wurde theils durch die schlechte Beschaffenheit der Wege, theils durch die versteckten Feindseligkeiten der Waldbewohner, die erbitterte Feinde der Republikaner waren, schwierig.

Ungefähr siebenzig Mann stark, stiegen wir also von der Picada di Beloffo — ich habe bereits erklärt, was eine Picada ist — herab und hatten wiederholten und unvorhergesehenen Ueberfällen zu trotzen, die wir indessen — Dank der Entschlossenheit der Leute, die ich führte, und ein wenig wohl auch dem Vertrauen, das ich als Führer meinen Un-

tergebenen immer eingeflößt habe — mit unerhörtem Glücke überwand. Der Fußsteig, den wir verfolgen mußten, war so schmal, daß nur zwei Mann neben einander gehen konnten, und überdies von allen Seiten mit dichtem Gestrüpp umgeben; der Feind, in diesem Lande eingeboren und mit seiner Lokalität genau bekannt, legte sich an den günstigsten Orten in Hinterhalt, umzingelte uns dann und warf sich plötzlich mit wüthendem Geschrei auf uns, während sich krachend ein Flammenkreis um uns herum bildete, ohne daß wir die glücklicherweise mehr lärmenden als geschickten Schützen sehen konnten. Uebrigens waren die bewunderungswürdige Haltung meiner Leute und ihr Zusammenhalten in der Gefahr derartig, daß nur Wenige leicht verwundet und uns nur ein Pferd erschossen wurde.

Diese Begebenheit erinnert mich wirklich an die bezauberten Wälder Tasso's, in denen jeder Baum lebte und Stimme und Blut hatte.

Endlich erreichten wir das Hauptquartier zu Malacasa, wo sich damals Bento Gonzales befand, der das Amt eines Präsidenten und General en Chef gleichzeitig bekleidete.

31.

Schlacht am Taquari.

Die republikanische Armee traf Vorbereitungen, sich wieder in Marsch zu setzen. Der Feind hatte sich nach der verlorenen Schlacht von Rio-Pardo nach Porto-Allegro zurückgezogen, hatte dies dann wieder unter Befehl des alten Generals Georgio verlassen und sein Lager am Ufer des Cahe aufgeschlagen, woselbst er den General Calderon, der

mit einem imposanten Reitercorps von Rio-Grande aufgebrochen war und sich mit ihm vereinigen sollte, indem er über Land marschirte, erwartete.

Der große Uebelstand, von dem ich schon weiter oben gesprochen habe, d. h. die Auflösung der republikanischen Truppen, sobald sie sich dem Feinde nicht mehr gegenüber befanden, machte letzterem jeden Schritt, den er unternehmen wollte, leicht; so geschah es, daß in dem Augenblicke, als General Netto, der unsere Streitkräfte zu Lande kommandirte, eine hinreichend starke Truppe zusammengebracht hatte, um Calderon zu schlagen, dieser am Tage bereits mit dem Gros der kaiserlichen Armee zusammengetroffen war.

Der Präsident mußte sich durchaus mit der Division Netto vereinigen, um im Stande sein zu können, den Feind anzugreifen; deshalb hob er die Belagerung auf. Dieses Manöver und die kurz darauf folgende Vereinigung hatten glücklichen Erfolg und machten dem militairischen Genie Bento Gonzales' große Ehre. Wir brachen mit der Armee von Mala-Casa auf, nahmen die Richtung auf San-Leopoldo und gingen auf zwei Meilen Entfernung an der feindlichen Armee vorbei; nach zwei Tagen und zwei Nächten ununterbrochenen Marschirens, während welcher Zeit wir beinahe nichts zu essen und zu trinken bekamen, gelangten wir in die Nähe von Taquari, wo wir General Netto, der uns entgegenkam, trafen.

Ich sagte: „ohne zu essen“, und ich habe die Wahrheit gesprochen. Sobald nämlich der Feind von unserer Bewegung Kunde erhielt, marschirte er entschlossen auf uns zu, erreichte uns mehrere Male und griff uns an, während wir einen Augenblick ruhten und uns beschäftigten, unser Fleisch, das unsere einzige Nahrung ausmachte, zu braten. Ja, zehn Mal kochte unser Fleisch beinahe schon, als die Posten zu den Waffen riefen, und dann mußten wir kämpfen, statt zu frühstücken oder zu Mittag zu speisen. Endlich machten wir

in Pinhurinho, sechs Meilen vor Taquari, Halt und stellten uns kampfbereit auf.

Die republikanische Armee, die tausend Mann Infanterie und fünftausend Reiter stark war, besetzte die Höhen von Pinhurinho, die, wie der Name anzeigt, mit Fichten bedeckt sind, sich sanft erheben, dennoch aber die umliegenden Berge dominiren. Die Infanterie stand im Centrum und wurde von dem alten Oberst Grezunzio befehligt; den rechten Flügel kommandirte General Netto und den linken Canavarro. Die beiden Flügel bestanden nur aus Kavallerie und zwar ohne Widerrede, der besten von der Welt; auch die Infanterie war ausgezeichnet. Der Wunsch, bald handgemein zu werden, war allgemein vorherrschend.

Oberst San-Antonio bildete mit einem Reitercorps die Reserve.

Der Feind seinerseits hatte viertausend Infanteristen und, wie es hieß, dreitausend Reiter, sowie einige Kanonen; er hatte auf der anderen Seite eines kleinen Baches, der uns von ihm trennte, Aufstellung genommen, und seine Haltung war keinesweges zu verachten. Seine Armee bestand aus den besten Truppen des Kaiserreiches und wurde durch einen alten und sehr erfahrenen General geführt.

Der feindliche Feldherr hatte uns bis dahin heftig verfolgt und alle Maßnahmen zu einem regelmäßigen Angriffe getroffen. Zwei Kanonen, die auf seiner Seite des Baches placirt waren, beschossen unsere Kavallerie-Linien. Schon hatten unsere Tapferen unter Netto's Befehl den Säbel aus der Scheide gezogen und erwarteten nur noch das Trompeten-Signal, um sich auf zwei Bataillone zu stürzen, die den Bach überschritten hatten; diese braven Leute waren überzeugt, daß sie siegen würden, denn Netto und sie waren noch nie geschlagen worden. Die Infanterie, die in Divisions-Echelons auf dem Gipfel des Hügels stand und durch eine Terrainfalte gedeckt wurde, seufzte sehnsüchtig dem Befehle zum

Kampfe entgegen. Bereits hatten die furchtbaren Lanciers Canavarro's eine Bewegung nach vorwärts gemacht und die rechte Flanke des Feindes überflügelt, der dadurch zu einer mit vieler Unordnung ausgeführten Frontveränderung gezwungen worden war.

Dieses unvergleichliche Corps, das fast ganz und gar aus durch die Republik befreiten Sklaven bestand und aus den besten Pferdebändigern der Provinz gewählt worden war, glich einem wahrhaften Lanzenwalde; alle waren Schwarze mit Ausnahme der höheren Offiziere. Der Feind hatte noch nie den Rücken dieser Kinder der Freiheit gesehen. Alles machte sie ihm furchtbar, ihre Lanzen, die über das gewöhnliche Längenmaß dieser Waffe hinausgingen, ihre sonnenverbrannten Gesichter, ihre herkulischen Glieder, die durch strenge und unermüdete Uebung noch gestärkt worden waren, endlich ihre vollkommene Disziplin.

Schon war die begeisternde Stimme ihres Führers in jeder Brust wiederhallt.

„Jeder von Euch kämpfe heute, als hätte er vier Körper, das Vaterland zu vertheidigen, und vier Seelen, um es zu lieben!“ hatte dieser Tapfere gesagt, der mit Ausnahme des Glückes alle Eigenschaften eines großen Feldherrn besaß.

Unsere Seele fühlte, so zu sagen, die Pulsschläge der Schlacht und war voll Vertrauen und Siegesgefühl. Niemals erlebte ich einen schöneren Tag, ein prächtigeres Schauspiel. Ich stand im Mittelpunkte unserer Infanterie auf dem höchsten Gipfel einer Anhöhe und übersah das ganze Schlachtfeld und beide Armeen. Die Ebene, in der sich das mörderische Kriegsspiel entwickelte, war mit niedrigen Pflanzen dünn besetzt und diese hinderten weder die strategischen Bewegungen, noch den freien Ueberblick; ich konnte mir sagen, daß sich zu meinen Füßen in wenigen Minuten das Geschick des größten Theiles des amerikanischen Continents, vielleicht des größten Reiches der Welt, entscheiden würde.

Wird es dann ein Volk geben oder nicht? Werden diese so dichtgedrängten, nahe aneinander geschlossenen Corps dann zerstreut und niedergemacht sein? Wird dies alles einen Augenblick später nicht Leichname und vom Körper gerissene Glieder, die in ihrem Blute schwimmen, werden? Wird diese schöne und lebendige jugendliche Schaar mit ihrem Blute diese prächtigen Felder düngen? — Vorwärts! schmettert, Trompeten! erdonnert, Kanonen! brause, o Schlacht, und möge sich Alles entscheiden wie bei Zama, Pharsala und Actium!

Es sollte aber nicht so kommen — diese Ebene sollte nicht der Schauplatz des Blutbades werden. Der feindliche Feldherr zögerte, erschreckt durch unsere starke Position und unsere feste Haltung, ließ seine beiden Bataillone wieder über den Bach zurückgehen und kehrte von der Offensive, die er ergriffen hatte, in die Defensive zurück. General Calderon war bei Beginn des Angriffs erschossen worden, vielleicht kam Georgio's Zögerung daher. Sollten wir ihn nicht angreifen, sobald er es nicht mehr that? So dachte die Mehrzahl. Hätten wir aber daran wohlgethan? — Da das Gefecht unter den günstigsten Bedingungen, abgesehen von unserer guten Stellung begonnen hatte, waren alle Chancen für uns; wenn wir aber diese Position verließen, um einem an Infanterie viermal stärkeren Feinde zu folgen, mußte sich der Kampf auf dem andern Ufer des Baches entwickeln.

Das wäre jedenfalls ebenso gefährlich als gewagt gewesen.

Wir fochten also nicht oder wenigstens kaum und brachten den ganzen Tag im Angesicht des Feindes zu, wobei wir uns begnügten, mit ihm zu scharmützeln.

In unserer Armee fehlte es an Fleisch, und die Infanterie besonders war ganz verhungert; der Durst war vielleicht noch unerträglicher als der Hunger; nirgends anders als in jenem Bache gab es Wasser, und dieses war in der

Hand des Feindes. Aber unsere Leute waren an alle Entbehrungen gewöhnt, und nur eine Klage kam aus dem Munde dieser Menschen, die beinahe an Hunger und Durst starben, nämlich, daß sie nicht kämpfen dürften. — O Italiener! Italiener! Ich versichere Euch, daß an dem Tage, wann Ihr vereinigt, nüchtern und geduldig bei allen Strapazen und Entbehrungen sein werdet, wie diese Männer des amerikanischen Continents, der Fremde nicht mehr auf Euren Boden treten und Euren Heerd besudeln wird. An diesem Tage, Italiener, wird Italien wieder seinen Platz nicht nur mitten unter den Nationen des Erdballs, sondern an ihrer Spitze einnehmen.

Während der Nacht war der alte General Georgio verschwunden und mit Tagesanbruch suchten wir den Feind vergeblich; erst um zehn Uhr Vormittags, als der Nebel sich hob, sahen wir ihn auf den starken Positionen am Taquari wieder.

Bald darauf erhielten wir die Nachricht, daß seine Kavallerie den Fluß überschreite. Die Kaiserlichen waren also im vollen Rückzuge begriffen, wir mußten sie angreifen und unser General zögerte keinen Augenblick.

Mit Hülfe einiger Schiffe hatte die feindliche Kavallerie den Fluß passirt, aber die ganze Infanterie war auf dem linken Ufer geblieben, wo sie durch den Wald und jene Schiffe gedeckt wurde. Unsere zweite Infanterie-Brigade, die aus dem 3ten und 20sten Bataillone bestand, erhielt Befehl, den Angriff zu beginnen. Sie führte ihn mit aller der Tapferkeit, deren sie fähig war, aus; aber der Feind war diesen Braven so weit überlegen, daß sie nach Wundern von Tapferkeit genöthigt waren, sich unter dem Schutze der ersten Brigade und des ersten Artillerie-Bataillons, das keine Kanonen hatte und von der Marine war, zurückziehen. — Der Kampf war nun schrecklich, besonders im Walde, wo der Lärmen der Gewehrschüsse und der brechenden Bäume

wiedertönte und sich ein dicker Rauch, wie bei einer höllischen Verwüstung, verbreitet hatte.

Wir zählten auf jeder Seite nicht weniger als fünfhundert Todte und Verwundete. Die Leichen unserer tapferen Republikaner lagen bis an das Ufer des Flusses hinan, wo sie den Feind zurückgeworfen und beinahe in den Strom gestürzt hatten. Unglücklicherweise standen diese Verluste in keinem Verhältnisse zu der Wichtigkeit des Resultats, da der Kampf aufgehoben wurde, als sich die zweite Brigade zurückzog.

Die Nacht war darüber eingebrochen und der Feind konnte nun seine Passage über den Fluß ungehindert fortsetzen.

Bei diesen glänzenden Waffenthaten, die ich auch mitgemacht hatte, muß ich einiger Fehler des Generals Bento Gonzales erwähnen. Der beklagenswertheste war eine gewisse Unentschlossenheit, wahrscheinlich die Ursache des unglücklichen Ausganges aller seiner Operationen. Wünschenswerther, als diese fünfhundert Menschen auf den Feind zu werfen, dem sie an Zahl so weit unterlegen waren, wäre es gewesen, wenn man nicht allein die ganze Infanterie, die wir hatten, gegen ihn geschickt, sondern auch unsere Kavallerie hätte absetzen lassen, da sie wegen der Terrainschwierigkeiten nicht auf ihre gewöhnliche Weise fechten konnte; ein solches Manöver hätte uns gewiß zu einem glänzenden Siege geführt, wenn wir den Feind zurücktrieben und ihn in den Fluß warfen; leider fürchtete der General sich aber, seine ganze Infanterie auf das Spiel zu setzen, die einzige, die er und die Republik besaßen.

Jedenfalls brachte der Erfolg uns einen unerseßlichen Verlust, da wir nicht wußten, wie wir unsere braven Infanteristen ersetzen sollten, während diese Waffe gerade die Hauptstärke des Feindes ausmachte und zahlreiche Rekruten sogleich die Lücken in seinen Reihen ausfüllten.

Schließlich blieb der Feind auf dem rechten Ufer des Taquari und beherrschte somit das ganze Land. Wir schlugen wieder den Weg nach Mala-Casa ein.

Alle diese falschen Maßnahmen verschlimmerten die Lage der Republik. Wir kamen nach San-Leopoldo und der Setembrina zurück, endlich nach unserm alten Lager von Mala-Casa, das wir schon nach wenigen Tagen verließen, um ein anderes bei Bella-Vista zu beziehen.

Eine Operation, die der General um diese Zeit beabsichtigte, hätte uns wieder in die beste Lage bringen können, wäre das Glück nur, wie es eigentlich wohl sollte, den Anstrengungen dieses ebenso unglücklichen als großen Mannes günstig gewesen.

32.

Sturm auf San-Jose.

Um in das Feld ziehen zu können, hatte der Feind seine befestigten Plätze von Truppen entblößen müssen; besonders schwach besetzt war San-Jose im Norden.

Dieser Platz, der auf dem nördlichen Ufer der Mündung des Los-Patossee's liegt, war, abgesehen von seiner politischen Wichtigkeit, einer der Schlüssel des ganzen Handels der Provinz. Seine Besignahme konnte für die augenblicklich so unglücklichen Verhältnisse der Republikaner die ganze Sachlage verändern; sie war nicht allein mehr nützlich, sondern sogar nothwendig. Uebrigens schloß diese Stadt auch Dinge aller Art, die zur Bekleidung der Soldaten dienen konnten, in sich, und gerade in dieser Beziehung befand sich unsere Armee im jämmerlichsten Zustande; dann verdiente

aber San-Jose auch als einziger Hafenort der Provinz, daß man kein Opfer scheute, sich seiner zu bemächtigen. Endlich war dies der einzige Ort, wo man den Atalaga fand, d. h. einen Signalmast für die Schiffe, der ihnen die Wassertiefe an der Mündung des Flusses anzeigte.

Bei dieser Expedition ging es ebenso wie bei Taquari zu; sie wurde mit bewunderungswürdiger Klugheit und im tiefsten Geheimnisse eingeleitet, man zögerte aber, den letzten Schlag zu führen, und verlor dadurch die Frucht des ganzen Unternehmens.

Ein angestrengter Marsch von acht Tagen und fünf- undzwanzig Meilen täglich brachte uns unter die Mauern der Stadt. Es war gerade eine dieser Winternächte, in denen ein Zufluchtsort und Feuer eine Wohlthat der Vorsehung sind, und unsere armen Freiheitskämpfer, die verhungert, mit Lumpen bekleidet waren, deren Glieder von Kälte erstarrten und deren Körper von einem schrecklichen Plazregen erkältet wurden, rückten schweigend gegen die Werke und mit Schildwachen besetzten Gräben an.

Als wir den Mauern ganz nahe waren, ließen wir die Pferde der höheren Offiziere unter dem Schutze einer Kavallerieschwadron, die Oberst Amaral befehligte, zurück und Jeder nahm nun seine schwachen Kräfte zusammen und machte sich zum Gefecht fertig.

Sobald die Schildwachen uns anriefen, stürmten wir; der Widerstand war schwach und dauerte auf den Mauern nicht lange, die Kanonen der Festung wurden kaum abgefeuert. Um halb zwei Uhr Morgens begannen wir den Sturm und um zwei Uhr waren wir Herren der Gräben und drei oder vier kleiner Befestigungen, die den Platz umgaben und mit dem Bayonnet genommen wurden.

Da wir die Befestigungen und die Forts in der Hand hatten und schon in die Stadt eingedrungen waren, schien

es unmöglich, daß wir sie nicht nehmen sollten; dennoch sollte uns dieses Mal passiren, was unmöglich schien. Als unsere Soldaten einmal innerhalb der Mauern und in den Straßen San-Jose's waren, glaubten sie, daß Alles zu Ende sei; der größte Theil zerstreute sich, durch die Aussicht auf Plünderung gelockt. Währenddessen hatten sich aber die Kaiserlichen von ihrer Ueberraschung erholt und sammelten sich in einem befestigten Stadttheile; wir griffen sie an, doch sie warfen uns zurück. Unsere Offiziere suchten überall die Soldaten zusammen, um den Angriff zu wiederholen; sie suchten umsonst, denn wo man einen Soldaten begegnete, war er mit Beute beladen oder betrunken oder hatte sein Gewehr beim Einbrechen der Hausthüren zerschlagen oder beschädigt.

Der Feind verlor inzwischen seine Zeit nicht; mehrere im Hafen befindliche Kriegsschiffe nahmen ihre Position so, daß sie die Straßen, in denen wir uns befanden, mit ihren Lagen bestreichen konnten; man schickte nach Rio-Grande im Süden, einer Stadt, die auf dem entgegengesetzten Ufer der Mündung des Los Patos liegt, nach Hülfe und ein einziges Fort, das wir zu nehmen vergessen hatten, diente indessen dem Feinde zum Sammelplatze. Das erste dieser Forts, das den Namen des Kaiserforts führte und das wir mit einem ebenso glänzenden als mörderischen Sturm hatten nehmen müssen, wurde durch eine schreckliche Pulver-Explosion, die uns eine Menge Leute tödtete, unbrauchbar gemacht; so wurde endlich gegen Mittag unser glänzender Sieg in eine schmachliche Niederlage verwandelt; die Tapferen weinten vor Wuth und Verzweiflung. In Betracht unserer Lage und der gemachten Anstrengungen war unser Verlust ein unermesslicher.

Von dieser Zeit an war unsere Infanterie nur noch ein Skelett; die wenige Reiterei, die sich an dieser Expedition theiligt hatte, diente nur noch zum Schutze des Rückzuges.

Die Division bezog wieder ihre Quartiere bei Bella-Vista und ich blieb mit der Marine zu San-Simon.

Meine ganze Truppe bestand, Offiziere und Soldaten, nur noch aus etwa vierzig Mann.

33.

U n i t a.

Meine Reise nach San-Simon bezweckte, wenn ich es auch nicht erreichte, die Erbauung einiger Böte, die aus einem einzigen Baumstamme bestehen, ich gedachte, vermittelst ihrer mit einem anderen Theile des See's Verbindungen zu eröffnen; während einiger Monate aber, die ich dort zubachte, kamen die versprochenen Bäume nicht an und wir konnten daher unsern Plan nicht ausführen.

Da ich den Müßiggang verabscheue, beschäftigte ich mich mit Pferden anstatt mit den Böten; in der That gab es in San-Simon eine Menge junger Thiere, auf denen ich meine Seeleute beritten machte. San-Simon war eine sehr schöne und große Meierei, damals verlassen und theilweise zerstört; sie gehörte einem ehemals verbannten Grafen Saint-Simon, wie ich glaube, dessen Nachkommen als Feinde der Republik ebenfalls flüchtig geworden waren; ich weiß nicht, ob sie irgendwie zu dem berühmten Saint-Simon, dem Gründer dieser Sekte, deren Anhänger mich in die Ideen von Kosmopolitismus und allgemeiner Brüderlichkeit eingeweiht hatten, in Beziehung standen.

Da diese Saint-Simons aber augenblicklich unsere Feinde waren, behandelten wir ihre Meierei als gute Beute, d. h. wir nahmen die Häuser und richteten uns darin ein

und die Thiere, um sie zu schlachten. Unsere Erholung bestand darin, unsere oder vielmehr der Herren von Saint-Simon Füllen zu zähmen.

Hier legte mir meine Anita unseren Erstgeborenen in die Arme. Ich gab ihm nicht den Namen eines Heiligen, sondern eines Märtyrers: er heißt Menotti.

Er wurde den 16ten September 1840 geboren, aller Wahrscheinlichkeit nach an dem Tage des Gefechtes von Santa-Vittoria erzeugt. Nach den Entbehrungen und Gefahren, die seine Mutter ausgestanden hatte, war sein Zurweltkommen ein wahres Wunder.

Diese Entbehrungen und Leiden, von denen ich bisher noch nicht gesprochen habe, um meine Erzählung nicht zu unterbrechen, sollen jetzt ihren Platz finden, und ich halte es für eine Pflicht, wenn auch vielleicht nicht die Welt, so doch einige Freunde, die dies lesen werden, mit dem bewunderungswürdigen Wesen bekannt zu machen, das ich verloren habe.

Wie immer, so hatte Anita mich begleiten wollen und war bei der ganzen Expedition, die ich erzählt habe, zugegen gewesen.

Man wird sich erinnern, daß wir, mit den Serraminen vereinigt und von Oberst Aranha befehligt, bei Santa-Vittoria den Brigadier Acunha derartig schlugen, daß die feindliche Division vollständig aufgelöst wurde. Während dieses Gefechtes blieb Anita mitten im Feuer zu Pferde und wurde Zeugin unseres Sieges und der feindlichen Niederlage; sie war an jenem Tage die Vorsehung unserer Verwundeten, die weder Aerzte noch Spitäler hatten und von uns gut und schlecht verbunden wurden. Dieser Sieg brachte wenigstens momentan die drei Provinzen Lages, Baccaria und Grima da Serra in den Besitz der Republik; ich erzählte bereits, wie wir wenige Tage später in Lages siegreich einrückten.

Bei dem Gefechte von Coritibani ging es aber nicht ebenso.

Ich berichtete, wie trotz Tereira's Muthes unsere Kavallerie durchbrochen und wie ich mit meinen sechszig Infanteristen von mehr als fünfhundert feindlichen Reitern eingeschlossen wurde.

Anita sollte an diesem Tage die ernstesten Beschwerden des Krieges erleben.

Da sie sich der Rolle einer bloßen Zuschauerin des Kampfes nur ungern unterwarf, beschäftigte sie sich mit dem Zutragen der Munition, damit es den Kämpfern nicht an Patronen mangle. Bei dem heftigen Feuer, das wir unterhalten mußten, ließ sich wirklich annehmen, daß unsere Munition bald erschöpft sein würde, wenn wir sie nicht erneuerten. Anita näherte sich deshalb dem Schauplaze des blutigsten Kampfes, als etwa zwanzig feindliche Reiter, die einige unserer Flüchtlinge verfolgten, über unsere Trainsoldaten herfielen. Sie war eine ausgezeichnete Reiterin und ritt ein ausgezeichnetes Pferd, konnte ihnen also leicht entfliehen, aber die Brust dieser Frau trug ein Heldenherz in sich. Statt zu fliehen, rief sie unseren Soldaten zu, sich zu vertheidigen, und fand sich plötzlich von den Kaiserlichen ganz umringt. Ein Mann hätte sich ergeben, sie aber drückte ihrem Pferde die Sporen in die Flanken und brach mit einem furchtbaren Sage mitten durch den Feind hindurch, wobei sie nur eine Kugel durch ihren Hut erhielt, die ihr zwar etwas Haar fortnahm, sie aber übrigens nicht beschädigte. Vielleicht wäre sie glücklich davon gekommen, wenn nicht ihr Pferd, tödtlich von einer andern Kugel getroffen, gestürzt wäre; sie mußte sich also ergeben und wurde vor den feindlichen Oberst geführt.

Voll erhabenen Muthes in der Gefahr, erhob sich Anita im Unglücke womöglich noch höher; in Gegenwart dieses durch seinen Muth ausgezeichneten Feldherrn, der freilich nicht den richtigen Takt besaß, seinen Siegesstolz einer Frau gegenüber zu verbergen, wies sie mit hohem und verachtenden

Stolze einige Worte ab, die von Mißachtung der bestiegten Republikaner zeugten, und kämpfte mit dem Worte ebenso tapfer, als mit den Waffen.

Anita glaubte, ich sei todt; in diesem Glauben erbat und erhielt sie die Erlaubniß, unter den Leichnamen auf dem Schlachtfelde umhergehen und mich suchen zu dürfen. Lange Zeit irrte sie allein, einem Schatten gleich, auf der blutigen Ebene umher, suchte den, den sie zu finden fürchtete, wandte selbst die Todten um, die mit dem Gesichte auf die Erde niedergestürzt waren und bei denen sie der Figur oder Bekleidung nach einige Aehnlichkeit mit mir zu finden glaubte.

Ihr Suchen war vergeblich; mir meinerseits bewahrte das Geschick den Schmerz auf, ihr eiskaltes Gesicht mit meinen Thränen zu baden, und als dieser ungeheure Schmerz mich niederdrückte, war es mir noch obenein versagt, eine Hand voll Erde, eine Blume auf das Grab der Mutter meiner Söhne zu werfen.

Als Anita sich beinahe sicher für überzeugt hielt, daß ich noch lebe, hatte sie nur noch einen Gedanken, nämlich zu fliehen. Es dauerte nicht lange, bis sich Gelegenheit dazu fand. Sie benutzte die Trunkenheit des siegreichen Feindes, gelangte in ein Haus, das neben dem lag, in dem man sie gefangen hielt, und hier nahm sie eine Frau, die sie nicht kannte, auf und beschützte sie. Mein Mantel, den ich weit von mir geworfen hatte, um in meinen Bewegungen freier zu sein, war in die Hand eines Feindes gefallen; sie tauschte ihn gegen den ihrigen ein, der viel schöner und von großem Werthe war. Als die Nacht kam, floh sie in den Wald und verschwand darin.

Man bedurfte, um sich so großer Gefahr auszusetzen, eines Löwen- und Gazellenherzens, wie es dieses edle Wesen besaß. Nur wer die unermesslichen Wälder gesehen hat, welche die Berge von Espinasso bedecken, mit ihren hundertjährigen Fichten, die den Himmel stützen zu sollen scheinen

und die Säulen dieses herrlichen Tempels der Natur sind, mit den gigantischen Rohrpflanzen in den Zwischenräumen, diese Wälder, die von wilden Thieren und Reptilen, deren Biß tödtlich ist, wimmeln, nur der kann sich einen Begriff von den Gefahren machen, die sie lief, und von den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte. Glücklicherweise kannte die Tochter der amerikanischen Steppen nicht, was Furcht ist. Von Coritibani bis Lages hat man zwanzig Lieues durch fast unzugängliche Wälder zu machen; — wie machte sie dies allein, ohne Nahrungsmittel möglich? Gott allein weiß es.

Die wenigen Bewohner dieses Theiles der Provinz, denen sie begegnen konnte, waren der Republik feindlich gesinnt, griffen sogleich zu den Waffen, als sie von unserer Niederlage hörten, und legten uns an verschiedenen Stellen Hinterhalte, besonders auf den Pecadas, welche die Flüchtigen auf dem Wege von Coritibani nach Lages passieren mußten.

Bei den Cabecas, d. h. den unwegsamsten Stellen dieser Stege, erlitten unsere unglücklichen Gefährten ein entsetzliches Blutbad; sei es nun aber ihr glücklicher Stern oder ihre bewunderungswürdige Entschlossenheit, mit der sie diesen gefährlichen Weg zurücklegte, die Mörder flohen stets bei ihrem Anblicke, da sie, wie sie selbst sagten, Anita für ein gespenstisches Wesen hielten.

In der That war es eine Merkwürdigkeit, zu sehen, wie diese tapfere Frau, auf einem feurigen Renner, den sie in dem Hause, dessen Gastfreundschaft sie genoß, erbeten und erhalten hatte, reitend, in einer stürmischen Nacht über die Felsen einhersprengte, während leuchtende Blitze zuckten und der Donner rollte — denn so war diese Unglücksnacht wirklich. Vier Reiter, die an dem Uebergange des Flusses Cauvas aufgestellt waren, flohen bei dem Anblicke dieser Erscheinung und warfen sich hinter das Gesträuch am Ufer. In-

zwischen kam Anita an das Gestade des Baches. Dieser war durch den Regen und die von den Bergen herabstürzenden Gießbäche zum Strome geworden, dennoch aber gelangte sie über das wüthende Wasser, nicht wie ein paar Tage früher in einem guten Boote, sondern schwimmend und sich an die Mähne ihres Pferdes haltend, das sie mit ihrer Stimme ermutigte.

Der Strom stürzte brüllend einher und zwar nicht in geringer Breite, sondern fünfhundert Schritte breit. Gesund und wohl erreichte sie das andere Ufer.

Eine Tasse Kaffee, die sie zu Lages in großer Eile trank, war Alles, was die unerschrockene Reisende während vier Tagen genoß; diese gebrauchte sie, um in Vaccaria das Corps Obersts Aranha wieder zu erreichen.

Hier sahen wir uns wieder, Anita und ich, nachdem wir acht Tage lang getrennt gewesen waren und uns gegenseitig für todt gehalten hatten. Man kann sich unsere Freude vorstellen!

Eine noch größere Freude stand mir an dem Tage bevor, als meine heldenmüthige Anita auf der Halbinsel, welche die Lagune von Los Patos von der Seite des atlantischen Oceans her schließt, in einem Rancho, woselbst sie der großmüthigsten Gastfreundschaft genoß, unsern vielgeliebten Menotti gebar.

Das Kind kam mit einer Narbe am Kopfe zur Welt; diese Narbe war von einem Sturze mit dem Pferde, den seine Mutter gemacht hatte.

Und hier sage ich nochmals allen den vortrefflichen Leuten, die sich so gastfreundschaftlich gegen uns bewiesen haben, meinen Dank; mögen sie glauben, daß ich ihnen eine ewige Erkenntlichkeit bewahre. Im Lager, wo es uns an allen nothwendigen Dingen gebrach und wo ich sicherlich nicht ein Taschentuch gefunden hätte, um es der armen Leidenden zu geben, hätte sie diese schwere Prüfung, in der die

Frau so vieler Kraft und so vieler Sorgfalt bedarf, nicht überstehen können.

Im Interesse meiner armen Lieben entschloß ich mich daher, eine Reise nach der Settembrina zu machen, um daselbst einige Kleidungsstücke zu kaufen; ich hatte dort gute Freunde und unter ihnen einen vortrefflichen, Namens Blingini. Ich reiste durch die überschwemmten Felder, wobei das Wasser bis an den Bauch meines Pferdes reichte. Ich kam auch durch eine ehemals bebaute Gegend, die Bassa-Velha genannt wird, und begegnete daselbst dem Lancier-Capitain Marnieno, der mich als guter Kamerad begrüßte; er war auf diesen vortrefflichen Weideplätzen mit Bewachung der Pferde beauftragt.

Ich kam daselbst Abends bei strömendem Regen an, und da das Wetter am nächsten Tage nicht besser war, that der gute Capitain Alles, um mich zurückzuhalten. Aber das Ziel, das ich bei meiner Reise vor Augen hatte, lag mir zu sehr am Herzen, um mich unterwegs aufzuhalten, und ich setzte, ungeachtet der Einwendungen des guten Freundes, meinen Weg durch diese Ebenen fort, die einem weiten See glichen; in der Entfernung von einigen Meilen hörte ich nach der Richtung hin, aus der ich eben kam, lebhaftes Gewehrfeuer; dies machte mich einigermaßen besorgt, ich konnte aber nicht wieder umkehren.

Ich kam also in der Settembrina an, woselbst ich einige Dinge kaufte, deren ich bedurfte, dann trat ich, noch immer durch das Gewehrfeuer beunruhigt, meinen Weg nach San-Simon wieder an. In Bassa-Velha erfuhr ich die Ursache des Lärmens, den ich vernommen hatte, und das traurige Ereigniß, das sich am Tage meiner Abreise zugetragen hatte.

Derselbe Moringo, der mich in Camacua überfallen und den meine vierzehn Leute und ich zum Rückzuge mit einem zerschmetterten Arme gezwungen, hatte nämlich den

Kapitain Marnieno, seine Leute, sein Vieh und den größten Theil seiner Pferde überfallen. Die meisten von letzteren waren eingeschifft, die andern getödtet worden. Moringo hatte diesen Ueberfall mit Kriegsschiffen und Infanterie ausgeführt, worauf er nach Wiedereinschiffung seiner Infanteristen mit seiner Kavallerie gegen Rio-Grande im Norden aufgebrochen war und auf seinem Wege alle die kleinen republikanischen Streifparteien überfiel, die sich in Sicherheit glaubten und sich in der Gegend zerstreut hatten. Unter ihnen befanden sich auch meine wenigen Seeleute, die genöthigt wurden, in den Wald zu fliehen.

Man begreift wohl, daß mein erster Ausruf war: Anita! Was ist aus Anita geworden? Am zwölften Tage nach ihrer Niederkunft hatte sie bei furchtbarem Sturmweather zu Pferde steigen müssen, war nur halb bekleidet und trug ihr armes Kind quer vor sich auf dem Sattel; so hatte sie sich in den Wald geflüchtet.

Ich fand in dem Rancho weder die guten Leute, die uns gastfreundlich aufnahmen, noch Anita mehr vor, aber ich traf mit ihnen am Rande eines Wäldchens zusammen, wo sie sich aufhielten, da sie nicht genau wußten, wo der Feind sei und ob sie noch etwas zu befürchten hätten.

Wir kehrten nach San-Simon zurück und blieben daselbst noch einige Zeit; dann verlegten wir unser Lager auf das linke Ufer des Capivari, d. h. desselben Flusses, auf dem wir ein Jahr zuvor daran gearbeitet hatten, unsere Schiffe zu der mißglückten Expedition von Santa-Catharina auf Wagen zu bringen.

Ach, damals hatte mein Herz, von Hoffnungen, die ein so trauriges Ende nahmen, geschwellt, geklopft.

Der Capivari bildet sich aus verschiedenen, aus den zahlreichen Seen, die den nördlichen Theil der Provinz Rio-Grande längs der Seeküste und am östlichen Abhange des Espinasso-Gebirges bedecken, kommenden Bächen; den Namen

führt er von der Capinara, einer Art sehr gewöhnlicher Binsen in den Flüssen des südlichen Amerika, in den Colonien nennt man sie Capinecos.

Von Capivari und Sangrados de Abreel, einem Kanal, der einen Sumpf und einen See verbindet, woselbst wir mit unseren Bötten unerhörte Mühe hatten, machten wir einige Reisen an die westliche Küste des See's, legten Verbindungen zwischen den beiden Ufern an und setzten della gente *) über.

34.

R o s e t t i.

Indessen wurde die Lage der republikanischen Armee von Tage zu Tage schlechter; ihre Bedürfnisse wurden immer größer, ihre Quellen versiegten; die beiden Gefechte am Taquari und bei San-Jose hatten die Infanterie dezimirt, die trotz ihrer geringen Stärke der Nerv der Belagerungsoperationen war. Diese vielen Entbehrungen erzeugten Desertionen, die Leute wurden, wie es bei zu lang ausgedehnten Kriegen wohl vorkommt, müde, die Krankheit der Indifferenz, die schlimmste von allen, ergriff sie und man fühlte in jeder Beziehung, daß der Moment gekommen sei, dem ein Ende zu machen.

Bei dieser Lage der Dinge machten die Kaiserlichen Vorschläge zur Einigung, sie wurden aber, obgleich sie verhältnißmäßig günstig für die Republikaner waren, von diesen zurückgewiesen. Diese Weigerung erhöhte die Unzufrie-

*) Italienischer Ausdruck für „Alle zusammen, Männer, Weiber, Kinder ic.“

denheit des unglücklichsten und daher am meisten ermüdeten Theiles der Armee und des Volkes; man entschied sich also endlich, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen.

Die Division Canavarro, bei der sich auch die Seeleute befanden, wurde bestimmt, die Bewegung zu beginnen und die Passage über die Serra, welche General Labattue, ein Franzose im Dienste des Kaisers, besetzt hielt, frei zu machen. Bento Gonzales sollte mit dem Reste der Armee folgen und die Arrièregarde bilden.

Die republikanische Garnison von Settembrina sollte dann kommen und zuletzt marschiren, aber sie konnte diese Bewegung nicht ausführen, denn der berühmte Moringo überfiel die Stadt und nahm sie.

Dort wurde mein lieber Rosetti getödtet.

Nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan und gefährlich verwundet worden war, stürzte er vom Pferde, und als er gezwungen wurde, sich zu ergeben, zog er es vor, sich lieber tödten zu lassen als seinen Degen abzugeben.

Das war wieder eine tiefe Wunde für mein Herz! Man weiß, daß ich oft von Rosetti gesprochen habe und wie ich ihn liebte; gestatte man mir daher, so unzureichend meine Feder auch sei, Italien zu wiederholen, was ich ihm schon so oft gesagt habe:

„O Italien, meine Mutter! — ich habe einen meiner liebsten Brüder verloren und Du einen Deiner besten Söhne!“

Dieser hier war zu Genua geboren. Seine Eltern, die seinen Charakter falsch beurtheilten, hatten ihn für die Kirche bestimmt; er war einer der glühendsten italienischen Patrioten, die ich je gekannt habe.

Da er für ein abenteuerliches Leben geboren war und in Italien nicht mehr frei aufzuathmen vermochte, schiffte er sich nach Rio-Janeiro ein, wo er bald Handel, bald das Mäklergeschäft betrieb. Zum Geschäftsmann war er aber nicht geboren — es war eine erotische Pflanze, die in dem

Boden der Berechnung und des Handels schlecht gedeiht. Es lag nicht daran, daß es ihm an seltener Intelligenz und an der Befähigung, sich mit allen Wissenschaften zu bereichern, fehlte, denn sicherlich konnte er in jeder Beziehung zum Höchsten aufsteigen, aber er war von allen Italienern am meisten Italiener, d. h. der größte und würdigste der Menschen. Mit solchen Fehlern als Handelsmann macht man nicht Geschäfte, man geht dabei seinem Ruin mit Riesenschritten entgegen.

So verhielt es sich mit Rosetti.

Da er Jedermann liebte, gehörte sein Haus auch Jedermann, vorzüglich den unglücklichen Italienern. Er wartete nicht, bis die Verbannten ihn aufsuchten, sondern kam ihnen entgegen; so gelangte er mit seinem Vermögen bald zu Ende. Er war selbst unglücklich, aber er hatte das Herz eines Engels und konnte nicht einen Italiener leiden sehen; wenn er kein Mittel fand, mit seiner Börse zu helfen, ließ er ihn in seiner ärmlichen Wohnung warten, durchlief die Straßen der Stadt und kam nie zurück, ohne dem Wartenden Hülfe zu bringen. Wahr ist es, daß seine Güte, sein Freimuth und seine Rechtlichkeit ihn zu Jedermanns Freund gemacht hatten und daß auch Jedermann ihm in seinen kleinen Verlegenheiten mit Vergnügen half.

Die Schlacht bei Causa wurde geschlagen, die Republikaner wurden darin von den Kaiserlichen besiegt. Bento Gonzales und die obersten Führer wurden zu Gefangenen gemacht und man brachte sie nach Rio-Janeiro. Unter ihnen war auch unser Landsmann Zambecarri, den ich, wie bereits erzählt, in den Gefängnissen von Santa-Cruz kennen gelernt hatte.

Damals sprach man davon, einen Seezug zu unternehmen und uns Kaperbriefe zu geben; seitdem hatten Rosetti und ich keine Ruhe mehr, bis wir mit der Flagge der Republik in die Unermeßlichkeit des Oceans hinausgestoßen

wurden; er übernahm Alles und brachte es dahin, daß wir unsern Plan ausführen konnten.

Man kennt das Uebrige, weil man uns seitdem nicht mehr aus den Augen verloren hat.

Ach, es giebt nicht einen einzigen Winkel der Erde, wo nicht die Gebeine eines braven Italieners ruhen! — Darum sollte Italien sich nicht mehr freuen, sondern Trauer anlegen. Armes Italien, wahrlich, Du wirst sie an dem Tage vermissen, an dem Du Dich auf diesen von den Raben verzehrten Leichnamen zu erheben versuchen wirst!

35.

Die Pecada das Antas.

Dieser im Winter unternommene Rückzug durch ein bergiges Land und bei fortwährend strömendem Regen war der schrecklichste und unglücklichste, den ich je gesehen habe. Als einzige Vorräthe führten wir einige gekoppelte Kühe mit uns, da wir im Voraus wußten, daß wir auf unserem Wege kein einziges Thier finden würden, das uns zur Nahrung dienen könnte.

Uns selbst zurückziehend, verfolgten wir die Division des Generals Labattue, ohne sie jemals erreichen zu können. Die Waldbewohner allein bewiesen uns noch eine Sympathie, indem sie seine Avantgarde angriffen. Wir sahen diese Naturmenschen ganz in der Nähe und sie kamen uns nicht feindselig entgegen.

Anita litt während dieses dreimonatlichen Rückzuges Alles, was ein Mensch ertragen kann, ohne zu sterben, und ertrug es mit unbeschreiblicher Ruhe und Muth.

Man muß die Wälder in diesem Theile Brasiliens einigermaßen kennen, um sich eine Vorstellung von den Strapazen zu machen, die eine Truppe ohne Transportmittel aushalten mußte; sie hatte als Verproviantierungsmittel nur den Lasso, eine Waffe, die in den an Vieh oder Wild reichen Ebenen sehr nützlich, in diesen dichten Wäldern, den Zufluchtsorten der Tiger und Löwen, aber vollständig unnütz ist.

Um unser Mißgeschick auf den Gipfel zu steigern, waren die Flüsse, die in diesen unbetretenen Wäldern sehr nahe bei einander fließen, über alles Maß angeschwollen; der furchtbare Regen, der uns verfolgte, hörte nicht auf, und daher kam es, daß sich oft ein Theil unserer Truppen zwischen zwei Strömen eingeschlossen fand und hier ganz ohne Nahrung blieb. Dann wüthete der Hunger, besonders unter den Frauen und Kindern; das war eine traurigere Niederlage, als sie die Kugeln der Geschütze und Gewehre hätten anrichten können.

Vorzüglich wurde unsere arme Infanterie die Beute der unbeschreiblichen Leiden und Entbehrungen, denn sie konnte nicht einmal, wie die Kavallerie, ihre Pferde schlachten und verzehren. Wenige Frauen und noch weniger Kinder kamen wieder aus dem Walde, die wenigen, die dem Tode entgingen, wurden durch die Reiter gerettet, die ihre Pferde zum Glück hatten schonen können und mit diesen armen kleinen, von ihren Müttern, welche vor Hunger, Kälte und Müdigkeit gestorben waren, verlassenen Wesen Mitleid fühlten.

Anita schauderte bei dem Gedanken, unsern Menotti verlieren zu können, den wir schließlich nur durch ein Wunder retteten. An den gefährlichsten Stellen der Wege oder beim Uebergange über die Flüsse trug ich das arme, drei Monate alte Kind, in einem um meinen Hals befestigten Taschentuche liegend, wobei ich ihn mit meinem Athem neu beleben und erwärmen konnte. Von etwa zwölf Thieren,

theils Pferden, theils Mauleseln, die ich in den Wald mitgenommen hatte und die zu meinem, sowie meiner Mannschaft Dienst gebraucht wurden, behielt ich nur zwei Maulesel und zwei Pferde, die übrigen waren, von Hunger und Müdigkeit erschöpft, niedergefallen. Zum größten Unglück hatten die Führer den Weg verloren, und dies war besonders die Ursache unserer Leiden in diesem schrecklichen Walde das Antas.

Je weiter wir vorrückten, desto weniger fanden wir das Ende dieser verdamnten Pecada; ich blieb mit zwei Mauleseln, die schrecklich ermüdet waren, zurück, um sie dadurch zu retten, daß ich sie Schritt für Schritt gehen ließ und sie mit Blättern der Taquara fütterte, eine Art von Schilf, von dem der Taquari seinen Namen herleitet. Während dessen schickte ich Anita mit einem Diener und dem Kinde voraus, damit sie den Ausgang aus diesem unendlichen Walde suchten, besonders auch irgend etwas zur Nahrung.

Die beiden Pferde, die ich Anita gelassen und die diese muthige Frau abwechselnd ritt, retteten uns Alle. Sie fand endlich das Ende des Waldes und glücklicherweise daselbst eine Abtheilung meiner braven Soldaten bei einem hellbrennenden Feuer, was bei solchem Regen etwas Ungewöhnliches war.

Meine Gefährten, die glücklicherweise noch einige leinene Kleidungsstücke bei sich hatten, wickelten das Kind darin ein, erwärmten es und brachten es wieder in das Leben zurück, als die arme Mutter schon an letzterem zu verzweifeln anfing. Das war noch nicht Alles; diese ausgezeichneten Menschen begannen dann mit der zärtlichsten Sorgfalt einige Nahrungsmittel zu suchen, die sie für sich selbst nicht gesucht haben würden, die sie sich aber aus Liebe zu mir zu verschaffen wußten und mit denen sie Mutter und Kind ein wenig erfrischten.

Der ihr zuerst die wirksamste Hülfe brachte, hieß Manzeo; — möge sein Name gesegnet sein! Ich hatte mir unnütze Mühe gegeben, meine beiden Maulesel zu retten; ich mußte endlich die beiden armen Thiere aufgeben, denn sie keuchten, waren krank und ganz verdorben; ich selbst ging dann allein mitten durch den Wald weiter.

An demselben Tage fand ich noch meine Frau und mein Kind und erfuhr, was meine lieben Gefährten für sie gethan hatten.

Neun Tage nach ihrem Eintritte in den Wald kam der Rest unserer Division kaum noch aus demselben heraus; wenigen Offizieren war es gelungen, ihre Pferde zu retten. Der Feind, der vor uns marschirte, hatte auf seiner Flucht in der Pecada zwei Kanonen zurückgelassen, aber wir sahen sie im Vorübergehen kaum an; es fehlte uns an Transportmitteln, und wahrscheinlich stehen sie noch auf derselben Stelle, wo ich sie gesehen habe.

Das Sturmweather schien auf die Wälder beschränkt zu sein, denn kaum waren wir aus ihnen heraus und kamen in die Nähe von Grima da Serra und Baccaria, so fanden wir das schönste Wetter. Ueber dieses und ein paar Rinder, die in unsere Hand fielen und uns für das lange Fasten schadlos hielten, vergaßen wir Müdigkeit, Hunger und Regen.

Wir blieben im Departement Baccaria einige Tage, um die Division des Bento Gonzales zu erwarten, die auch, in Unordnung und um ein Drittel vermindert, eintraf.

Der unermüdliche Moringo hatte, sobald er den Rückzug dieser Division erfuhr, sich zur Verfolgung ihrer Arrièregarde aufgemacht, trieb sie ohne Ruhe vor sich her, griff sie bei jeder Gelegenheit an und hatte sich bei diesem Vernichtungskampfe mit den Bergbewohnern verbunden, die den Republikanern immer feindlich gesinnt waren. Dies Alles gab

Labattue Zeit, seinen Rückzug zu bewerkstelligen und sich dann mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen. Als er dies aber in das Werk setzte, hatte er kaum noch einige hundert Menschen bei sich, denn dieselben Unfälle, die uns getroffen hatten, waren auch ihm zugestoßen; der Feind litt ferner unter einem dieser außergewöhnlichen Ereignisse, die ihrer Seltenheit wegen erzählt zu werden verdienen.

General Labattue fand, als er auf seinem Marsche zwei Gehölze, welche die Mattos genannt werden, zu passiren hatte, in denselben einige der unabhängigen Völkerstämme, die unter dem Namen Bugres bekannt und die wildesten, die man in Brasilien kennt, sind. Diese Stämme legten sich, sobald sie den Marsch der Kaiserlichen erfuhren, in drei oder vier Hinterhalte und thaten ihnen nach Kräften Schaden. Uns beunruhigten sie durchaus nicht, und obgleich es auf dem Wege viele Fallgruben gab, wie die Indianer sie für ihre Feinde anlegen, waren diese doch nicht durch Rasen oder Gebüsch verborgen, sondern alle standen offen und deshalb wurde auch keine gefährlich.

Bei dem kurzen Halt, den wir am Rande eines dieser riesigen Wälder machten, sahen wir eine Frau daraus hervorkommen, die in ihrer Jugend durch die Wilden geraubt war und unsere Nähe zur Flucht benutzte.

Das arme Wesen war in einem jammervollen Zustande.

Als wir in diesen Berggegenden keinen Feind mehr zu fliehen, auch nicht mehr zu verfolgen hatten, setzten wir unsern Weg in kurzen Märschen fort, da es uns an Pferden mangelte und wir unterwegs Füllen für uns zähmen mußten.

Das republikanische Lanciercorps war vollständig unberitten geworden und mußte sich durchweg mit Füllen wieder rekrutiren.

Uebrigens waren diese jungen, kräftigen Schwarzen, deren Jeder den Beinamen eines Pferdebändigers, wie ihn

Virgil dem Belops giebt, verdiente, ein stets neues, wenn auch täglich wiederholtes herrliches Schauspiel. Man mußte sie sehen, wenn sie auf diese wilden Kinder der Steppen sprangen, die Gebiß, Sattel und Sporen nicht kannten, wie sie sich an ihre Mähne hielten und mit ihnen in der Ebene herumjagten, bis das Thier dem Menschen nachgab und sich für besiegt erklärte.

Der Kampf war lang; das Thier unterwarf sich nicht, bevor es alle Kräfte erschöpft hatte, um sich von seinem Tyrannen zu befreien; der Mann seinerseits besaß bewunderungswürdige Geschicklichkeit, Kraft und Muth; er hing mit allen Bewegungen des Thieres fest zusammen, drückte es mit seinen Schenkeln wie mit Zangen, sprang mit ihm, rollte sich mit ihm auf dem Boden und erhob sich wieder mit ihm, um sich erst von ihm zu trennen, wenn es mit Schweiß bedeckt, weißschäumend und auf seinen Beinen zitternd, gezähmt war.

Für einen guten Pferdebändiger reichten drei Tage hin, das rebellischste Thier an das Gebiß zu gewöhnen. Selten werden die Füllen aber durch die Soldaten, besonders auf Märschen, bei denen andere Beschäftigungen den Bändiger verhindern, ihm die nöthige Sorgfalt angedeihen zu lassen, gut gezähmt.

Als wir die Mattos passirt hatten, marschirten wir durch die Provinz Missiones auf Cruz-Alta, Hauptort dieser kleinen Provinz, von da nach Saint-Gabriel, wo das Hauptquartier aufgeschlagen und Baracken für ein Lager der Armee gebaut wurden.

Ein sechs Jahre langes Leben voll Gefahren und Abenteuer war mir nicht überdrüssig geworden, so lange ich allein war; jetzt aber, wo ich eine kleine Familie hatte, erweckten die Trennung von allen meinen alten Bekannten und die Ungewißheit, was nach so langen Jahren aus meinen Eltern

geworden sein möchte, den Wunsch in mir, mich einem Punkte zu nähern, wo mich Nachrichten von Vater und Mutter erreichen könnten. Eine Weile hatte ich alle diese zärtlichen Neigungen in mein Herz zurückdrängen können, aber sie hatten sich darin gesammelt und verlangten nun ihr Recht. Man bedenke auch, daß ich nichts mehr von meiner zweiten Mutter, die Italien heißt, wußte. Die Familienbände fesseln uns mächtig, die an das Vaterland reißen uns unwiderstehlich fort.

Ich entschloß mich also, nach Montevideo, wenigstens auf einige Zeit, zurückzukehren, und bat den Präsidenten um meinen Abschied, sowie um die Erlaubniß, mir eine kleine Rinderheerde bilden zu dürfen, deren allmäliger Verkauf während der Reise mir deren Kosten gewähren sollte.

*

*

*

Die brasilianische Revolution.

Unseren Lesern dürfte es wohl angenehm sein, einen allgemeinen Ueberblick über die damalige brasilianische Revolution zu erhalten, deshalb geben wir hier einen solchen in Kürze:

Schon im Jahre 1808 hatte die portugiesische Königsfamilie sich von Lissabon nach Rio-Janeiro begeben, da die Franzosen erstgenannte Stadt besetzten; Brasilien erhielt damit den Namen eines Königreiches. Erst 1821 verließ der Hof wieder Rio-Ja-

neiro, um nach Portugal zurückzukehren; der Sohn des Königs, Don Pedro, blieb als Regent in Brasilien. Bald aber änderte das Mutterland die bisherige Verfassung seiner Colonie, legte derselben viele Beschränkungen und Bedrückungen auf und rief den Prinzen zurück; indessen vermochte dieser, da ernstliche Unruhen zu Rio-Janeiro ausbrachen, nicht abzureisen, mußte eine National-Versammlung einberufen, und diese sprach im August 1822 die Unabhängigkeit Brasiliens von der portugiesischen Krone aus. Der bisherige Regent ließ sich darauf unter dem Namen Pedro I. zum Kaiser von Brasilien krönen.

Die republikanischen Bestrebungen im Lande wurden zwar unterdrückt, führten aber doch dahin, daß der Kaiser im März 1824 die Constitution beschwören mußte. Dessenungeachtet dauerten die Unruhen, welche die Losreißung der Republik Uruguay herbeiführten, und die Unzufriedenheit des ganzen Landes mit dem Kaiser fort, den man beschuldigte, die öffentlichen Finanzen zu Grunde zu richten und sich durch ausländischen Einfluß leiten zu lassen. Am 6. April 1831 brach der Aufstand in der Hauptstadt offen aus, und am folgenden Tage mußte der Kaiser zu Gunsten seines ältesten Sohnes, Pedro II. de l'Alcantara, abdanken und sich nach Europa einschiffen; sein erst siebenjähriger Sohn blieb unter Vormundschaft Don Andrada's zurück.

Streitigkeiten der verschiedenen Parteien über die Regierungsform, besonders Aufstände der Neger und Farbigen, führten nun die nächsten Jahre hindurch viele blutige Auftritte herbei. Solche Unruhen regten sich auch wieder im Jahre 1833 bei den Wahlen zum neuen Congreß, der für die Zeit der Unmündigkeit des Kaisers einen Regenten, jedesmal auf vier Jahre, zu erwählen beschloß; der erste derselben war Diego Antonio Feijo, legte aber bald die Regentschaft nieder und ihm folgte Pedro de Aranja Lima.

1837 erhob sich auch die Provinz Rio-Grande und erklärte sich unter dem Präsidenten Bento Gonzales de Silva zur Republik; sie kam bis auf die Städte Alegro und Rio-Grande ganz aus den Händen der Regierung. Ein Deputirter, Namens Franca, verlangte sogar öffentlich die Absetzung des jungen Kaisers, in dessen wies der Congress einen solchen Antrag ab. Aufstände in Bahia, sowie in der Provinz Maranhao folgten und wurden nur mit Mühe von den Kaiserlichen bezwungen.

Dies sind die Ereignisse, die Garibaldi in den Dienst der neuen Republik Rio-Grande führten und ihn gegen die allerdings großen Mißbräuche und Bedrückungen einer schwachen und zerütteten Regierung für das bedrückte Volk kämpfen ließen.

Anmerkung des Uebersetzers.

* *

*

36.

Kinderheerdenführer.

So war ich also Führer einer Kinderheerde geworden.

In einer Estancia, die man el Corral de Pedras nannte, sammelte ich nun mit Genehmigung des Finanzministers in zwanzig Tagen mit unsäglichem Mühe ungefähr neunhundert Kinder. Diese Thiere waren vollkommen wild, und größere Anstrengung stand mir noch während der Reise bevor, wo ich auf fast unübersteigliche Hindernisse stoßen mußte. Das

größte von allen war der Uebergang über den Rio-Negro, in dem ich bald mein ganzes Vermögen fast von den Fluthen verschlungen sehen sollte. Ich hatte nicht allein die Schwierigkeiten der Passage und die geringe Erfahrung in meinem neuen Handwerk gegen mich, sondern auch die Unredlichkeit gewisser besoldeter Capitaze, die ich als Führer der Thiere gemiethet hatte. Dennoch rettete ich fünfhundert Thiere, aber in Betracht ihrer schlechten Nahrung, der Länge des Weges und der großen Ermüdung waren sie nicht im Stande, ihren Bestimmungsort zu erreichen.

Ich entschloß mich deshalb, sie zu tödten, ihnen die Haut abzuziehen und diese zu verkaufen, wobei mir nach Abzug der Kosten noch etwa hundert Thaler blieben, mit denen ich die dringendsten Bedürfnisse meiner Familie besorgen konnte.

Ich muß hier eine Begegnung erzählen, die mir einen meiner liebsten, besten und zärtlichsten Freunde gab.

Ach! das ist wieder Einer, der in eine bessere Welt gegangen ist, auf Italiens Befreiung zu warten!

Als ich auf meinem Rückzuge nach Saint-Gabriel kam, hörte ich von einem italienischen Offizier von viel Geist und Herzen, sowie großer Erfahrung sprechen, der als Carbonaro verbannt, sich in Frankreich, am 5. Juni bei Oporto während der langen Belagerung, die dieser Stadt den Namen der uneinnehmbaren gab, geschlagen hatte und dann, wie ich, gezwungen worden war, Europa zu verlassen; er hatte seinen Muth und seine Erfahrung dem Dienste der jungen Republiken Süd-Amerika's geweiht.

Man erzählte mir von ihm einzelne Züge von Muth, Kaltblütigkeit und Stärke, in Folge deren ich mir zehn Mal wiederholte: „Wenn ich diesen Mann treffen sollte, so wird er mein Freund werden.“

Er hieß Muzani.

Besonders eine Geschichte von ihm hatte große Sensation gemacht.

Als er nach Amerika kam, stellte er sich mit einem Empfehlungsbrieфе den Herren N***, Geschäftsleuten zu B***, die Italiener, wie er, waren, vor.

Sie machten ihr Faktotum aus ihm; er war gleichzeitig ihr Kassirer, ihr Buchhalter und Vertrauensmann — am besten gesagt, er war der gute Genius ihres Hauses.

Wie alle starken und muthigen Leute war Aluzani ruhig und sanft.

Das Haus, dessen wahrhafter Leiter er geworden, war eines derer, die man allein in Süd-Amerika findet und die alle erdenklichen Geschäfte machen, indem sie fast alle bekannten Handelszweige zu einem einzigen vereinigen.

Unglücklicherweise lag die Stadt, in der sich das Handelshaus unserer Landsleute befand, in der Nähe eines Waldes, in dem sich jene indischen Stämme der Bugres aufhielten, über die ich bereits im vorhergehenden Kapitel einige Worte gesagt habe.

Einer dieser indischen Häuptlinge hatte sich zum Schrecken der kleinen Stadt gemacht; zweimal im Jahre kam er mit seinem Stamme in sie hinein und brandschatzte sie nach seiner Willkür, ohne daß man ihm Widerstand entgegen zu setzen gewagt hätte.

Zuerst war er mit zwei- oder dreihundert Mann gekommen, dann mit hundert, darauf mit fünfzig, da er den wachsenden Schrecken bei Ausbreitung seiner Macht gewahrte, zuletzt fühlte er sich so sicher als Herr, daß er allein kam, und so allein, wie er war, ertheilte er seine Befehle und stellte seine Forderungen, als ob er den ganzen Stamm bei sich gehabt hätte, um die Stadt anzuzünden und mit Blut zu überschwemmen.

Aluzani hatte von diesem Großsprecher viel reden hören,

aber er verrieth nicht seine Ansicht über die Kühnheit des wilden Häuptlings und den Schrecken, den seine Drohungen allgemein einflößten.

Dieser Schrecken war so groß, daß wenn sich das Geschrei erhob: „Der Häuptling di Mattos ist da!“ alle Fenster geschlossen wurden und die ganze Stadt sich einriegelte, als fürchte man sich vor einem tollen Hunde.

Der Indier war an diese Zeichen der Angst, die seinem Stolze schmeichelten, schon gewöhnt. Er wählte die Thür, die er sich öffnen lassen wollte, klopfte an, und sobald die Thür geöffnet war, was mit der Eile der Furcht geschah, konnte er das ganze Haus plündern, ohne daß Herr, Nachbarn oder Bewohner, wer sie auch gewesen seien, daran gedacht hätten, ihn auf seinem Rückzuge zu beunruhigen.

Muzani dirigirte also seit zwei Monaten das Handelshaus in den größten wie unbedeutendsten Angelegenheiten zur großen Zufriedenheit seiner beiden Patrone, als der schreckliche Ruf: „Der Häuptling di Mattos!“ wieder ertönte.

Wie gewöhnlich schlossen sich schleunigst Thüren und Fensterläden.

Muzani war allein zu Hause und beschäftigt, die Wochenrechnung zu machen; er dachte, es sei nicht der Mühe werth, sich durch den Lärm stören zu lassen, und blieb deshalb bei offenen Thüren und Fenstern ruhig hinter seinem Comptoir.

Der Indier blieb erstaunt vor diesem Hause stehen, das mitten in der allgemeinen Bestürzung, die seine Ankunft verursacht hatte, ganz gleichgültig geblieben zu sein schien.

Er betrat es und sah auf der andern Seite des Comptoirs einen Menschen mit dem ruhigsten Gesichte, der seine Rechnungen machte.

Er blieb vor ihm stehen, kreuzte die Arme und betrachtete ihn mit Erstaunen.

Muzani erhob den Kopf. Er war die Höflichkeit selbst.
 „Was wünschen Sie, mein Freund?“ fragte er den Indier.

„Was? — was ich will?“ meinte dieser.

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Muzani; — „wenn man in einen Laden tritt, so wünscht man gewöhnlich etwas zu kaufen.“

Der Indier brach in lautes Gelächter aus.

„Du kennst mich also nicht?“ fragte er Muzani.

„Wie soll ich Dich kennen? — ich sehe Dich zum ersten Male.“

„Ich bin der Häuptling di Mattos“, erwiderte der Indier, wobei er seine Arme auseinander nahm und im Gürtel eine ganze Waffenausrüstung von vier Pistolen und einem Dolche zeigte.

„Nun wohl, Häuptling di Mattos, was willst Du?“ fragte Muzani weiter.

„Ich will etwas zu trinken haben,“ antwortete Jener.

„Was willst Du trinken?“

„Ein Glas Aguardiente.“ (Branntwein.)

„Nichts leichter als das; bezahle zuerst, dann werde ich Dir das Glas reichen.“

Der Indier lachte zum zweiten Male auf.

Muzani runzelte leicht die Stirn.

„Das ist nun das zweite Mal,“ sagte er, „daß Du mir, statt zu antworten, in das Gesicht lachst. Ich finde das keineswegs höflich. Ich sage Dir im Voraus, daß, wenn es zum dritten Male vorkommt, ich Dich aus der Thür werfen werde.“

Er sagte dies mit einer Festigkeit, die jeden Anderen, als den Indier belehrt haben würde, mit welchem Manne er es zu thun habe.

Vielleicht begriff der Häuptling dies auch, aber er that so, als verstände er ihn nicht.

„Ich habe Dir gesagt, daß Du mir ein Glas Aguardiente geben sollst,“ wiederholte er und klopfte mit seinem Dolche auf den Ladentisch.

„Und ich habe Dir gesagt, Du sollst es zuerst bezahlen,“ wiederholte Muzani — „sonst wirst Du es nicht bekommen.“

Der Indier schleuderte einen Zornesblick auf ihn, aber Muzani's Auge begegnete dem seinigen. Zwei Blicke hatten sich gekreuzt.

Muzani pflegte zu sagen:

„Es giebt keine wahrhaftere Kraft als die moralische; steh einen Menschen, der Dich ansieht, fest, kühn und unerschütteret an; wenn er die Augen zu Boden schlägt, bist Du sein Herr, aber senke nicht die Deinigen, denn sonst ist er der Deine.“

Muzani's Blick hatte eine unwiderstehliche Kraft; dieses Mal schlug der Indier die Augen nieder.

Er fühlte des Andern Ueberlegenheit und über diesen ihm ungewohnten Zauber wüthend, wollte er sich durch Trinken Muth machen.

„Nun gut,“ sagte er — „da ist ein halber Piaster; bediene mich jetzt.“

„Es ist meine Pflicht, die Leute, die bezahlen, zu bedienen,“ sagte Muzani ruhig.

Dabei reichte er dem Indier ein Glas Branntwein.

Der Indier goß es hinunter.

„Noch eins,“ meinte er.

Muzani schenkte ihm ein anderes ein.

Der Indier trank es wie das erste aus.

„Noch eins,“ wiederholte er.

So lange des Indiers Geld reichte, machte Muzani keine Bemerkung; als der Trinker aber so viel verzehrt hatte, als sich mit seinem Gelde bezahlen ließ, hielt er ein.

„Nun?“ fragte Jener.

Muzani legte ihm seine Rechnung vor.

„Weiter!“ rief der Wilde.

„Weiter? — ohne Geld giebt es keinen Brantwein,“
erwiederte Muzani.

Der Indier hatte sich nicht getäuscht. Die fünf oder sechs Gläser Aguardiente, die er getrunken, hatten ihm den Muth wiedergegeben, den er unter den Löwenblicken Muzani's verlor.

„Aguardiente!“ rief er, die Hand an eine seiner Pistolen legend. „Aguardiente, oder ich tödte Dich!“

Muzani, der sich schon gedacht hatte, daß die Sache dieses Ende nehmen werde, hielt sich bereit. Er war ein Mann von fünf Fuß neun Zoll, von wunderbarer Stärke und bewunderungswürdiger Gewandtheit. Er stützte seine rechte Hand auf den Ladentisch, sprang hinüber und warf sich mit seiner ganzen Last auf den Indier, wobei er, ehe dieser Zeit hatte, sein Pistol zu spannen, ihm die rechte Hand mit der linken festhielt.

Der Indier konnte den Angriff nicht aushalten; er fiel zu Boden nieder, Muzani auf ihn und setzte ihm das Knie auf die Brust.

Nun brachte er mit seiner linken die rechte Hand des Indiers in eine Richtung, in der die Waffe unschädlich bleiben mußte, riß ihm mit der andern Pistolen und Dolch aus dem Gürtel und warf sie weit in den Laden hinein, entrang dann das Pistol seiner Hand, faßte es an dem Lauf und zerschlug ihm das Gesicht mit tüchtigen Kolbenschlägen. Als er endlich der Ansicht war, der Indier würde, um sich eines Kunstausdruckes zu bedienen, nun genug haben, stand er wieder auf, stieß ihn mit dem Fuße zur Thür hinaus, ließ ihn in die Gasse rollen und mitten darin liegen.

Der Indier hatte wirklich genug.

Er stand auf und kam nie wieder nach Saint-Gabriel.

Muzani hatte den portugiesischen Krieg unter einem andern Namen als seinem wirklichen, Ferrari nämlich, mitgemacht. Er hatte sich unter diesem Namen ausgezeichnet bekommen und war zum Capitain befördert worden, dabei hatte er zwei schwere Wunden bekommen — eine am Kopf die andere in der Brust — so schwer, daß er nach Verlauf von sechszehn Jahren an einer derselben starb.

Die Kopfverwundung war ein Säbelhieb, der ihm den Schädel gespalten hatte; die in der Brust durch eine Kugel geschehen, die in der Lunge sitzen blieb und später die Lungenschwindsucht herbeiführte.

Wenn man zu Muzani von den Wundern der Tapferkeit sprach, die er unter dem Namen Ferrari gethan hatte, lächelte er und versicherte, dieser Ferrari und er seien zwei ganz verschiedene Personen.

Zum Unglück für den armen Muzani konnte er, während er seine Thaten auf die Rechnung des eingebildeten Wesens setzte, das er geschaffen hatte, demselben nicht auch seine Wunden überlassen.

Dies war also der Mann, von dem man mir erzählt hatte, den ich kennen lernen und sein Freund werden wollte.

Zu Saint-Gabriel erfuhr ich, daß er in Geschäften zwölf Meilen weit verreist sei; ich entschloß mich und stieg zu Pferde, um ihn aufzusuchen.

Unterwegs fand ich am Ufer eines kleinen Baches einen Mann, der mit nackter Brust dasaß und sein Hemde wusch; ich dachte mir sogleich, daß es der sei, den ich suchte. Ich ging zu ihm, reichte ihm die Hand und nannte ihm meinen Namen. Von diesem Augenblicke an waren wir Brüder. Augenblicklich war er nicht mehr in seinem Handelshause, sondern wie ich in die Dienste der Republik Rio-Grande getreten. Er kommandirte die Infanterie der Division Juan

Antonio's, eines der berühmtesten republikanischen Führer; wie ich, hatte er übrigens seinen Abschied genommen und war auf dem Wege nach el Salto.

Nachdem wir einen Tag zusammen zugebracht hatten, gaben wir uns unsere beiderseitigen Adressen und verabredeten, Keiner von uns solle einen wichtigen Schritt thun, ohne den Andern davon zu benachrichtigen.

Man gestatte mir, eine kleine Geschichte zu erzählen, aus der sich unser Glend und unsere Brüderlichkeit erkennen läßt.

Muzani hatte nur ein Hemde, aber zwei Paar Beinkleider.

Mit Hemden ging es mir ebenso schlecht, was die Beinkleider aber anbetrifft, war er reicher als ich.

Wir schliefen unter demselben Dach, er reiste aber schon vor Tagesanbruch ab, ohne mich zu wecken.

Als ich nun erwachte, fand ich auf meinem Bette das bessere Paar seiner beiden Beinkleider.

Ich hatte ihn kaum gesehen, aber er war ein Mensch, den man auf den ersten Blick richtig beurtheilt. Als ich später Dienste bei der Republik Montevideo nahm und den Auftrag erhielt, die italienische Legion zu organisiren, war meine erste Sorge an Muzani zu schreiben, er möge kommen und die Arbeit mit mir theilen.

Er kam und wir verließen uns nicht wieder bis zu dem Tage, an dem er die Küste Italiens wieder betrat und in meinen Armen starb.

Professor der Mathematik und Waarenmäkler.

In Montevideo stieg ich im Hause eines meiner Freunde, Namens Napoleon Castellini, ab. Seiner und seiner Frau Liebenswürdigkeit bin ich mehr schuldig, als ich jemals durch die ihnen geweihte Erkenntlichkeit abtragen kann, gleichwie es bei meinen übrigen Lieben, G. B. Cuneo, diesem Freunde für mein ganzes Leben, bei den Brüdern Antonini und Giovanni Rino, der Fall ist.

Als ich die wenigen Thaler, die ich aus dem Verkauf meiner Kinderhäute löste, ausgegeben hatte, übernahm ich, da ich mit meiner Frau und meinem Kinde nicht auf Kosten meiner Freunde leben wollte, zwei Geschäftszweige, die kaum für unsere Bedürfnisse hinreichten.

Einmal wurde ich Waarenmäkler; ich trug alle Arten von Proben mit mir herum, von italienischem Zeuge an bis zu römischen Stoffen.

Das andere Mal war ich Professor der Mathematik im Hause des ehrenwerthen Herrn Paolo Semidei.

Auf diese Weise lebte ich bis zu meiner Einstellung in die östliche Legion.

Die Frage über Rio-Grande begann sich zu lösen und zu ordnen; in dieser Beziehung hatte ich nichts mehr zu thun. Da die östliche Republik, d. h. die, welche sich die Republik von Montevideo nannte, mich frei wußte, nahm sie keinen Anstand, mir eine Beschäftigung anzubieten, die mit meinen Verhältnissen und besonders mit meinem Charakter mehr in Einklang stand, als die eines Professors der Mathematik und Probenherumträgers.

Man bot mir den Befehl über die Corvette „Die Konstitution“ an, und ich übernahm ihn.

Die Flotte der östlichen Republik stand unter Befehl des Obersten Goffe, die von Buenos-Ayres unter Admiral Brown.

Zwischen den beiden Geschwadern hatten bereits mehrere kleine Gefechte stattgefunden, aber sie waren nur von mittelmäßigem Erfolge geblieben.

Um dieselbe Zeit wurde ein gewisser Vidal, traurigen Andenkens, zum ersten Minister der Republik ernannt.

Eine seiner ersten und beklagenswertheften Maßnahmen war, sich der Sorge um die Flotte zu entbinden, die, wie er sagte, eine zu große Last für den Staat war. Diese Flotte, die unermessliche Summen gekostet hatte und die, wenn sie beibehalten wurde, was damals so leicht war, ein bedeutendes Uebergewicht auf dem La Platastrom behaupten konnte, wurde vollständig zerstört. Man verkaufte die Schiffe zu schimpflichen Preisen und verschleuderte das Material.

Ich wurde zu einer Expedition, die große Folgen haben sollte, beordert.

Man schickte mich mit der Brigantine „Percyra“ von achtzehn Kanonen nach Corrientes; außer diesen achtzehn Geschützen hatte ich noch zwei Drehbrassen.

Mit mir zusammen segelte die Corvette „Rocida“.

Corrientes kämpfte damals gegen Rosas, und ich sollte es gegen die Macht des Diktators in seinen Operationen unterstützen.

Vielleicht hatte die Expedition auch einen anderen Zweck, das war aber das Geheimniß unseres Premier-Ministers.



Man möge es Dem, der diese Memoiren veröffentlicht, gestatten, daß er den Lesern einige Aufklärungen über die Republik Montevideo im Jahre 1841 gebe, die der General Garibaldi in einem von Tag zu Tag geführten Journale nicht berühren zu müssen geglaubt hat.

Diese Erklärung ist um so genauer, als sie im Jahre 1849 dem Herausgeber von einem Manne diktirt wurde, der in der Geschichte der östlichen Republik eine große Rolle gespielt hat, nämlich von dem General Pacheco y Obes, einem unserer besten Freunde. Uebrigens können sich unsere theuren Leser beruhigen, da wir unserem nicht weniger guten Freunde, der sich Joseph Garibaldi nennt, bald wieder die Feder in die Hand geben werden, denn, wie sie sehen, führt dieser erste Held Italiens die Feder ebenso gut wie den Degen.

*

*

*

Montevideo.

Wenn der Reisende auf einem der Schiffe, welche die alten Landeseinwohner schwimmende Häuser nannten, ankommt, so erblickt er zuerst, wenn der Matrose „Land!“ gerufen hat, zwei Erhöhungen.

Die eine von Mauersteinen ist die Kathedrale, die Mutter der Kirchen, die Matriz, wie man sie dort nennt.

Die andere ist ein Granitberg, mit wenigem Grün bedeckt, auf dem ein Leuchthurm steht; man nennt ihn den Cerro.

Wenn man höher kommt, unterscheidet man zwischen den Thürmen der Kathedrale, deren Kuppeln hell in der Sonne glänzen, die zahllosen und verschiedenartig geformten Miradores, die fast alle Häuser überragen, dann diese Häuser selbst, roth oder weiß, mit ihren Terrassen, auf denen die Bewohner am Abend Kühlung suchen, endlich am Fuße des Cerro die Saladeros, die großen Fleischläden, und dann, tief an der Bai gelegen, die reizenden Quintas, die Freude und der Stolz der Einwohner, über die an Festtagen nur ein Wort durch die Straßen läuft:

„Laßt uns nach der Miguelete gehen! — Nach der Aguada! — Nach dem Arroyo Seco!“

Wenn Ihr dann zwischen dem Cerro und der Stadt, die überall, wo Ihr auch hinblicken möget, von der gigantischen Kathedrale überragt wird, den Anker fallen laßt, wenn die Fosse Euch unter kräftigen Ruderschlägen an das Land bringt, wenn Ihr am Tage dann durch die schönen Quintas und die Weiber, die in Amazonenkleidung reiten, des Abends an den geöffneter Fenstern vorüberwandelt und in die lichtstrahlenden Straßen tretet, wo Ihr den Klang der Piano's oder die klagenden Töne der Harfe, die schwingenden Melodien der Quadrillen oder die schmelzenden Romanzen hört, dann seid Ihr in Montevideo, der Vicerönigin des silbernen Flusses, dessen Königin sich Buenos-Ayres nennt, des Flusses, der sich bei einer Mündungsbreite von achtzig Pieves in den atlantischen Ocean ergießt.

Juan Diaz de Saliz entdeckte zu Anfang des Jahres 1516 zuerst diese Küste und den La Platastrom; das Erste, was der Auslugeposten erblickte, war der Cerro; voller Freude rief er damals auf lateinisch:

„Montem video!“ (Ich habe einen Berg gesehen!)

Daher schreibt sich der Name der Stadt, deren Geschichte wir kurz skizziren wollen.

Saliz, der stolz darauf war, ein Jahr zuvor Rio-

Janeiro entdeckt zu haben, freute sich seiner neuen Entdeckung nicht lange. Nachdem er zwei seiner Schiffe glücklich in die Bai gebracht hatte und mit dem dritten in den La Plata eingelaufen war, ließ er sich durch die Freundschaftsversicherungen der Indianer bethören, fiel in einen Hinterhalt und wurde getödtet, gebraten und aufgeessen am Ufer eines Baches, der zum Andenken an diese schreckliche Begebenheit noch heute den Namen Arroyo de Solis führt.

Diese Horde menschenfressender Indianer, die übrigens tapfer genug war, gehörte zu dem Stamme der Charruas; sie besaß, wie am andern Ende des großen Continents die Huronen und Siours, das Land. Sie widerstanden auch den Spaniern, die unter täglichen Kämpfen und besonders allnächtlichen Ueberfällen Montevideo erbauen mußten; in Folge dieser Kämpfe kann man die Gründung der Stadt, obgleich die Entdeckung, wie gesagt, bereits 1516 erfolgte, kaum von hundert Jahren herschreiben.

Endlich kam um das Ende des letzten Jahrhunderts ein Mann, der den ursprünglichen Herren der Küste einen entscheidenden Krieg lieferte, in dem sie vernichtet wurden. In drei Kämpfen, wobei sie, wie die alten Teutonen, Frauen und Kinder zwischen sich nahmen und fielen, ohne einen Schritt breit zurückzuweichen, wurden sie gänzlich vernichtet, und der Reisende kann noch heute als ein Zeichen dieser vollständigen Niederlage die Gebeine der letzten Charruas am Fuße des Berges Acegua bleichen sehen.

Dieser zweite Marius, der Besieger der zweiten Teutonen, war Jorge Pacheco, der Feldherr und Vater des Pacheco y Obes, aus dessen Munde wir, wie bereits gesagt, die Erzählung erhielten, die wir jetzt unseren Lesern vortragen.

Die vernichteten Wilden hinterließen aber dem Kommandanten Pacheco noch hartnäckigere, gefährlichere und besonders schwerer als die Indianer auszurottende Feinde,

nämlich die brasilianischen Schmuggler; diese hielten sich nicht durch den religiösen Glauben, der sich mit jedem Tage schwächt, sondern durch ein materielles Interesse, das von Tag zu Tag zunimmt.

Das Prohibitivsystem war die Basis des spanischen Handels. Es mußte also zwischen dem Gouverneur und den Contrebandirern ein erbitterter Kampf sich entspinnen, denn letztere suchten bald durch List, bald durch Gewalt ihre Waaren und Tabake auf das Gebiet von Montevideo einzuführen.

Der Kampf war lang, erbittert und tödtlich. Endlich war Don Jorge Pacheco, ein Mann von herkulischer Kraft, mächtigem Wuchse und unerhörter Schlaueit, dahin gekommen, wie er wenigstens hoffte, die Schmuggler nicht wie die Charruas zu vernichten — denn das war unmöglich — sie aber von der Stadt fern zu halten, als sie auf einmal noch kühner, thätiger und in besserer Uebereinstimmung, als jemals, unter einer Leitung erschienen, die ebenso mächtig, muthig und intelligent wie die Pacheco's war.

Der Kommandant entsandte seine Spione in das Land, um die Ursache der neuen Feindseligkeiten genau kennen zu lernen.

Alle brachten einen Namen zurück: Artigas.

Wer war nun aber dieser Artigas?

Ein junger Mensch von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, tapfer wie ein alter Spanier, schlau wie ein Charrua, und gewandt wie ein Gaucho. Hatte er auch von diesen drei Geschlechtern nicht das Blut in sich, so besaß er doch wenigstens ihren Geist.

Es entspann sich nun ein bewunderungswürdiger Kampf der List und Gewalt zwischen dem alten Kommandanten und dem jungen Schmuggler, dieser aber war jung und seine Kräfte im Zunehmen begriffen, der andere war zwar noch nicht zu alt, aber doch schon erschöpft. Vier oder fünf Jahre

lang verfolgte er Artigas und schlug ihn, wo er ihm begegnete.

Der besiegte Artigas wurde weder getödtet, noch gefangen, am andern Morgen erschien er immer wieder. Pacheco wurde zuerst des Kampfes müde, und wie einer der alten Römer aus der Zeit der Republik, die ihren Stolz gern dem Wohle des Vaterlandes aufopferten, machte er der Regierung den Vorschlag, er wolle unter der Bedingung, daß man Artigas zum Gouverneur des Landes und der Stadt ernenne, auf seine hohe Stellung verzichten, denn nach seiner Meinung könne nur Artigas das Werk beenden, das er, Pacheco, nicht zur Ausführung bringen könne, d. h. die Vertilgung der Schmuggler.

Die Regierung ging darauf ein und Artigas zog, wie die römischen Banditen, die sich dem Papste unterwerfen und dann als geachtete Leute in den Städten herumgehen, deren Schrecken sie gewesen sind, im Triumphe zu Montevideo ein und übernahm den Vertilgungskampf da, wo sein Vorgänger ihn aufgegeben hatte.

Nach Verlauf eines Jahres war die Schmugglerwirthschaft, wenn auch nicht vernichtet, so doch wenigstens nicht mehr beunruhigend.

Dies geschah achtundfünfzig oder sechzig Jahre vor den Ereignissen, an denen wir Garibaldi theilnehmen sehen; der Herausgeber ist aber vor Allem dramatischer Dichter und kann sich nicht daran gewöhnen, seine Dramen ohne einen Prolog vorzuführen. Uebrigens ist dieser Prolog auch nicht ohne Interesse, und man kann aus ihm die Menschen und Lokalitäten kennen lernen, die in Frankreich noch ziemlich unbekannt sind.

Artigas war damals sieben- oder achtundzwanzig Jahre alt; zur Zeit, als General Pacheco mir diese Details mittheilte, zählte er dreiundneunzig und lebte unbeachtet in einer

kleinen Quinta des Präsidenten von Paraguay. Jetzt ist er zweifellos schon todt.

Er war ein junger, schöner und tapferer Mann und repräsentirte eine der drei Gewalten, die abwechselnd über Montevideo herrschten.

Don Jorge Pacheco war der Typus ritterlicher Tapferkeit der alten Zeit, die mit Columbus, Pizarro und Ferdinand Cortez die Meere überschiffte.

Artigas seinerseits war ein Kind des Landes. Er repräsentirte, wie man dort sagt, die nationale Partei, die zwischen die Portugiesen und Spanier gestellt war, d. h. zwischen die Fremden, die durch ihren Aufenthalt in den Städten, wo alles nach spanischer und portugiesischer Sitte lebte, Kinder dieser Nationen geblieben waren.

Dann gab es noch einen dritten Typus und sogar eine dritte Macht, von der wir sprechen müssen, denn sie ist gleichzeitig die Geißel des Stadt- und Landbewohners. Es sind die Gaucho's, die Garibaldi schon so charakteristisch und malerisch geschildert hat. Er nannte sie die Centauren der neuen Welt.

In Frankreich nennen wir einen Jeden Gaucho, der in jenen weiten Ebenen, jenen unermesslichen Steppen und unbegrenzten Pampas, die sich vom Meeresufer östlich bis an die Andes erstrecken, lebt. Das ist nicht richtig; Captain Head von der englischen Marine brachte es zuerst in die Mode, den Gaucho mit dem Landbewohner zu verwechseln, der in seinem Stolz nicht allein eine solche Aehnlichkeit, sondern auch jeden Vergleich verschmäht.

Der Gaucho ist der Zigeuner der neuen Welt. Ohne Besitz, ohne Haus und ohne Familie, hat er nichts als seinen Poncho, sein Pferd, sein Messer, seinen Lasso und seine Bola's.

Das Messer ist seine Waffe, der Lasso und die Bola's sein Handwerkszeug.

Artigas blieb also zu allerseitiger Zufriedenheit, bis auf die der Schmuggler, Gouverneur des Landes, und er war noch mit diesem wichtigen Amte bekleidet, als 1810 die Revolution ausbrach, welche den Zweck hatte, die spanische Herrschaft in der neuen Welt zu vernichten, und dies wirklich erreichte.

Sie begann 1810 zu Buenos-Ayres und endete 1824 mit der Schlacht von Ayacucho in Bolivia. Chef der Insurgenten war damals General Antonio Jose de Sucre, und fünftausend Mann standen unter seinen Befehlen.

Der oberste General der spanischen Truppen war Don Juan de la Serna, der letzte Vizekönig von Peru. Er befehligte ungefähr elftausend Mann.

Die Patrioten hatten nur eine einzige Kanone; sie waren ungefähr Einer gegen Zwei, wie man aus den angegebenen Zahlen ersehen kann; es fehlte ihnen an Munition, Mundvorrath, Pulver und Brod. Es ließ sich nur erwarten, daß sie geschlagen würden; man griff sie an, und sie blieben Sieger.

Der patriotische General Alejo Cordova begann die Schlacht; er befehligte nur fünfzehnhundert Mann. Er steckte seinen Hut auf die Degenspitze und rief:

„Vorwärts!“

„Im Geschwindschritt oder im gewöhnlichen?“ fragte ihn ein Offizier.

„Im Siegesschritt!“ antwortete Alejo Cordova.

Am Abend hatte die ganze spanische Armee kapitulirt und war von Denen gefangen genommen worden, die sie am Morgen für ihre Gefangenen angesehen hatte.

Artigas war einer der Ersten, der die Revolution als die Göttin der Freiheit begrüßte. Er stellte sich auf dem Lande an die Spitze der Bewegung und bot jetzt Pacheco an, auf den Oberbefehl zu seinen Gunsten zu verzichten, wie dieser es früher für ihn gethan hatte.

Vielleicht wäre auch dieser Tausch zu Stande gekommen, wenn Pacheco nicht im Hause Casablanca am Uruguay von spanischen Seeleuten überfallen worden und als Gefangener in ihren Händen geblieben wäre.

Artigas setzte nichtsdestoweniger sein Befreiungswerk fort; in kurzer Zeit jagte er die Spanier aus dem ganzen Lande, zu dessen König er sich aufgeworfen hatte, und beschränkte sie auf die einzige Stadt Montevideo. Montevideo aber konnte ernstlichen Widerstand leisten, denn es war die zweite befestigte Stadt Amerika's.

Die erste war Saint-Jean d'Ulloa.

Alle spanischen Anhänger waren nach Montevideo geflüchtet, woselbst sie von einer viertausend Mann starken Armee geschützt wurden. Artigas, der mit Buenos-Ayres ein Bündniß eingegangen war, begann die Stadt zu belagern.

Eine portugiesische Armee kam aber den Spaniern zu Hülfe und entsetzte Montevideo.

1812 wurde Montevideo von Neuem belagert. Der General Rondeau von Seiten Buenos-Ayres' und Artigas von Seiten der Patrioten Montevideo's vereinigten sich und umschlossen die Stadt. Die Belagerung dauerte dreiundzwanzig Monate, und dann erst gab eine Capitulation den Sitz der späteren östlichen Republik den Belagerern, die damals vom General Alvear kommandirt wurden, in die Hände.

Wie kam es, daß der kommandirende General Alvear und nicht Artigas war? wir wollen es erzählen.

Als die Belagerung zwanzig Monate gedauert hatte, waren die verschiedenen Gewohnheiten und Sitten — ich möchte beinahe sagen, die Verschiedenheit der Racen — die zwischen den Männern von Buenos-Ayres und denen von Montevideo, die nun schon drei Jahre mit einander in Berührung standen, anfangs nur kleine Uneinigkeiten herbei-

geführt hatten, allmählig Grund zu bitterem Hasse geworden.

Artigas hatte sich deshalb, wie Achilles, in sein Zelt zurückgezogen oder vielmehr nahm er dieses Zelt mit sich und verschwand in die weiten Ebenen, die er aus seiner Jugendzeit her so gut kannte, als er noch das Schmugglergeschäft betrieb.

General Alvear hatte seine Stelle eingenommen; vor der Uebergabe Montevideo's war er Oberanführer der Portenos gewesen, wie sich die Bewohner von Buenos-Ayres nennen, während die von Montevideo dort die „Destlichen“ heißen.

Wir wollen hier die zahlreichen Verschiedenheiten zwischen den Portenos und Destlichen zu erklären suchen.

Der Einwohner von Buenos-Ayres, dessen Urahnen schon seit drei Jahrhunderten das Land bewohnen, hatte schon seit den ersten hundert Jahren seiner Ansiedelung in Amerika alle Anhänglichkeit an das Mutterland, d. h. Spanien, verloren; seine Interessen, sein ganzes Leben knüpfen sich an den Boden des Landes; diese Leute sind fast ebenso, wie die Indianer, die sie vertrieben haben, heut zu Tage Amerikaner.

Der Bewohner Montevideo's dagegen, dessen Vorfahren erst seit kaum einem Jahrhundert dieses Land bewohnen, hat noch nicht Zeit gehabt, zu vergessen, daß er der Sohn, Enkel oder Urenkel des Spaniers ist. Er hat wohl ein Gefühl für seine neue Nationalität, aber er hat auch die Beziehungen zu dem alten Europa nicht vergessen, dem er in der Civilisation nachstrebt, während der Landbewohner von Buenos-Ayres sich alle Tage weiter von ihr entfernt und in die Barbarei zurückfällt.

Auch ist die Beschaffenheit des Landes nicht ohne Einfluß auf diese einerseits rückgängige, andererseits vorschreitende Veränderung.

Die Bevölkerung von Buenos-Ayres verbreitet sich über unermessliche Haiden, ihre Wohnungen sind weit von einander abgelegen, es fehlt an Wasser und Holz; es ist ein trauriger Anblick, wenn man dieses Volk in seinen schlecht gebauten Hütten sieht, und aus dieser Dede, diesen Entbehungen, dieser Vereinzelung schöpft es auch einen düsteren, streitlustigen und ungeselligen Charakter. Seine Beziehungen erstrecken sich nur auf den wilden Indianer an den Landesgrenzen, mit dem Handel um Straußensfedern, Pferddecken, Lanzenholz und andere Dinge, die aus den Europäern unbekannten Ländern kommen und die man gegen Branntwein und Tabak einwechselt, getrieben wird. Der Indianer bringt den Tabak und Branntwein in die großen Ebenen der Pampa's, von denen er den Namen angenommen oder ihnen vielleicht den seinigen gegeben hat.

Ganz im Gegentheil lebt die Bevölkerung Montevideo's in einer schönen Landschaft, die von Gewässern durchströmt und von Thälern durchschnitten ist. Hier giebt es keine großen Wälder, wie in Nord-Amerika, das ist wahr, aber im Grunde eines jeden dieser Thäler fließen Bäche, die von dem Quebracho mit seiner Eisenrinde, von dem Ubajai mit seiner goldenen Furcht und dem Sanet mit seinen reichen Zweigen beschattet werden. Die Häuser, Villen und Meiereien liegen nahe an einander, und der offene und gastfreundliche Charakter des Volkes neigt sich der Civilisation zu; die Nähe des Meeres trägt auf den Flügeln des von Europa herüberwehenden Windes unaufhörlich den Hauch der Civilisation herüber.

Für das Volk von Buenos-Ayres ist der Typus aller Vollkommenheit der Indianer zu Pferde, für das von Montevideo ist er der Europäer in seinem engen Kleide, seiner steifen Cravatte, von oben bis unten eingeschnürt.

Der Mann von Buenos-Ayres behauptet, was die Eleganz betrifft, der Erste in Amerika zu sein, er erhitzt und

besänftigt sich leicht, er hat mehr Einbildungskraft, als der von Montevideo. Die ersten amerikanischen Dichter sind aus Buenos-Ayres gebürtig, wie Bareta und Lafinur, Dominguez und Mannal.

Der Mann von Montevideo ist weniger poetisch, aber ruhiger, fester in seinen Plänen und Entschlüssen; wenn sein Nebenbuhler der Erste in Bezug auf Eleganz zu sein behauptet, so ist er jedenfalls der Erste an Muth. Unter den Dichtern findet man die Namen Hidalgo, Berro, Figueroa, Juan Carlos Gomez.

Die Frauen von Buenos-Ayres wieder stehen in dem Rufe, die schönsten in Süd-Amerika von der Meerenge von Lemaire bis zum Ufer des Amazonenstromes zu sein. Vielleicht ist es auch wahr, daß die Gesichter der Frauen von Montevideo von weniger blendender Schönheit als die ihrer Nachbarinnen sind; bewunderungswürdig aber sind ihre Körperperformen, ihre Füße, ihre Hände und ihre ganze Haltung scheinen sie von den Frauen Sevilla's oder Granada's entlehnt zu haben.

So giebt es also zwischen beiden Ländern:

Nebenbuhlerschaft um Eleganz und Muth bei den Männern,

Nebenbuhlerschaft um Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit bei den Frauen,

Nebenbuhlerschaft des Talents bei den Dichtern, diesen Hermaphroditen der Gesellschaft, die so streitsüchtig wie die Männer, so launenhaft wie die Frauen und bei alledem so naiv wie die Kinder sind.

In Allem, wovon wir berichtet haben, gab es also, wie man leicht begreift, hinreichende Ursachen zur Feindschaft zwischen den Männern von Buenos-Ayres und denen von Montevideo, zwischen Artigas und Albear.

Dies war nicht bloß Uneinigkeit, sondern entschiedener

Haß, nicht einmal ein solcher allein, sondern vollständiger Krieg.

Alle Elemente der Antipathie wurden von dem alten Schmuggler-Chef gegen die Bewohner von Buenos-Ayres in Bewegung gesetzt; die Mittel kümmerten ihn wenig, wenn er nur zu seinem Zwecke kam, die Portenos aus dem Lande zu treiben.

Artigas stellte sich damals, nachdem er alle Hülfsmittel, die ihm das Land bieten konnte, benutzt hatte, an die Spitze dieser amerikanischen Zigeuner, die man Gauchos nennt. Gewissermaßen begann er einen heiligen Krieg; daher konnte ihm auch Nichts widerstehen, weder die Armee von Buenos-Ayres, noch die spanische Partei, die wohl begriff, daß der Einzug Artigas' in Montevideo ebenso viel war, als wenn die Intelligenz der brutalen Gewalt weichen mußte.

Diejenigen, welche diese Rückkehr zur Barbarei voraussehen, täuschten sich nicht. Einmal hatten sich uncivilisirte Bagabonden ohne alle Organisation zu einem Truppenkorps vereinigt und einen General gefunden; daher begann mit der Diktatur Artigas' eine Periode, die viel Aehnlichkeit mit dem Sansculottismus von 1793 hatte. Montevideo mußte die Regierung von Leuten mit nackten Füßen, fliegenden Casonsillos, schottischer Chiripa, zerrissenem Poncho, der dies Alles bedeckte, und dem Hute, der auf einem Ohre saß und durch den Barbijo gehalten wurde, erleben.

Die Stadt wurde nun Zeuge der unerhörtesten, grössten und zuweilen furchtbaren Scenen.

Oft sind gerade die ersten Klassen der Gesellschaft in die Unmöglichkeit, handeln zu können, versetzt. Artigas wurde, weniger durch seine Grausamkeit als durch seinen Muth, das, was später Rosas wurde.

So hart es auch war, hatte dieses Diktatorial-Regiment Artigas' doch auch seine glänzende und volksthümliche Seite. Dies war besonders der Kampf Montevideo's gegen

Buenos-Ayres, den er ohne Unterbrechung führte und wobei er des letzteren Landes Einfluß ganz in den Hintergrund drängte, dann auch sein hartnäckiger Widerstand gegen die portugiesische Armee, die 1815 das Land verheerte.

Diesem Einfalle diente die Unordnung in der Artigas'schen Verwaltung und die Nothwendigkeit, die benachbarten Völkerstämme vor ähnlichen Unordnungen zu bewahren, deren Beispiel ansteckend sein könnte, zum Vorwande. Im Lande selbst war dadurch die Opposition, die sich der Civilisation zuneigte, verstärkt worden; besonders die höheren Klassen wünschten, daß die portugiesische Herrschaft diese nationale, welche Ausgelassenheit und brutale Tyrannei der materiellen Kraft mit sich führte, überwiege. Artigas widerstand aber, ungeachtet dieser bösen Verschwörung im Innern, den Angriffen der Portugiesen und der Portenos vier Jahre lang, lieferte drei Feldschlachten und zog sich endlich, als er besiegt oder vielmehr seine Truppen zerstreut waren, nach Entre-Rios, d. h. der andern Seite des Uruguay, zurück. Hier repräsentirte er, obgleich flüchtig, noch immer, wenn auch nicht durch seine Kräfte, so doch durch seinen Namen, eine furchtbare Macht, als Ramirez, sein Lieutenant, sich empörte, ihm drei Viertel der noch übrigen Leute fortnahm, ihn so schlug, daß ihm alle Hoffnung schwinden mußte, seine ehemalige Stellung wieder erringen zu können, und ihn zwang, das Land zu verlassen, wo jener jedesmal wieder Macht zu gewinnen schien, wie Artigas, sobald er dessen Boden betrat.

Damals verschwand Artigas, wie jene Sturmwinde, nachdem sie auf ihrem ganzen Wege Elend und Zerstörung angerichtet haben, und begab sich nach Paraguay, woselbst er, wie bereits erzählt, um das Jahr 1848, als Garibaldi noch für Montevideo foht, drei- bis vierundneunzig Jahre alt, lebte und sich noch immer seiner geistigen Fähigkeiten und fast seiner ganzen ehemaligen Kraft erfreute.

Sobald Artigas besiegt war, widerstand keiner mehr

der portugiesischen Herrschaft; sie setzte sich im Lande fest, und der Baron da Laguna, ein geborener Franzose, wurde 1825 ihr Repräsentant. In demselben Jahre fiel Montevideo, wie alle portugiesischen Besitzungen in Amerika, an die brasilianische Krone.

Damals wurde es von einer achttausend Mann starken kaiserlichen Armee besetzt.

Ein Mann aus Montevideo, der als Verbannter in Buenos-Ayres lebte, brachte nun zweiunddreißig, gleich ihm verbannte Schicksalsgenossen zusammen und beschloß mit ihnen, seinem Vaterlande die Freiheit wiederzugeben oder zu sterben.

Diese Handvoll Patrioten schiffte sich auf zwei Bötten ein und landete zu Larenal-Grande. Ihr Führer nannte sich Juan Antonio Lavalleja.

Er hatte anfänglich mit einem Landbesitzer verabredet, daß derselbe ihm bei seiner Landung Pferde bereit halten solle. Kaum hatte er also das Land betreten, so sandte er diesem Manne einen Boten; jener ließ aber antworten, daß Alles entdeckt sei, daß man die Pferde fortgenommen habe und daß der einzige Rath, den er Lavalleja und seinen Genossen geben könne, der sei, sich wieder einzuschiffen und so schnell als möglich nach Buenos-Ayres zurückzukehren.

Lavalleja ließ ihm aber antworten, daß er entschlossen sei, vorwärts und nicht rückwärts zu gehen. In Folge dessen befahl er den Ruderern, ohne ihn nach Buenos-Ayres zurückzukehren, und nahm mit seinen dreißig Mann am 19. April von der Landschaft Montevideo im Namen der Freiheit Besitz.

Am folgenden Tage begegnete die kleine Truppe, nachdem sie eine Razzia auf Pferde gemacht hatte, welche die meisten Grundeigenthümer übrigens unterstützten, als sie auf die Hauptstadt marschirte, einem Detachement von zweihundert Reitern; von diesen waren vierzig Brasilianer und hundertundsechzig Landesfinder von Montevideo.

Diese Reiter wurden von einem alten Waffenbruder Lavalleja's, dem Obersten Julian Laguna, kommandirt. Lavalleja konnte den Kampf recht gut vermeiden, aber er ritt den zweihundert Reitern gerade entgegen, nur verlangte er, ehe es zum Handgemenge käme, eine Unterredung mit Laguna.

„Was wollt Ihr und was sucht Ihr in diesem Lande?“ fragte Laguna, der auf Lavalleja zugeritten war.

„Ich will Montevideo von der Fremdherrschaft befreien,“ antwortete Lavalleja; „seid Ihr für mich, so folgt mir, seid Ihr gegen mich, so streckt Eure Waffen oder bereitet Euch zum Kampfe vor.“

„Ich weiß nicht, was die Worte: „Die Waffen strecken“ bedeuten sollen,“ erwiderte Laguna; „und ich hoffe, daß Niemand mich dies jemals lehren wird.“

„Nun, dann stellt Euch an die Spitze Eurer Leute, und wir wollen sehen, für wen Gott sein wird.“

„Ich will es,“ sagte Laguna und ritt im Galopp zu seinen Reitern zurück.

In demselben Augenblicke entfaltete Lavalleja die nationale Fahne, blau, weiß und roth, und sogleich gingen die hundertundsechzig Reiter von Montevideo zu ihm über.

Die vierzig Brasilianer wurden zu Gefangenen gemacht.

Von da ab war Lavalleja's Marsch auf Montevideo ein Triumphzug, der damit endete, daß die östliche Republik, die mit dem Willen und unter dem Enthusiasmus eines ganzen Volkes proklamirt wurde, einen Platz unter den Nationen einnahm.

R o s a s.

Um diese Zeit begann ein Name zu leuchten, der eines Tages der Schrecken der argentinischen Verbindung werden sollte.

Bald nach der Revolution von 1810 verließ ein junger Mensch von fünfzehn bis sechszehn Jahren die Stadt Buenos-Ayres und begab sich auf das Land; sein Gesicht war verstimmt und er schritt hastig vorwärts.

Dieser Jüngling hieß Juan Manuel Rosas.

Weshalb verließ dieser Flüchtling, der fast noch ein Kind war, das Haus, in dem er geboren worden? Warum suchte er, der Städter, ein Asyl bei den Landleuten? Weil er, der eines Tages sein Vaterland schlagen sollte, seine Mutter geschlagen hatte und weil ihm der Fluch des Vaters folgte.

Dieses übrigens unwichtige Ereigniß wurde in dem Geräusch ernsterer Begebenheiten bald vergessen, und als alle alten Genossen des Flüchtlings sich um die Fahne der Unabhängigkeit scharten, um die spanische Herrschaft zu bekämpfen, verlor er sich in den Pampa's, ergab sich dem Leben der Gaucho's, nahm ihre Kleidung und Sitten an und wurde einer der besten Reiter und einer der geschicktesten Menschen dieser weiten Ebenen in Führung des Lasso's und der Bola, so daß Jeder, der ihn in diesem wilden Handwerk so erfahren gesehen und ihn nicht gekannt hätte, ihn nicht für einen Städter, sondern für einen Mann vom Lande gehalten haben würde, nicht für einen flüchtigen Pueblero, sondern für einen wahrhaften Gaucho.

Rosas nahm zuerst als Tagelöhner in einer Estancia Dienste, später wurde er Capitán — Garibaldi hat uns

schon erklärt, was dies ist — dann stieg er zum Hausmeister auf, ein Titel, der sich selbst erklärt.

In dieser letzteren Eigenschaft verwaltete er die Besitzungen der mächtigen Familie Anchonna; hier erwarb er sich ein Vermögen, so daß er Eigenthümer werden konnte.

Da es unsere Absicht ist, Rosas in jeder Beziehung zu schildern, so müssen wir auch von seinen geistigen Eigenschaften sprechen.

Er hatte sich zu Buenos-Ayres während der außerordentlichen Begebenheiten befunden, welche die Revolution gegen Spanien erzeugte. Wer damals Muth hatte, suchte auf dem Schlachtfelde berühmt zu werden, wer Talent, Klugheit und Bildung besaß, erstrebte dasselbe in den Rathssammlungen. Rosas war ruhmbegierig; bis zu welcher Berühmtheit vermochte er sich aber aufzuschwingen? Welchen Ruf konnte er erlangen, der weder Muth auf dem Schlachtfelde, noch Einsicht für den Rath hatte? Jeden Augenblick drangen ruhmvolle Namen an sein Ohr; es waren die der Minister Rivadavia, Basos d'Aguero, der Krieger Saint-Martin, Balfarce, Rodriguez und Las Heras.

Alle diese Namen, die, aus der Stadt kommend, das Echo der Einöden erweckten, entzündeten gleichzeitig seinen Haß gegen diese Stadt, die für Alle Triumphe hatte und für ihn nur die Verbannung.

Schon um diese Zeit träumte er von der Zukunft und bereitete sich auf sie vor, indem er durch die Pampa's irrte und sich unter die Gaucho's mischte. Er nahm an dem Glende des Armen Theil, schmeichelte den Vorurtheilen der Männer der Ebenen, reizte sie gegen die Städter auf, erinnerte sie an ihre Stärke und ihre numerische Ueberlegenheit und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß die Landbewohner, wenn sie nur wollten, Herren der Stadt werden könnten, die so lange die Königin gewesen war.

Darüber verflossen die Jahre und 1820 kam heran.

Damals erscheint Rosas zuerst am fernen Horizonte der Pampa's; er stützt sich auf den Einfluß, dem er die Bewohner der Ebenen unterworfen hatte.

Wir wissen bereits, was in Montevideo geschehen war, wir werden jetzt sehen, was sich zu Buenos-Ayres zutrug.

Die Miliz von Buenos-Ayres empörte sich gegen den Gouverneur Rodriguez; ein Regiment der Landmiliz, los Colorados de las Conchas, die Rothen von Conchas, rückten am 5. Oktober 1820 in die Stadt, und an ihrer Spitze stand ein Oberst, dem Buenos-Ayres bekannt war und den diese Stadt ebenfalls kannte.

Dieser Oberst war Rosas.

Am folgenden Tage kamen die Milizen vom Lande und die aus der Stadt in ein Handgemenge; nur an diesem Tage war der Oberst nicht an der Spitze seines Regiments. Ein heftiger Zahnschmerz, der sofort aufhörte, als der Kampf beendet war, hielt Rosas, zweifellos zu seinem großen Bedauern, von dem Gemetzel fern.

Warum sollte das nicht sein? Octavius hatte am Tage der Schlacht bei Actium ja auch das Fieber. Rosas hatte überhaupt viel Aehnlichkeit in seinem Geschicke mit Octavius, nur ist der Unterschied dabei, daß Octavius später römischer Kaiser wurde, was aller Wahrscheinlichkeit nach Rosas nicht passiren wird.

Dieser Einzug Rosas' in Buenos-Ayres war die einzige kriegerische That, die er in seinem ganzen politischen Leben aufführen kann.

Die Aufständischen in der Stadt wurden besiegt.

Nun stellte sich Rivadavia, der schon seit längerer Zeit berühmt war und zum Minister des Innern ernannt wurde, an die Spitze der Geschäfte.

Rivadavia war einer jener Männer von Genie, wie sie auf den Bogen der Revolution in stürmischen Tagen auf-

tauchen. Er war lange in Europa gereist, besaß universelle Bildung und schien von dem wärmsten und reinsten Patriotismus beseelt. Der Anblick dieser europäischen Civilisation, die er in Paris und London studirt hatte, täuschte ihn leider über ihre Anwendung auf ein Volk, das, da es noch nicht sechs Jahrhunderte voll socialer Kämpfe hinter sich hatte, auch nicht gleichen Schritt mit uns halten konnte; er wollte dem Gange der Zeit vorgreifen, für Amerika Das thun, was Peter der Große für Rußland gethan hatte; da er aber nicht die Mittel wie Peter der Große besaß, mußte er scheitern. Vielleicht hätte er auch reüssirt, wenn einige Geschicklichkeit mit seinem Genie verbunden gewesen wäre, er verletzete die Leute aber in ihren alten Gewohnheiten. Gewisse Gewohnheiten sind national, auf andere ist man stolz. Er verspottete das amerikanische Costüm, gab deutlich seinen Widerwillen gegen die Chaqueta, seine Verachtung der Chiripa, der Kleidung der Landbewohner zu erkennen, und da er gleichzeitig nicht seine Vorliebe für die europäische Tracht und den Ueberzieher verheimlichte, wurde er allmählich unpopulär und mußte gewahren, daß ihm die Macht nach und nach aus der Hand entschlüpfte.

Mit wie Vielem wog er aber nicht diese beiden Kleidungsstücke auf, die er unterdrücken wollte! Seine Verwaltung war die beste, die Buenos-Ayres jemals hatte. Er gründete Universitäten, errichtete Lyceen und führte die gegenseitige Unterrichtsmethode in den Schulen ein; unter seiner Verwaltung wurden Gelehrte aus Europa herbeigerufen, die Künste wurden beschützt und blühten, man nannte in dem Welttheile des Columbus Buenos-Ayres sogar das Athen Süd-Amerika's.

Wir sprachen schon von dem brasilianischen Kriege, der 1826 ausbrach. Um ihn führen zu können, machte Buenos-Ayres riesenhafte Anstrengungen, erschöpfte seine Finanzen

und damit auch die Verwaltungskräfte. Nun begannen die Revolutionen.

Sowohl in Buenos-Ayres wie in Montevideo stimmten Stadt und Land selten in ihren Meinungen überein, da bei der Interesse ein ganz anderes war.

Buenos-Ayres machte also eine neue Revolution.

Das Landvolk erhob sich sogleich in Masse, zog gegen Buenos-Ayres, plünderte die Stadt und machte seinen Anführer zum Lenker der Regierung. Dieser Anführer war wieder Rosas.

1830 wurde Rosas also durch den Einfluß der Landbewohner ungeachtet des Widerstandes, den die Stadt leistete, die er nach der Verwaltung Rivadavia's unter beinahe ganz geordneten Verhältnissen vorfand, zum Gouverneur erwählt.

Er, der Gaucho der Pampa's, versuchte nun, sich mit der Civilisation auszusöhnen; er schien die wilden Sitten, die er bis dahin angenommen hatte, vergessen zu wollen. Die Schlange wollte ihre Haut abstreifen.

Aber die Stadt widerstand seinen Lockungen, die Civilisation wollte sich nicht mit dem Ueberläufer aus dem Lager der Barbarei befreunden. Zeigte Rosas sich in einer Uniform, so fragten sich die Männer vom Schwerte ganz leise, auf welchem Schlachtfelde er seine Epauletten verdient hätte; sprach er in einer Versammlung, so fragte der Dichter den Mann von Geschmack, in welcher Estancia er einen solchen Styl gelernt habe; erschien er in einer Tertullia, so zeigten die Frauen mit Fingern auf ihn und meinten:

„Das ist der travestirte Gaucho!“

Und dies Alles, was ihn hinterrücks angriff, kam ihm auch von Angesicht zu Angesicht mit dem beißenden Spotte des anonymen Epigrammes entgegen, in dem die Portenos so berühmt sind.

Die drei Jahre seines Gouvernements verflossen in die-

sem seinem Stolze so tödtlichen Kampfe, und vielleicht schreibt sich nicht seine ganze Wildheit, wohl aber die Zunahme derselben von der moralischen Tortur her, die man ihn während dieser Zeit empfinden ließ; als er dann auf die Macht resignirte und die Schloßstreppe hinabstieg mit einer Seele voll Haß, einem von Galle geschwellten Herzen, als er endlich begriffen hatte, daß eine Verbindung irgend welcher Art mit der Stadt für ihn unmöglich sei, suchte er seine treuen Gaucho's wieder auf, die Estancia's deren Herr, und das Land, dessen König er war; dies that er aber nur mit der Absicht, eines Tages Buenos-Ayres wieder als Diktator zu betreten, wie Sulla, den er nicht kannte und von dem er wahrscheinlich nie hatte sprechen hören, nach Rom zurückgekehrt war, mit dem Degen in der einen und der Fackel in der anderen Hand.

Um dahin zu gelangen, handelte er folgendermaßen: Er bat das Gouvernement, ihm irgend ein Kommando in der Armee zu geben, die gegen die wilden Indianer marschirte, und jenes, das ihn fürchtete, glaubte ihn am besten entfernen zu können, wenn es seinen Wunsch erfüllte; es gab ihm also alle Truppen, über die es disponiren konnte, und vergaß dabei ganz, daß es sich schwächte und Rosas die Macht verlieh.

Sobald Rosas einmal an der Spitze der Armee stand, erregte er zu Buenos-Ayres eine Revolution, ließ sich zum obersten Machthaber wählen, nahm dies nur unter der Bedingung vollständiger Unabhängigkeit an, da er die bewaffnete Macht des Landes in Händen hatte, und zog in Buenos-Ayres wieder als der unbeschränkteste Diktator, den es jemals gegeben hat, d. h. mit „toda la suma del poder publico“*) ein.

Der Gouverneur, den er fallen ließ oder vielmehr stürzte,

*) Mit der ausgebreitetsten öffentlichen Machtvollkommenheit.

war der General Juan Ramon Balcarce, einer der Männer, die in dem Unabhängigkeitskriege am meisten gethan hatten, und einer der Anführer der Partei, die Rosas zu schützen vorgab. Balcarce besaß ein edles Herz, der Glaube an das Vaterland war seine Religion; er hatte zu Rosas Vertrauen gehegt und viel zu seiner Erhebung mitgewirkt. Jetzt war er der Erste, den Rosas opferte. Er starb in der Verbannung, und als sein durch den Tod geheiligter Körper über die Grenze zurückgebracht wurde, verweigerte Rosas seiner Familie, Balcarce nicht nur die öffentlichen Ehren, die einem Manne, der Gouverneur gewesen, zukommen, sondern auch die einfachen Trauerfeierlichkeiten, wie sie bei jedem Bürger stattfinden, erzeigen zu dürfen.

Von 1833 datirt sich die eigentliche Macht Rosas'. Seine erste Regierungsperiode, voll Verstellung, hatte seine grausamen Neigungen, die ihm später zu einer blutigen Berühmtheit verhelfen, nicht offen an den Tag gelegt; diese Periode wurde nur durch die Füßilladen des Majors Montero und der Gefangenen von San-Nicolas gekennzeichnet. Wir dürfen indessen nicht vergessen, daß gerade in dieser Epoche mehrere düstere und unerwartete Todesfälle vorkamen, welche die Geschichte ohne Weiteres mit rothen Buchstaben in die Bücher der Völker verzeichnet.

So verschwanden zwei Chefs des Landvolkes, deren Einfluß einen Schatten auf Rosas werfen konnte; so starben um jene Zeit Arbolito und Molina; ein ähnlicher Zufall betraf auch, wenn wir nicht irren, die beiden Consuln, die Octavius in die Schlacht bei Actium begleitet hatten.

Malen wir schnell einmal Rosas, der jetzt zwar nur noch Diktator, aber auf den höchsten Gipfel der Macht gestiegen ist, den ein Mensch jemals erreichen kann, wenn er sich das Recht anmaßt, ein Volk zu beherrschen.

1833, bis zu welcher Zeit wir jetzt gekommen sind, war Rosas zweiunddreißig Jahre alt. Er sah ganz europäisch

aus, hatte blonde Haare, weiße Hautfarbe, blaue Augen, den Backenbart bis zur Höhe der Mundwinkel abgeschnitten, keinen Bart über den Lippen oder am Kinn. Man hätte seinen Blick schön nennen können, hätte man ihn überhaupt nur beurtheilen können, denn er hatte es an sich, sowohl seine Freunde als Feinde nie anzusehen, weil er wußte, daß er in einem Freunde fast immer einen versteckten Feind hatte. Seine Stimme war sanft, und wenn er gefallen wollte, mangelte es seiner Unterhaltung nie an Anziehungskraft. Seine Feigheit ist sprichwörtlich geworden, und der Ruf von seiner List ging durch die ganze Welt. Er liebte es, die Leute zu mystificiren; ehe er sich ernsteren Angelegenheiten widmete, war dies seine eifrige Beschäftigung, als er die Macht einmal besaß, trieb er es nur noch zu seiner Zerstreuung.

Diese Zerstreuungen waren übrigens so brutal, wie seine ganze Natur; die List pflegt sich wunderbar mit der Brutalität zu verbinden. Wir wollen ein paar Beispiele davon anführen.

Als er eines Abends mit einem seiner Freunde speiste, versteckte er den für das Souper bestimmten Wein und ließ in dem Büffet nur eine Flasche der berühmtesten Medicin Leroy stehen, der weiter nichts fehlt, als daß sie zur Zeit Molières erfunden worden wäre. Sein Freund suchte den Wein, nahm die Flasche, kostete, fand den Geschmack ganz angenehm und leerte sie während des Essens; Rosas erheuchelte Mäßigkeit, trank nichts als Wasser und brach gleich nach dem Souper nach seiner Estancia auf.

Während der Nacht glaubte sein Freund, sterben zu müssen. Rosas lachte herzlich über diesen Scherz und würde zweifellos noch mehr gelacht haben, wenn sein Freund gestorben wäre.

Besuchte ihn irgend ein Städter in seinen Estancia's, so machte es ihm Vergnügen, ihn die am schlechtesten dres-

sirten Pferde reiten zu lassen, und je gefährlicher dann der Sturz des Reiters wurde, desto größer war seine Freude darüber.

Als Gouverneur hatte er immer Thoren und Narren um sich, und diese sonderbare Umgebung behielt er auch bei den ernstesten Geschäften. Als er 1829 Buenos-Ayres belagerte, hatte er vier arme Teufel bei sich; er hatte Mönche aus ihnen gemacht und sich selbst kraft seiner Privat-Autorität zu ihrem Prior ernannt; er nannte sie Bruder Regica, Bruder Chaja, Bruder Lechuzza und Bruder Biscacha.

Außer den Weibern und den Narren liebte er auch die Confitüren sehr, von denen er immer verschiedene Sorten in seinem Zelte aufbewahrte. Diese Confitüren wurden von den Mönchen keineswegs mißachtet, und von Zeit zu Zeit verschwanden einige Büchsen davon. Dann rief Rosas die ganze heilige Gemeinschaft zusammen, und da die Mönche wußten, was sie eine Lüge kosten würde, gestand der Schuldige lieber. Sofort wurde er nun entkleidet und von seinen drei Gefährten gegeißelt.

Alle Welt kannte zu Buenos-Ayres seinen Mulatten Eusebio, und dies um so besser, als Rosas an einem öffentlichen Empfangstage auf die Idee gekommen war, das mit ihm zu machen, was Madame Dubarry zu Lucienne mit ihrem Neger Zamora machte.

Eusebio empfing, als Gouverneur gekleidet, die Huldigungen der Ortsbehörden an Stelle seines Herrn.

Ungeachtet der Freundschaft, die er diesem Mulatten zutrug, fiel es diesem schrecklichen Freunde eines Tages ein, mit ihm ein so wildes Possenspiel zu treiben, wie es alle Rosas'schen Possen waren. Er gab nämlich vor, daß eine Verschwörung entdeckt worden sei, an deren Spitze Eusebio stände; es sollte sich um nichts weniger, als die Erdolchung des Diktators gehandelt haben. Eusebio wurde ungeachtet seiner Ergebenheitsversicherungen arretirt; Rosas hatte seine

Richter, die sich nie darum bekümmerten, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig war. Rosas klagte, sie richteten und verdamnten den armen Eusebio zur Todesstrafe.

Eusebio mußte alle qualvollen Vorbereitungen durchmachen, beichtete und wurde auf den Exekutionsplatz geführt, wo er den Henker und seine Gehülfen fand; plötzlich aber erschien, wie ein Gott in der antiken Tragödie, Rosas selbst und kündigte Eusebio an, daß er ihn begnadigen wolle, da sich seine Tochter Manuelita in ihn verliebt habe und ihn heirathen wolle.

Es ist wohl überflüssig, zu sagen, daß Eusebio, wenn er auch nicht hingerichtet wurde, beinahe vor Furcht starb.

Wir haben einmal den Namen Manuelita ausgesprochen und erwähnt, daß sie die Tochter Rosas' war; wir müssen hinzufügen, daß diese Manuelita, welche die Vorsehung wie einen guten Genius an die Seite ihres Vaters gestellt hatte, während ihrer schönen Lebensstage nicht müde wurde, täglich das Wort Gnade zu wiederholen, und daß ihr diese hin und wieder bewilligt wurde.

Manuelita ist heute eine Frau von vierzig Jahren, die sich aus Hingebung für ihren Vater und vielleicht auch für die ihr vom Himmel übertragene Mission nicht verheirathet hat oder vielmehr wenigstens bis 1850 nicht verheirathet war, um welche Zeit wir sie aus den Augen verloren haben.

Sie war nicht ein besonders schönes Mädchen, aber viel mehr: reizend, von ausgezeichnete Figur, richtigem Takte, kokett, wie eine Europäerin, und besonders legte sie viel Werth auf den Eindruck, den sie auf den Fremden machte. Sie ist oft verleumdet worden, und das ist natürlich, denn sie war die Tochter Rosas', des Mannes, auf den sich der allgemeine Haß warf. Man beschuldigte sie, die grausamen Neigungen ihres Vaters geerbt und, wie die Tochter des Papstes Borgia, die kindliche Liebe über eine andere zärtlichere und weniger christliche vergessen zu haben.

Das ist nicht wahr. Manuelita blieb aus zwei Gründen Mädchen, einmal, weil Rosas oft das Bedürfniß fühlte, geliebt zu werden, und wußte, daß die einzige wahrhafte, ergebene und unendliche Liebe, auf die er rechnen konnte, die seiner Tochter war, dann vielleicht auch, weil Rosas, der heute als einfacher Privatmann in irgend einem Winkel Englands verborgen lebt, wie ich glaube, in seinen Träumen vom Königthum für Manuelita's Zukunft eine aristokratischere Verbindung, als er damals beanspruchen konnte, suchte.

Nein, wie streng die Geschichte auch Rosas richten muß, so gerecht und sanft soll sie auch Manuelita beurtheilen, — und was wir auf dieser Seite der Welt aussprechen, das wird drüben Jeder im Grunde seines Herzens als Wahrheit erkennen. Manuelita war der ewige, zuweilen ohnmächtige Damm, der den Zorn ihres Vaters aufhielt, der immer bereit war, überzuschäumen. Als Kind schon hatte sie ein seltsames Mittel, von ihrem Vater Alles zu erlangen, was sie wollte; sie ließ den Mulatten Gusebio nämlich sich beinahe nackt ausziehen, ließ ihn wie ein Pferd satteln und zäumen und schnallte die Gauchosporen an ihre kleinen andalusischen Füße; Gusebio mußte sich lang auf den Boden niederstrecken, Manuelita stieg auf seinen Rücken, und dann ließ die kleine Amazone ihren menschlichen Bucephalus vor ihrem Vater courbettiren, der über diese sonderbare Spielerei lachte und, wenn er gelacht hatte, seiner Tochter Alles bewilligte, um das sie ihn bat.

Später, als sie einsehen lernte, daß sie dieses Mittel nicht mehr anwenden könne, so wirksam es auch war, bemühte sie sich, bei dem Diktator ebenso zu verfahren, wie Mecenas bei Augustus, als er ihm die Tafeln zuwarf, auf die er geschrieben hatte: „Surge, carnifex!“ Manuelita aber benahm sich dabei anders; sie kannte ihren Vater besser, als irgend Jemand, auch seine geheimen Eitelkeiten,

denen er so zugänglich war; sie unterhandelte, flehte, und oft erreichte sie, die sanfte Schwester der heiligen Liebe des Herrn, ihren Zweck.

Manuelita war gleichzeitig die Königin und Sklavin des häuslichen Herdes; sie regierte das Haus, besorgte ihrem Vater die Wirthschaft und, mit allen diplomatischen Beziehungen bekannt, war sie in Wahrheit der Minister der auswärtigen Angelegenheiten für Buenos-Ayres.

Wie Rosas ein besonderes Wesen war, das sich mit Niemandem in der Gesellschaft näher einließ, so war Manuelita, später Manuela genannt, nicht allein zurückhaltend gegen Jedermann, sondern auch Allen fremd und ging einsam, ohne Männerliebe und die Sympathie der Frauen durch die Welt.

Rosas hatte außerdem noch einen Sohn, Namens Juan, der sich aber nie in die Politik seines Vater mischte, dann noch eine kleine Tochter, die kaum den Kinderjahren entwachsen war; heute ist sie glückliche Gattin und Mutter und trägt den ehrenwerthen und geehrten Namen ihres Mannes.

Als Rosas einmal zur höchsten Macht gelangt war, bestrebte er sich vorzüglich, die Föderation zu vernichten.

Lopez, der Gründer dieser Föderation, wurde krank; Rosas ließ ihn nach Buenos-Ayres bringen und nahm ihn bei sich auf; er starb an Vergiftung.

Quiroga, das Haupt der Föderation, war aus zwanzig Kämpfen, von denen der eine immer mörderischer als der andere war, glücklich hervorgegangen; sein Muth war beispiellos, seine Redlichkeit sprüchwörtlich. Er wurde ermordet.

Gullen, der Rath der Föderation, wurde Gouverneur von Santa-Fé. Rosas erregte eine Empörung gegen ihn, und Gullen wurde ihm durch den Gouverneur von Santiago ausgeliefert; er ließ ihn erschießen.

Alle bemerkenswerthen Männer der Föderalpartei hat-

ten dasselbe Schicksal wie die ausgezeichneten in Italien unter den Borgia's, und Rosas, der dieselben Mittel wie Alexander VI. und sein Sohn Caesar anwandte, gelangte allmählig zur unbeschränkten Herrschaft über die argentinische Republik, die, obgleich zu voller Einigkeit gebracht, den glänzenden Titel der Föderation nicht beibehielt und, was das Sonderbarste war, die Feindin der Unitarier wurde.

Wir wollen noch einige Worte über diese Leute sagen, die wir genannt haben, und ihre anklagenden Gespenster heraufbeschwören; es ist dies Etwas wie die Scene in Shakespeares Richard III. vor der Schlacht. Bei allen diesen Leuten findet sich übrigens ein Anstrich ursprünglicher Wildheit, der bekannt zu werden verdient.

Wir haben mit dem General Lopez angefangen; eine einzige Anekdote wird uns einen Begriff nicht allein von diesem General, sondern auch von den Leuten geben, mit denen er es zu thun hatte.

Lopez war Gouverneur von Santa-Fé. In Entre-Rios hatte er einen persönlichen Feind, den Obersten Ovando; in Folge einer Revolte wurde der letztere vor den General Lopez geführt.

Der General frühstückte gerade; er empfing Ovando sehr freundlich und ladete ihn ein, sich zu ihm an die Tafel zu setzen; es entspann sich eine Unterhaltung zwischen ihnen wie zwischen Wirth und Gast, denen vollständige Gleichheit der Verhältnisse die größte Höflichkeit vorschrieb.

Mitten in dem Mahle unterbrach sich Lopez plötzlich.

„Wenn ich, Oberst,“ sagte er, „in Eure Hand, wie Ihr in die meinige, gefallen wäret, als es gerade Essenszeit war, was würdet Ihr dann gethan haben?“

„Ich hätte Euch zu meinem Tische eingeladen, wie Ihr es gethan habt.“

„Nun wohl, aber nach dem Frühstück?“

„Hätte ich Euch erschießen lassen.“

„Ich bin entzückt, daß Sie so denken, denn so gerade denke auch ich; Sie werden also erschossen werden, wenn Sie vom Tische aufstehen.“

„Soll ich gleich gehen oder erst zu Ende frühstücken?“

„O, frühstücken Sie, Oberst, frühstücken Sie! Wir haben keine Eile.“

Man blieb also am Tische und speiste weiter; man nahm den Kaffee und Liqueur, darauf meinte Ovando:

„Nun glaube ich, daß es Zeit ist.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie nicht gewartet haben, bis ich Sie daran erinnerte,“ erwiderte Lopez.

Darauf rief er seiner Ordonnanz zu:

„Ist das Exekutionskommando da?“

„Ja, mein General,“ erwiderte die Ordonnanz.

„Adieu, Oberst,“ fuhr er fort, sich gegen Ovando wendend.

„Nicht Adieu, auf Wiedersehen!“ meinte dieser. „Man lebt in solchen Kriegen, wie wir sie führen, nicht lange.“

Er grüßte Lopez und ging hinaus. Fünf Minuten später krachten die Schüsse vor Lopez's Thür und kündigten ihm an, daß Oberst Ovando aufgehört habe, zu leben.

Gehen wir nun zu Quiroga über.

Er ist uns schon bekannter, denn sein Ruf ging über das Meer und fand in Paris sein Echo. Die Mode hatte sich seiner bemächtigt, um die Zeit von 1820 bis 1823 trug man Mäntel à la Quiroga und Hüte à la Bolivar. Wahrscheinlich hat weder der Eine noch der Andere solche Mäntel und Hüte getragen, wie ihre Bewunderer, zweitausend Lieues entfernt, annahmen.

Quiroga war, ebenso wie Rosas, ein Mann vom Lande. In seiner Jugend hatte er als Sergeant gegen die Spanier gedient; als er in sein Geburtsland Rioja zurückkehrte, mischte er sich unter die inneren Parteien, wurde Herr seines Landes und stürzte sich, als er einmal auf die höchste

Stufe der Macht gelangt war, in den Kampf der verschiedenen republikanischen Fraktionen; hierdurch wurde er zuerst in Amerika bekannt.

Nach Verlauf eines Jahres war Quiroga das Schwert der föderalen Partei; nie hat ein Mensch durch persönliche Tapferkeit ähnliche Resultate erreicht; sein Name allein brachte Wunder hervor, die Armeen aufwogen. Seine große Taktik mitten im Kampfe war, so viel als möglich Gefahren auf sich zu ziehen, und wenn er im Handgemenge seinen Kriegsruf ausstieß und in der Hand die lange Lanze, seine Lieblingswaffe, schwang, so wurden auch die tapfersten Herzen von Furcht ergriffen.

Quiroga war grausam oder vielmehr wild, in dieser Wildheit lag aber stets etwas Großes und Edles; es war die Wildheit des Löwen, aber nicht des Tigers.

Der Oberst Pringles, einer seiner größten Feinde, wurde gefangen genommen und nachher ermordet; der Mörder diente unter Quiroga's Befehlen und stellte sich ihm vor, da er auf eine große Belohnung rechnete. Quiroga ließ sich sein Verbrechen erzählen und ihn auf der Stelle erschießen.

Ein anderes Mal wurden zwei Offiziere von der feindlichen Partei von seinen Leuten gefangen genommen, die sich der Hinrichtung ihres Kameraden erinnerten und sie dieses Mal lebend vor den General brachten. Er machte ihnen den Antrag, ihre Fahne zu verlassen und unter die seinige zu treten; der Eine nahm dies an, der Andere wies es zurück.

„Gut,“ sagte er zu Dem, der eingewilligt hatte; „wir wollen zu Pferde steigen und zusehen, wie Guer Kamerad erschossen wird.“

Der Renegat wagt keinen Widerspruch und beeilt sich, zu gehorchen; er plaudert den ganzen langen Weg über heiter mit Quiroga, für dessen Adjutanten er sich schon hält,

während der Verurtheilte, von einer Abtheilung mit geladenen Gewehren eskortirt, ruhig dem Tode entgegengeht.

Auf dem Exekutionsplatze angekommen, befiehlt Quiroga dem Offizier, der seine Fahne nicht verrathen wollte, niederzuknien. Als er das Kommando zum Anschlagen gegeben hat, hält er inne.

„Ihr seid ein Tapferer,“ sagte er zu dem, der sich bereits für todt hielt. „Nehmt das Pferd dieses Herrn und macht Euch davon.“

Er bezeichnete ihm das Pferd des Renegaten.

„Aber ich?“ fragte dieser.

„Du brauchst kein Pferd mehr,“ erwiederte Quiroga, „denn Du wirst sterben.“

Und er ließ ihn ungeachtet der Bitten, die der Gerettete für seinen Kameraden that, erschießen.

Quiroga wurde nur zweimal besiegt und zwar durch den General Paz, den amerikanischen Fabius, einen so tugendhaften und reinen Menschen, wie es je einen gab. Zwei Mal vernichtete Paz die Armeen Quiroga's in den schrecklichen Schlachten von Tablada und Oncatevo.

Für die jungen Republikaner war es ein schönes Schauspiel, die Kunst, Taktik und Strategie im Kampfe mit dem unbezähmbaren Muth und dem Eisenwillen Quiroga's zu sehen. Als General Paz aber einmal, kaum hundert Schritte von seinen Truppen entfernt, durch einen Wurf des Bola's, der sich um die Beine seines Pferdes schlang, zum Gefangenen gemacht worden war, wurde Quiroga unbesiegbar.

Als der Krieg zwischen den Unitariern und der Föderal-Partei sein Ende erreicht hatte, unternahm Quiroga eine Reise in das Innere der Provinzen; bei seiner Rückkehr wurde er bei Barranca-Danco durch etwa dreißig Mörder, die Feuer auf seinen Wagen gaben, überfallen. Quiroga, der krank war, streckte sich auf den Boden; eine Kugel durch-

bohrte das Wagenleder und zerschmetterte ihm die Brust. Obgleich zum Tode verwundet, erhob er sich und öffnete bleich und blutig den Wagenschlag; als die Mörder den Helden, der schon ein halber Leichnam war, aufstehen sahen, ergriffen sie die Flucht. Nur Santos Perez ging gerade auf Quiroga zu und tödtete ihn, als er auf das Knie fiel und ihn anblickte.

Nun kamen die Mörder zurück und beendigten ihr angefangenes Werk. Die Brüder Renasé, die in Cordua befehligten, leiteten im Einverständnisse mit Rosas diese Expedition, Rosas aber war so klug, sich in der Entfernung zu halten, um nicht gesehen zu werden. Er konnte nun die Partei dessen nehmen, den er hatte ermorden lassen, und seine Mörder verfolgen.

Sie wurden arretirt, verurtheilt und erschossen.

Gullen war noch übrig geblieben.

Gullen, ein geborener Spanier, hatte sich in der Stadt Santa-Fé niedergelassen, woselbst er sich mit Lopez verband und sein Minister und Lenker wurde. Der unermessliche Einfluß, den Lopez von 1820 an bis zu seinem Tode, der im Jahre 1833 erfolgte, auf die argentinische Republik ausübte, machte aus Gullen eine sehr wichtige Persönlichkeit. Als Rosas in den Tagen seines Unglücks als Verbannter nach Santa-Fé auswanderte, leistete ihm Gullen alle Arten von Diensten. Diese Gefälligkeiten ließen den zukünftigen Diktator aber nicht vergessen, daß Gullen einer der Männer war, die dem Regimente der Willkür in der argentinischen Republik ein Ende zu machen strebten; indessen verstand er seine schlechten Absichten unter dem Scheine der größten Freundschaft für Gullen zu verstecken.

Nach Lopez's Tode wurde Gullen zum Gouverneur von Santa-Fé ernannt und widmete seine ganze Zeit der Verbesserung der Verhältnisse in der Provinz. Anstatt sich der Blokade durch die Franzosen feindselig zu zeigen, verbarg

er nicht seine Sympathien für Frankreich, weil er dessen Macht für eine große Stütze seiner Civilisationsideen hielt. Nun erregte Rosas eine Revolution gegen ihn, die er öffentlich und durch einen Zusammenlauf der Truppen unterstützte. Cullen wurde besiegt und floh in die Provinz Santiago del Estero, die sein Freund, der Gouverneur Ibarra, unter sich hatte. Rosas, der mit der Absicht, die Föderation zu zerstören, Cullen bereits als einen „unitarischen Wilden“ erklärt hätte, knüpfte mit Ibarra Unterhandlungen an, daß man ihm Cullens Person ausliefern möge.

Lange Zeit hindurch scheiterten seine Bemühungen, und Cullen hielt sich nach den Versicherungen seines Freundes Ibarra, der ihm schwur, ihn nie auszuliefern, für gerettet, als er eines Tages, wo er sich dessen am wenigsten versah, von den Soldaten Ibarra's arretirt und vor Rosas geführt wurde. Dieser befahl, sobald er erfuhr, daß man ihm Cullen als Gefangenen bringe, denselben unterwegs zu erschießen, weil, wie er in einem Briefe an den Gouverneur von Santa-Fé, der Cullen gefolgt war, sagte, sein Proceß bereits durch seine Verbrechen gemacht sei, die ja der ganzen Welt bekannt wären.

Cullen war ein Mann von angenehmen Umgange und menschlichem Charakter. Er wandte seinen Einfluß auf Lopez stets an, dessen Härten zu mildern, und diesem Einflusse war es nur zu verdanken, daß General Lopez trotz des Drängens Rosas' nicht einen einzigen Gefangenen während der Campagne von 1831 erschießen ließ, welcher Feldzug die bedeutendsten Chefs der Unitariierpartei in seine Gewalt brachte.

Cullen hatte übrigens die ganze Außenseite der Civilisation, aber seine Bildung war nur oberflächlich und sein Talent mittelmäßig.

So hatte sich also Rosas, vielleicht der Einzige der Führer der föderalen Partei, der keinen militärischen Ruhm

besaß, der Vorkämpfer dieser Partei entledigt; er blieb nun der einzige Mann von Bedeutung in der argentinischen Republik, während er gleichzeitig unbeschränkter Herr von Buenos-Ayres war.

Nun im vollen Besitze aller Gewalt, begann er sich an den höheren Klassen zu rächen, die ihm so lange ihre volle Verachtung gezeigt hatten. Mitten unter den aristokratischsten und elegantesten Leuten zeigte er sich stets in der Chaqueta oder ohne Kravatte. Er gab Bälle, bei denen er mit seiner Frau und Tochter die Honneurs machte und zu denen er, mit Ausschluß aller ausgezeichneten Persönlichkeiten von Buenos-Ayres, Kärner, Fleischer und selbst freigelassene Sklaven der Stadt einladete.

Eines Tages eröffnete er den Ball durch den Tanz mit einer Sklavin, Manuelita mit einem Gaucho.

Aber nicht allein auf diese Weise strafte er den Stolz der Städter; er proklamirte den schrecklichen Grundsatz:

„Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich!“

Wer ihm von da ab nicht gefiel, wurde mit dem Namen eines „unitarischen Wilden“ bezeichnet, und wen er so einmal bezeichnet hatte, dem war auch weder Recht noch Freiheit, weder Eigenthum noch Leben und Ehre mehr gesichert.

Um seine Theorien auch in der Praxis zur Geltung zu bringen, bildete sich unter seinem Schutze die berüchtigte Gesellschaft, Mas horca, d. h. „Noch immer Galgen;“ sie setzte sich aus Landstreichern, Banquerottierern und aus allen Häschern der Stadt zusammen. Ihr waren auf höheren Befehl der Polizeichef, die Friedensrichter und alle diejenigen, die über die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung wachen sollten, beigegeben, so daß, wenn die Mitglieder der Gesellschaft das Haus eines Bürgers stürmten, um es zu plündern oder jenen zu ermorden, der, dessen Leben oder Eigenthum bedroht war, umsonst nach Hülfe rief, denn Nie-

mand war da, der Gewalt, die ihm angethan wurde, gegenüberzutreten. Diese Gewaltthatigkeiten wurden ebenso am hellen Tage wie in tiefer Nacht ausgeführt, ohne daß sich ein Mittel finden ließ, ihnen zu entgehen.

Verlangt man Beispiele? Wohl! Man möge sich erinnern, daß wir stets der Anklage unmittelbar das Factum folgen lassen.

Die Elegants von Buenos-Ayres hatten damals die Gewohnheit, ihre Bärte ringförmig am Halse zu tragen; unter dem Vorwande aber, daß ein so verschnittener Bart den Buchstaben U bilde und Unitarier bedeuten solle, bemächtigte sich die Mas horca dieser Unglücklichen und rasirte sie mit schlecht geschliffenen Messern, so daß der Bart mit Stücken Fleisches zusammen fiel, worauf man das Schlachtopfer der Laune des Pöbels überließ, der sich aus Neugier bei einem solchen Schauspiel gesammelt hatte und das blutige Spiel oft bis zur Tödtung trieb.

Die Frauen des Volkes fingen damals in ihren Haaren das rothe Band zu tragen an, das unter dem Namen Mono bekannt ist. Eines Tages versammelte sich die Mas horca an den Ausgängen der ersten Kirchen und heftete allen Frauen, die ein oder ausgingen, ohne dieses Band zu tragen, eines mit brennendem Pech an.

Es war nichts Außergewöhnliches mehr, wenn man eine Frau entkleidet mitten durch die Straßen gepeitscht sah, und dies nur deshalb, weil sie ein Taschentuch, ein Kleid oder ein anderes Puzstück getragen hatte, woran man die blaue oder grüne Farbe unterschied. So etwas geschah selbst bei Leuten vom höchsten Stande, und um die größte Gefahr zu laufen, genügte es, sich unter das Publikum mit einem Kleide oder einer Kravatte von diesen beiden Farben zu wagen.

Während Personen, die schon im Voraus bezeichnet waren und den höheren Klassen der Gesellschaft, die eine unsichtbare, aber doch bekannte Macht verfolgte, angehörten,

Opfer dieser Gewaltthätigkeiten wurden, verhaftete man auch zu Hunderten die Bürger, deren Ansichten nicht — wir wollen nicht sagen, mit denen des Diktators — aber mit den noch unbekannten Plänen seiner zukünftigen Politik übereinstimmten. Keiner kannte das Verbrechen, dessenwegen er arretirt wurde; das war überflüssig, weil Kosas es kannte. Ebenso wie das Verbrechen unbekannt blieb, wurde eine Untersuchung für unnöthig gehalten, und täglich wurden, um den neuen Gefangenen Platz zu machen, die überfüllten Gefängnisse mit Hülfe zahlreicher Füllladen vollständig von ihren Bewohnern geräumt. Diese Füllladen fanden Nachts statt, und plötzlich erwachte dann die Stadt in Angst beim Geräusch des nächtlichen Donners, der ihre Einwohner decimirte.

Morgens sah man dann, wie man es nicht einmal in Frankreich an den schrecklichsten Tagen von 1793 gesehen hatte, die Fuhrleute der Polizei ruhig in den Straßen die Körper der Ermordeten auslesen und die Leichen derer, die man füllirt hatte, in Verwahrung nehmen. Dann brachten sie alle diese Leichname von Ermordeten und Erschossenen an den Rand einer großen Grube, wo hinein man sie bunt durch einander warf, ohne daß es den Verwandten der Schlachtopfer erlaubt worden wäre, die Ihrigen herauszusuchen und die letzten traurigen Pflichten gegen sie zu erfüllen.

Das war noch nicht Alles; die Fuhrleute, welche diese traurigen Ueberreste fortschafften, kündigten ihre Ankunft durch rohe Scherze an, vor denen sich die Thüren schlossen und die Bevölkerung floh. Man sah einige, welche die Köpfe vom Rumpfe abschnitten, Körbe damit füllten und diese dann den erschreckten Vorübergehenden mit dem gewöhnlichen Rufe der Fruchtverkäufer vom Lande hinhielten:

„Hier giebt's unitarische Pfirsiche! Wer kauft unitarische Pfirsiche?“

Bald verband sich auch die Habgier mit der Barbarei, Confiskation der Güter mit den Hinrichtungen.

Rosas begriff wohl, daß ein Mittel, sich die Macht zu erhalten, darin bestand, die Interessen seiner Anhänger an sich zu fesseln. Deshalb zeigte er dem einen Theile der Gesellschaft das Vermögen des andern und sagte:

„Das gehört Dir.“

Mit diesem Augenblicke begann der Ruin der alten Grundbesitzer in Buenos-Ayres, und das Vermögen der Freunde Rosas' stieg reißend und auf skandalöse Weise.

Rosas führte aus, was nie ein Tyrann zu träumen gewagt hatte, was weder Nero noch Domitian jemals in den Sinn gekommen war. Er tödtete den Vater und verbot dem Sohne, Trauer um ihn anzulegen; ein solches Gesetz wurde proklamirt und überall öffentlich angeheftet, das war nöthig, sonst würde man in Buenos-Ayres nur noch Trauerkleider gesehen haben.

Diese Excesse des Despotismus trafen auch die Fremden und darunter ein paar Franzosen. Rosas, der sich Alles gegen sie erlauben zu dürfen glaubte, erschöpfte endlich die Geduld des Königs Ludwig Philipp, die damals so wohlbekannt war, und führte die erste von Frankreich unternommene Blokade herbei.

Die so schlecht behandelten höheren Klassen der Gesellschaft begannen Buenos-Ayres zu fliehen und warfen, eine Zuflucht suchend, ihren Blick auf den östlichen Staat, woselbst der größte Theil der proskribirten Stadt ein Asyl fand.

Vergebens verdoppelte Rosas' Polizei ihre Wachsamkeit, vergebens wurde ein Gesetz erlassen, das die Emigration mit dem Tode bedrohte, daß man dieser Todesstrafe die schlimmsten Qualen hinzufügte, als Rosas sich überzeugt hatte, daß jene allein nicht mehr hinreiche. Der Schrecken und der Haß, den er einflößte, war größer als die Mittel, die er

anzuwenden vermochte; die Emigration wuchs von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute.

Wenn eine Familie fliehen wollte, handelte es sich nur darum, ein hinreichend großes Boot für sie zu finden; war dies geschehen, so stürzten sich Vater, Mutter, Kinder, Brüder und Schwestern eilig hinein, ließen ihr Haus, ihre Besitzungen und ihr ganzes Vermögen im Stiche, und täglich sah man im östlichen Staate, d. h. in Montevideo, einige dieser Barken mit Passagieren anlangen, die nichts mehr besaßen, als die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen.

Keiner dieser Flüchtlinge brauchte das Zutrauen, das er in die Gastfreundschaft des östlichen Volkes gesetzt hatte, zu bereuen; sie war großmüthig und erhaben, wie die einer antiken Republik; übrigens konnte das argentinische Volk eine solche Gastfreundschaft wohl von Freunden oder Brüdern, die ihre Fahnen mit den ihrigen vereinigt hatten, um den Engländer, Spanier oder Brasilianer zu bekämpfen, erwarten, jene gemeinsamen, fremden Feinde, die weniger gefährlich waren, als der mitten unter ihnen geborene Feind.

Die Argentinier kamen also in Menge an, schifften sich aus, und am Hafen empfingen sie die Einwohner und wählten, sobald sie den Fuß an das Land setzten, je nach ihren Vermögensverhältnissen und der Größe ihrer Wohnungen, sich eine so große Anzahl von Emigranten aus, wie sie beherbergen konnten. Lebensmittel, Geld, Kleider, kurz Alles wurde diesen Unglücklichen zur Disposition gestellt, bis sie sich selbst einige Hülfsmittel schaffen konnten, wobei man ihnen bereitwillig half, und sie ihrerseits gingen in ihrer Erkenntlichkeit sogleich an die Arbeit, um ihren Wirthen die Last zu erleichtern und diesen die Mittel zu geben, neue Flüchtlinge aufnehmen zu können. Um dies zu erreichen, arbeiteten Leute, die an alle Genüsse des Luxus gewöhnt waren, in den niedrigsten Handwerken, was sie um so höher

ehrte, in je größerem Widerspruche diese Arbeit zu ihrer gesellschaftlichen Stellung stand.

Auf diese Weise figurirten die edelsten Namen der argentinischen Republik in der Emigration: Lavalle, der glänzendste Degen seiner Armee, Florencio Varela, das schönste Talent, Aguero, einer der ersten Staatsmänner, Echaverria, La Plata's Lamartine, Vega, der Bayard der Armee von den Andes, Gutierrez, der glückliche Sänger des nationalen Ruhmes, Alsina, der große Advokat und berühmte Bürger, Sanz Valiente, Molino Torres, Ramos Mejia, die großen Grundbesitzer, ferner Rodriguez, der alte General der Unabhängigkeits-Armeen und unitarischen Truppen, Olozabal, einer der Tapfersten von der Armee der Andes, deren Bayard, wie gesagt, Vega war. Rosas verfolgte gleicherweise die Unitarier wie die Föderalisten, denn er hatte dabei nur den einen Zweck vor Augen, sich aller Derer zu entledigen, die seiner Diktatur irgend ein Hinderniß in den Weg legen konnten.

Dieser Gastfreundschaft, die man den Männern, die er verfolgte, erwies, ist sein Haß gegen den östlichen Staat zuzuschreiben.

Um die Zeit, von der wir sprechen, führte General Fructuoso Rivera die Präsidentsur der Republik. Rivera war ein Mann vom Lande, wie Rosas und Quiroga, alle seine Neigungen führten ihn aber der Civilisation zu, was bei Rosas gerade der entgegengesetzte Fall war. Als Krieger hatte sich Rivera nie an Muth übertreffen lassen, als Parteimann war sein Edelmuth unerreichbar. Fünfunddreißig Jahre lang sieht man ihn in den politischen Ereignissen seines Landes figuriren, während dieser fünfunddreißig Jahre sieht man ihn jedesmal zu den Waffen eilen, sobald der Ruf erschallt: „Krieg den Fremden!“

Als die Revolution gegen Spanien begann, opferte er sein Vermögen, denn für ihn war es ein unwiderstehliches

Bedürfniß, zu geben; er war nicht allein großmüthig, sondern auch verschwenderisch.

Und wie er dies gegen die Menschen war, so war es Gott gegen ihn gewesen. Er war ein schöner Cavalier im Sinne des spanischen Wortes Caballero, das zugleich den Begriff des Soldaten und Edelmannes umfaßt. Mit seinem braunen Teint, seiner hohen Gestalt, dem durchbohrenden Blicke und seiner anmuthvollen Rednergabe, bei der er den Zuhörer durch den Zauber seiner Bewegungen, die nur ihm angehörten, hinriß, war er der populärste Mann im östlichen Staate. Andererseits muß man aber gestehen, daß niemals ein schlechterer Administrator die Finanzen eines Volkes ruinirte; er hatte sein Privatvermögen verschleudert und er verschleuderte gleichfalls das öffentliche, nicht um sich wieder ein Vermögen zu erwerben, sondern weil er als Staatsmann alle fürstlichen Gewohnheiten des Privatmannes beibehalten hatte.

Zur Zeit unserer Erzählung machte sich jedoch dieser Ruin noch nicht fühlbar. Rivera hatte damals die Präsidentsur übernommen und war von den fähigsten Leuten des Landes umgeben; Obes, Herrera, Vasquez, Alvarez, Ellauri und Luiz Eduard Perez waren in Wahrheit, wenn auch nicht die Minister, so doch die Lenker seiner Regierung, und mit solchen Leuten war diesem schönen Lande Alles, was Fortschritt, Freiheit und Glück heißt, gesichert.

Obes, der erste Freund Rivera's, war ein Mann von antikem Charakter; sein Patriotismus, seine Seelengröße, die eminenten Talente und seine gründliche Bildung stellen ihn den größten Männern Amerika's an die Seite, und damit seiner Popularität Nichts fehle, starb er in der Verbannung als eines der ersten Opfer des Rosas'schen Systems im östlichen Staate.

Luiz Eduard Perez war der Aristides von Montevideo; er war ein strenger Republikaner und exaltirter Patriot und

weihete sein langes Leben der Tugend und der Freiheit seines Landes.

Basquez, ein Mann von Talent und Bildung, leistete dem Lande seine ersten Dienste bei der Belagerung von Montevideo im spanischen Kriege und beschloß seine Laufbahn bei dem Belagerungskampfe gegen Rosas.

Herrera, Alvarez und Ellauri, die Schwäger des Obes, blieben hinter den Genannten nicht zurück; sie gehörten nicht allein dem östlichen Staate als ergebene Vertheidiger an, sondern dienten auch der ganzen amerikanischen Sache. Ihre Namen werden in diesem weiten Lande, daß sich vom Cap Horn bis an die Barrowstraße erstreckt, immer geheiligt bleiben.

Manuel Oribe.

1834 nahm die Präsidentsur Rivera's ein Ende; ihm folgte der General Manuel Oribe durch den Einfluß Rivera's selbst, der darauf rechnete, in ihm einen Freund und Fortführer seines Systems gefunden zu haben. Manuel Oribe war von Rivera zum General ernannt worden und hatte als Kriegsminister an der bisherigen Verwaltung Theil genommen.

Oribe gehörte einer der ersten Familien des Landes an. Nach 1811 kämpfte er für die Vertheidigung des letzteren und zeichnete sich stets durch persönliche Bravour aus, aber sein Geist war schwach und seine Bildung beschränkt; dies erklärte seine Verbindung mit Rosas, dem er sich ganz ergab, ohne zu bedenken, daß ein solches Bündniß den Untergang derselben Unabhängigkeit, für die er so oft gekämpft hatte, zur Folge haben müsse.

Als General war er vollständig unfähig; seine Leiden-

schaften besaßen die Hestigkeit nervöser Organisationen und trieben ihn zur Grausamkeit; als Privatmann war er ehrenwerth. Als Administrator war er ökonomischer als Rivera und man kann ihm nicht den Vorwurf machen, daß er das Deficit im Staatsschatz vermehrt habe, und dennoch kommt auf ihn die ganze Verantwortung des Unterganges des östlichen Staates. Er vergaß, daß um Chef einer Partei zu sein, es nicht hinreicht, es nur zu wollen, und verweigerte seine Theilnahme an der großen Nationalpartei, an deren Spitze Rivera stand; er wollte sich selbst eine Partei gründen, erregte dadurch im Lande Mißtrauen und warf sich, über seine eigene Schwachheit erschrocken, eines Tages in Rosas' Arme. Obgleich der Allianz-Traktat geheim gehalten wurde, beargwöhnte man ihn doch, daß er an den böshafsten Feindseligkeiten der Regierung gegen die argentinische Emigration theilnehme, und da Nichts dem System Rosas' mehr entgegengesetzt war, als die Meinung des Landes, so stellte sich das letztere gänzlich auf Rivera's Seite, als derselbe sich 1836 an die Spitze einer Revolution gegen Dribe stellte.

Ungeachtet dieser fast gänzlichen Uebereinstimmung im Lande, die ihn bedrohte, widerstand Dribe bis 1838.

Er verließ den Präsidentenstuhl zufolge einer offiziellen Verzichtleistung vor den Kammern und ging aus dem Lande, nachdem er von denselben Kammern die Erlaubniß erbeten hatte, sich zurückziehen zu dürfen.

Raum war dies geschehen, so zwang ihn Rosas, gegen diese Verzichtleistung zu protestiren, und erkannte ihn — eine unerhörte Sache in Amerika — als Chef der Regierung über dasselbe Land an, aus dem er weggejagt worden war. Das war etwa ebenso, als wenn Ludwig Philipp zu Claremont einen Vizekönig für die französische Republik ernannt hätte.

Man lachte anfangs in Montevideo über diese Excen-

tricität des Diktators, dieser aber bereitete sich zu derselben Zeit vor, das Lachen in Thränen zu verwandeln.

Die natürliche Folge dieses Benehmens von Rosas war der Krieg zwischen beiden Völkern. Dieser Krieg wurde furchtbar.

Oribe, den einige unserer von Rosas bezahlten Journale den „berühmten und tugendhaften Oribe“ genannt haben, wurde jetzt gleichzeitig Feldherr und Henker.

Blättern wir einige Seiten dieses mit südamerikanischem Blute geschriebenen Buches auf, in das die Geschichte, wie eine um die Gegenwart flagende Mutter und eine Rachegöttin für die Zukunft, zehntausend Morde verzeichnet hat.

Wir wollen auf gut Glück etwas aus den offiziellen Berichten, die Rosas' Offiziere und Agenten an ihn abstatteten, herausgreifen.

General Don Mariano Acha, der in der Armee von Montevideo diente, vertheidigte San-Juan und ergab sich nach achtundvierzigstündigem Widerstande am 22. August 1841. Don José Santos Ramirez, Offizier des Diktators, überreicht nun dem Gouvernement von San-Juan den offiziellen Rapport über dieses Ereigniß; man findet darin die Stelle:

„Alles ist in unserer Hand, aber unter der Bedingung des Pardons für alle Gefangene; unter ihnen befindet sich ein Sohn La Madrids.“

Man nehme Nr. 3067. des Diario de la Tarde, d. h. des Abendjournals von Buenos-Ayres vom 22. October 1841 zur Hand und man kann, bezüglich auf den offiziellen Rapport José Santos Ramirez's, der das Leben der Gefangenen garantirt, folgenden Artikel lesen:

„Desaguadero, den 22. September 1841.

Der sogenannte unitarische Wilde, Mariano Acha, ist gestern enthauptet und sein Kopf öffentlich ausgestellt worden.

(gez.) Angel Pacheco.“

Man verwechsle nicht diesen Angel Pacheco, einen Lieutenant Rosas', mit seinem Vetter Pacheco y Obes, einem seiner erbittertsten Feinde.

Man wird sich erinnern, daß in Santo Ramirez's Rapport die Stelle vorkam: „Unter den Gefangenen befindet sich ein Sohn La Madrids.“

Man schlage die Gaceta mercantile Nr. 5703. vom 22. August 1841 auf und man findet darin folgenden von Nazario Benavides an Don Juan Manuel Rosas geschriebenen Brief:

„Miraflores, auf dem Marsche, den 7. Juli 1842.

In meinen früheren Depeschen habe ich Ihnen mitgetheilt, weshalb ich den Wilden Ciriaco La Madrid schonte; da ich aber in Erfahrung brachte, daß Letzterer sich an mehrere Häuptlinge der Provinz gewandt hat, um sie zum Abfall zu verleiten, so ließ ich ihn bei meiner Ankunft in Rioja enthaupten, gleichwie den unitarischen Wilden Manuel Julian Trias, Eingeborenen von Santiago.

(gez.) Nazario Benavides.“

Manuel Dribe kommandirte die Rosas'sche Armee, die den Auftrag hatte, die argentinischen Provinzen zu unterwerfen, und schlug am 11. April 1842 auf dem Territorium von Santa-Fé die vom General Juan-Pablo Lopez befehligten Truppen.

Unter den Gefangenen befand sich der General Don Juan-Apostol Martinez.

Man lese das Bruchstück eines Briefes von Dribe:

„Im Hauptquartier Barrancas de Coronda,
den 17. April 1842.

Einige dreißig Todte und mehrere Gefangene, worunter der sogenannte General und unitarische Wilde

Juan-Apostol Martinez, dem gestern der Kopf abgeschlagen worden ist.

(gez.) Manuel Dribe."

Wer noch die Gazeta mercantile besitzt, nehme sie zur Hand und wird in Nr. 5903. vom 20. September 1842 einen offiziellen Bericht Manuel-Antonio Saravia's, der bei der Armee Dribe's angestellt war, finden.

Dieser Bericht enthält eine Liste von siebenzehn Individuen, wobei ein Bataillonschef und ein Capitain, die bei Numayan zu Gefangenen gemacht wurden und „die gewöhnliche Todesstrafe“ erlitten.

In Nr. 3067. des Diario de la Tarde vom 22. October 1841 finden wir den „berühmten und tugendhaften“ Dribe wieder. Es ist bei Gelegenheit der Schlacht von Monte Grande, von der er Bericht erstattet.

„Hauptquartier Ceibal, den 14. September 1841.

Unter diesen Gefangenen befand sich der Verräther und unitarische Wilde, ehemalige Oberst Faciendo Borda, der gleichzeitig mit mehreren andern sogenannten Offizieren von der Cavallerie und Infanterie hingerichtet wurde.

(gez.) Manuel Dribe."

Dribe ist einmal im Zuge; ein Verräther liefert den Gouverneur von Tucuman und dessen Offiziere in seine Hand; er beeilt sich, Rosas diese Neuigkeit mitzutheilen. Sein Brief lautet:

„Hauptquartier Metau, den 3. October 1841.

Die unitarischen Wilden, die mir der Kommandant Sandoval ausgeliefert hat und die sind: Marion, sogenannter Gouverneur-General von Tucuman, Abellaneda, der sogenannte Oberst J. M. Vilca, der Capitain José Cepejo und der Premierlieutenant Leonardo

Sofas, sind in gewöhnlicher Form auf dem Schlachtfelde erecutirt worden, mit Ausnahme Avellanedas, dem ich den Kopf abzuschneiden befohlen habe; ich habe angeordnet, daß dieser Kopf, sobald er gefallen, öffentlich auf dem Platze von Tucuman ausgestellt werde.

(gez.) Manuel Dribe."

Wir wollen nun zu einem anderen Fenster Rosas' übergehen.

„Catamarca, den 29. des Monats Rosas, 1841.

Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur

D. Cl. B. Arredondo.

Nach einem mehr als zweistündigem Feuer und nachdem wir die ganze Infanterie über die Klinge hatten springen lassen, wurde die Cavallerie ihrerseits niedergemacht und nur ihr Führer entkam mit dreißig Mann durch den Cerro de Ambaste. Man verfolgte ihn, und sein Kopf wird bald auf dem öffentlichen Platze aufgesteckt werden, woselbst sich schon die Köpfe der sogenannten Minister Gonzales, Dulce und Espeche befinden.

(gez.) M. Maza.

Es lebe die Föderation!"

„Namentliche Liste der unitarischen Wilden, sogenannter Chefs und Offiziere, die nach der Aktion vom 29sten hingerichtet worden sind:

Oberst: Vicente Mercao.

Kommandanten: Modesto Villafane, Juan Pedro Ponce, Damasio Arias, Manuel Lopez, Pedro Rodriguez.

Bataillonschefs: Manuel Rico, Santiago de la Cruz, José.

Capitains: Juan de Dios Ponce, José Salas, Pedro Arango, Isidore Ponce, Pedro Barros.

Adjutanten: Damasio Sarmiento, Eugenio Novillo, Francisco Quinteros, Daniel Rodriguez.

Lieutenant: Domingo Diaz.

(gez.) M. Mazza."

Da wir gerade bei Mazza sind, wollen wir mit ihm fortfahren, später kommen wir wieder zu Rosas zurück.

„Catamarca, den 4. November 1841.

Ich habe Ihnen schon angezeigt, daß wir hier den unitarischen Wilden Cubas, der verfolgt wurde, gänzlich vernichtet haben und daß wir den Kopf dieses Banditen bald haben würden. Er ist wirklich bei Cerro de Ambaste und zwar in seinem Bette gefangen worden; der Kopf des Räubers Cubas ist demzufolge auf dem Marktplatz der Stadt aufgesteckt worden.

Nach der Aktion:

Man hat neunzehn Offiziere, die Cubas folgten, ergriffen. Ich habe kein Quartier gegeben. Der Sieg war vollständig, und nicht ein Mann ist mir ent-
schlüpft.

(gez.) M. Mazza."

Blicken wir schnell einmal in das Boletin de Mendoza, Nr. 12. Dieser Bericht, auf dem Schlachtfelde von Arroyo Grande geschrieben, ist von dem Obersten Don Geronimo Costa an den Gouverneur Aldao gerichtet:

„Wir haben mehr als hundertundfünfzig Chefs und Offiziere gefangen genommen, die alle sofort erschossen wurden.“

Jedes Feuerwerk hat seine Schlußsonne, auch wir wollen dieses Blutsfeuerwerk damit schließen. Ich versprach, auf Rosas zurückzukommen, und ich thue es hiermit.

Der Oberst Zelallaran ist erschossen worden und man bringt Rosas seinen Kopf. Rosas bringt drei Stunden damit zu, diesen Kopf mit dem Fuße umherzustößen und darauf zu spucken; da vernimmt er, daß ein anderer Oberst, ein Waffenbruder Zelallarans, zum Gefangenen gemacht worden ist. Sein erster Gedanke ist, ihn niederschießen zu lassen, aber er besinnt sich; statt ihn zum Tode zu verurtheilen, verurtheilt er ihn zur Tortur. Der Gefangene mußte drei Tage lang, täglich zwölf Stunden, diesen abgehauenen Kopf vor sich auf einem Tische liegen haben.

Rosas läßt mitten auf dem Markte von San-Nicolas einen Theil der Gefangenen des Generals Paz füsilliren. Unter diesen befand sich der Oberst Videla, der frühere Gouverneur von Saint-Louis. Im Augenblicke vor der Hinrichtung wirft sich der Sohn des Verurtheilten in die Arme seines Vaters.

„Erschießt sie alle beide,“ sagte Rosas.

Vater und Sohn fielen, einer in den Armen des andern von Kugeln durchbohrt.

1832 ließ Rosas achtzig indianische Gefangene auf einen Platz in Buenos-Ayres führen und sie am hellen Tage vor Aller Augen mit Bayonnetstichen abschlachten.

Camilla D’Gorman, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, aus einer der ersten Familien von Buenos-Ayres, wurde durch einen Priester von vierundzwanzig Jahren verführt; beide verließen Buenos-Ayres und flohen in das kleine Dorf Corrientes, wo sie sich für Verheirathete ausgaben und eine Art Schule eröffneten. Corrientes fiel in Rosas’ Hand. Der Flüchtling und seine Gefährtin wurden durch einen Priester erkannt, Rosas angezeigt und alle beide nach Buenos-Ayres zurückgebracht, wo Rosas sie ohne Urtheil zu erschießen befahl.

„Aber,“ machte man ihm bemerflich, „Camilla D’Gorman ift acht Monate fchwanger.“

„Tauft ihr das Kind im Leibe!“ erwiederte Rosas, der als guter Chrift die Seele des Kindes retten wollte.

Dies gefchah und Camilla D’Gorman wurde erfchoffen.

Drei Kugeln zerschmetterten die Arme der unglücklichen Mutter, die fie mit infinktmaßiger Bewegung vorgestreckt hatte, um ihr Kind zu fchützen.

Wie kommt es nun, daß Frankreich fich mit Männern wie Rosas befreundet und Garibaldi als Feind anfieht?

Denn in der That ftützte der Vertrag von 1846, der vom Admiral Macau unterzeichnet wurde und noch heute feinen Namen trägt, Rosas’ Macht und ließ die öftliche Republik hülflos in dem Kampfe zurück.

Damals erschien Garibaldi bei feiner Rückkehr von Rio-Grande.

Auf der einen Seite kämpften Rosas und Dribe, d. h. die Gewalt, der Reichthum und die Macht für den Despotismus, auf der anderen für die Freiheit eine arme kleine Republik, eine offene Stadt, ein Schatz ohne Geld, ein Volk ohne Hülfsmittel, das feine Vertheidiger nicht bezahlen konnte.

Garibaldi befann fich nicht, er trat auf die Seite des Volkes und der Freiheit.

Wir geben ihm jezt wieder die Feder in die Hand und laffen ihn feine Kämpfe während der hartnäckigen Belagerung, die, gleich der Troja’s, neun Jahre dauerte, erzählen.

*

*

*

Ich sprengte meine Schiffe in die Luft.

Der wahre Grund der Expedition, zu der ich bestimmt worden, war nicht, den Bewohnern von Corrientes Hülfe zu bringen und sie zu verproviantiren, sondern, sich meiner Person zu entledigen.

Wie kam es, daß ich jetzt, als erst so wenig geschehen war, schon so mächtige Feinde hatte? Das ist ein Geheimniß, das ich nie habe ergründen können.

Als ich in den Fluß einsegelte, stand die östliche Armee zu San-José in Uruguay und die Oribe's zu Bajada, der Hauptstadt der Provinz Entre-Rios; beide bereiteten sich auf den Kampf vor; die Truppen von Corrientes schickten sich ihrerseits an, sich mit der östlichen Armee zu vereinigen.

Ich sollte den Parana bis Corrientes hinaufgehen, d. h. einen Weg von sechshundert Meilen zwischen zwei vom Feinde besetzten Ufern zurücklegen, obenein von einem viermal so starken Geschwader, als dem meinigen, gefolgt.

Auf dieser ganzen Strecke konnte ich nur auf den Inseln oder an verlassenen Küsten landen. Als ich Montevideo verließ, konnte man Hundert gegen Eins wetten, daß ich nie dahin wieder zurückkehren werde.

Gleich nach meiner Abfahrt hatte ich den ersten Kampf gegen die Batterien von Martin-Garcia zu bestehen, einer Insel, die nahe am Zusammenfluß der beiden großen Ströme Uruguay und Parana gelegen ist und bei der man durchaus vorbeifahren muß, da ein einziges Fahrwasser auf halbe Kanonenschußweite von der Insel für Schiffe von einer gewissen Tonnenlast existirt.

Ich hatte dabei einige Todte und unter ihnen einen braven italienischen Offizier, Namens Bocarobba; eine Kanonenkugel hatte ihm den Kopf fortgerissen.

Außerdem hatte ich acht oder zehn Verwundete.

Drei Meilen von der Insel Martin-Garcia entfernt lief die „Constitution“ auf den Sand; unglücklicher Weise traf uns dieser Unfall zur Ebbezeit. Es kostete uns unendliche Mühe, sie wieder flott zu machen, aber, Dank dem Muth meiner Leute, zog sich unsere kleine Flottille noch ganz gut aus der Affaire.

Während wir noch beschäftigt waren, alle schweren Gegenstände auf die Goëlette zu bringen, sahen wir das feindliche Geschwader auf uns zukommen; es kam von der andern Seite der Insel her und steuerte in guter Ordnung gegen uns heran.

Ich befand mich in einer bösen Lage; um die „Constitution“ zu erleichtern, hatte ich alle ihre Kanonen auf die Goëlette „Proceda“ schaffen lassen, woselbst sie übereinander lagen, sie waren uns daher vollständig unnütz. Es blieb nun noch die Brigantine „Peresia“, deren tapferer Führer sich mit dem größten Theile seines Schiffsvolkes bei mir befand, um uns bei unserer Arbeit zu helfen.

Indessen kam der Feind immer näher; er war mit seinen sieben Kriegsschiffen, die unter den jubelnden Zurufen der Truppen auf der Insel vorrückten, und in seiner Sieges-Gewißheit stolz anzusehen.

Ich verlor aber in der großen Gefahr, die mir drohte, nicht alle Hoffnung. Nein, Gott hat mir die Gnade erzeigt, daß ich in den äußersten Fällen stets mein Selbstvertrauen bewahren kann; mögen Andere, besonders Seeleute, beurtheilen, welches meine Situation war; es handelte sich nicht allein um das Leben, auf das ich in einem solchen Momente gern verzichtet haben würde, sondern die Ehre war auch zu retten. Je sicherer die Leute, die mich in diese Verlegenheit

gebracht hatten, glaubten, daß ich meinen Ruf hierbei einbüßen müsse, desto fester war ich entschlossen, ihn blutig, aber rein aus dieser schlimmen Expedition herauszutragen.

Es handelte sich nicht darum, den Kampf zu vermeiden, sondern ihn in der bestmöglichen Stellung aufzunehmen. Da meine Fahrzeuge nun leichter waren und weniger Tiefgang hatten, als die des Feindes, legte ich mich so nahe als möglich an die Küste hinan, die, wenn auf dem Flusse Alles verloren war, mir wenigstens das letzte Rettungsmittel, die Landung, bot. Ich ließ so schnell als thunlich das Deck der Goëlette aufräumen, damit wir einige Geschütze gebrauchen konnten, und als dies geschehen war, wartete ich das Weitere ruhig ab.

Das Geschwader, das mich angreifen wollte, wurde vom Admiral Brown befehligt, ich wußte also, daß ich es mit einem der bravsten Seeleute von der Welt zu thun haben würde.

Der Kampf dauerte drei Tage, ohne daß der Feind zum Entern kommen konnte. Am Morgen des dritten Tages hatte ich noch etwas Pulver, aber keine Kugeln mehr. Ich ließ die Schiffsketten zerbrechen, sammelte Nägel, Hammer, Alles, was von Kupfer oder Eisen war und als Kugeln oder Kartätschen dienen konnte, und schleuderte es dem Feinde gerade in das Gesicht; auf diese Weise hielten wir uns noch den Tag über.

Am Abende dieses Tages hatte ich nicht mehr eine Kugel am Bord und die Hälfte meiner Mannschaft war gefallen; ich ließ also Feuer an die drei Schiffe legen, während wir unter dem Feuer der feindlichen Kanonade an's Land setzten, wobei jeder Mann seine Muskete und die Patronen, die uns noch geblieben waren, mitnahm.

Auch die transportablen Verwundeten führten wir mit uns fort; was die übrigen anbetraf — nun, ich habe schon einmal gesagt, wie es damit unter solchen Umständen geht.

Wir waren nun hundertundfünfzig bis zweihundert Meilen von Montevideo entfernt und befanden uns auf einer feindlichen Küste.

Zuerst versuchte die Garnison der Insel Martin-Garcia uns zu belästigen; da wir aber von unserem Kampfe mit dem Admiral Brown her noch alle warm waren, empfangen wir sie derartig, daß sie nicht wiederkam. Dann traten wir unseren Marsch mitten durch die Einöden an und lebten dabei von einigen Nahrungsmitteln, die wir mit uns genommen hatten, und von dem, was wir uns unterwegs verschaffen konnten.

Die Destlichen hatten soeben die Schlacht von Arroyo-Grande verloren; wir stießen auf die Flüchtigen, die ich um mich sammelte, und nach fünf oder sechs Tagen voll Kampf, Entbehrungen und Leiden, von denen sich kein Mensch eine Vorstellung machen kann, rückten wir wieder in Montevideo ein und brachten unangetastet mit, was ich, wie man wohl glaubte, unterwegs würde zurücklassen müssen, nämlich die Ehre.

Dieser Kampf und noch manche andere, die ich gegen ihn bestand, verschafften mir bei dem Admiral Brown ein so gutes Andenken, daß, als er noch während des Krieges Rosas' Dienst verließ und nach Montevideo kam, er mich noch vor seiner Familie aufsuchte. Er fand mich in meinem Hause zu Portone, umarmte mich mehrere Male hintereinander, als wenn ich sein eigener Sohn gewesen wäre, und der vortreffliche Mann konnte nicht müde werden, mich an seine Brust zu drücken und mir seine Sympathien zu bezeigen.

Als er mit mir endlich fertig war, wandte er sich zu Anita und sagte ihr:

„Madame, ich habe lange gegen Ihren Mann gekämpft und immer ohne Erfolg; ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, ihn zu besiegen und zu meinem Gefangenen zu machen,

aber es gelang ihm stets, mir zu widerstehn und zu ent-
wischen. Wenn es mir gelungen wäre, ihn in meine Ge-
walt zu bekommen, so würde er an der Weise, wie ich ihn
behandelt hätte, gesehen haben, wie hoch ich ihn schätze."

Ich erzähle diese Anekdote nur, weil sie den Admiral
Brown mehr ehrt als mich.

39.

Man bildet Legionen.

Nach dem Siege von Arroyo-Grande marschirte Oribe
auf Montevideo, wobei er erklärte, er werde daselbst Nie-
mand, selbst nicht die Fremden, schonen. Alles, was ihm
auf seinem Wege begegnete, ließ er daher köpfen oder er-
schießen.

Da es nun in Montevideo eine Menge Italiener gab,
die theils Handelsgeschäfte halber, theils, weil sie verbannt
waren, sich hier niedergelassen hatten, erließ ich eine Pro-
klamation an meine Landsleute und lud sie ein, die Waffen
zu ergreifen, eine Legion zu bilden und auf Tod und Leben
für Die zu kämpfen, die ihnen Gastfreundschaft gewährt
hatten.

Um dieselbe Zeit zog Rivera die Reste seiner Armee
zusammen.

Die Franzosen ihrerseits bildeten auch eine Legion, der
sich die französischen Basken anschlossen, während die Spa-
nier eine andere bildeten und die spanischen Basken hin-
zuzogen. Aber schon drei oder vier Monate nach der For-
mation ging die spanische Legion, die sich größtentheils aus
Carlisten zusammensetzte, zum Feinde über und wurde der

Nerv des Angriffs, wie die italienische der Nerv der Vertheidigung.

Die italienische Legion wurde nicht besoldet, empfing aber Rationen an Brod, Wein, Salz, Del u. s. w., indessen war verabredet, daß man nach Beendigung des Krieges den Ueberlebenden oder den hinterlassenen Frauen und Kindern Ländereien und Vieh geben solle.

Die Legion bestand anfangs aus vier- bis fünfhundert Mann, später stieg diese Zahl bis zu achthundert, jenachdem die europäischen Schiffe Italiener, die proskribirt waren oder ihr Glück machen wollten und deren Hoffnungen sich bei der schlechten Lage der Dinge zerschlugen, herbeiführten. Sie wurden in drei Bataillone getheilt, deren eines Danuzio, das zweite Ramella und das dritte Mancini kommandirte.

Dribe erfuhr wohl alle diese Vorbereitungen zur Vertheidigung, aber er glaubte nicht daran. Er marschirte, wie bereits gesagt, auf Montevideo und lagerte sich am Cerrito. Vielleicht hätte er bei der in der Stadt herrschenden Unordnung dieselbe mit einem Handstreich nehmen können, aber er bildete sich ein, in ihr zahlreiche Anhänger zu haben, und erwartete eine Demonstration von deren Seite. Er wartete vergeblich darauf und ließ Montevideo nur Zeit, die Vertheidigung zu organisiren.

Er blieb also mit zwölf- oder vierzehntausend Mann etwa eine Wegstunde von Montevideo.

Dieses vermochte nach einiger Zeit, ihm neuntausend Mann, wobei fünftausend Schwarze, denen man die Freiheit gegeben und die ausgezeichnete Soldaten wurden, entgegenzustellen.

Als Dribe die Hoffnung verloren hatte, daß er ohne Kampf in die Stadt einziehen könne, verschanzte er sich an dem Cerrito und die Scharmügel begannen.

Auch die Montevideer hatten ihre Stadt auf das Beste befestigt; unser Ingenieur war der Oberst Echevarrio; die

allgemeine Organisation der Truppen besorgte General Paz, Joaquin Suarez war Präsident, Pacheco y Obes Kriegs-Minister.

Paz verließ Montevideo bald, um Corrientes und Entre-Rios zu entsenden.

Als wir das erste Mal die Linien verließen, wurde die ganze Legion — ich weiß nicht, war es die Schuld der Offiziere oder Soldaten — von panischem Schrecken ergriffen und kehrte zurück, ohne einen Gewehrschuß gethan zu haben.

Ich zwang einen der Bataillonschefs, um seine Entlassung einzukommen; ich hielt eine kräftige Anrede an die Italiener und schrieb zum zweiten Male an Alzani, der in einem Handlungs Hause zu Uruguay war, daß er zu mir kommen möge.

Dieser vortreffliche Freund kam in der Mitte des Monats Juli an.

Sobald er da war, bekam Alles Kraft und Leben; die Legion war schauderhaft verwaltet, er widmete ihr aber seine ganze Sorge.

Um dieselbe Zeit hatte man wohl oder übel eine kleine Flottille reorganisirt und übertrug mir den Befehl darüber. Mancini nahm meinen Platz an der Spitze der Legion ein.

Die Flottille bewerkstelligte auf dem Flusse die Verbindung mit Cerro, einer kleinen Festung, die im Besitze der Montevideer geblieben war, obgleich sie drei oder vier Licoes weiter als der Cerrito, der in Oribe's Hand war, hinauf am Ufer des la Plata lag.

Cerro war uns äußerst nothwendig; es war gleichzeitig ein Stützpunkt, sich zu verproviantiren, Streifpartien in die Ebene zu senden und die Flüchtigen zu sammeln.

Noch vor der Vertheidigungs-Organisation hatte das Geschwader des Admiral Brown einen Angriffsversuch auf Cerro und die Insel los Ratos gemacht. Damals vertheidigte ich die Insel und Festung. Erstere hatte achtzehn- und

sechshunddreißigpfündige Geschütze, und ich zwang den Admiral, sich mit großem Verluste zurückzuziehen. Ich habe schon erwähnt, daß mit Auzani's Ankunft die Bedrückungen der Legionäre aufhörten, seine Ehrenhaftigkeit setzte die Preise aller Bedürfnisse herab, was nicht die Sache der Commissariatsbeamten war.

Nun bildete sich aber eine Verschwörung, die zum Zwecke hatte, uns alle beide zu ermorden und die italienische Legion an den Feind zu verkaufen.

Auzani wurde davon benachrichtigt.

Die Verschworenen sahen ein, daß sie auf diese Weise Nichts erreichen könnten, und eines Morgens, als die Legion auf Vorposten stand, ließen zwanzig Offiziere und fünfzig Soldaten zum Feinde über; die Soldaten übrigens — wir müssen ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — kehrten nach und nach einzeln wieder.

Die Legion befand sich nur um so besser, nachdem sie von den Verräthern gereinigt war; Auzani rief sie zusammen.

„Wenn ich eine Auswahl zwischen den Guten und Schlechten hätte treffen wollen,“ redete er sie an, „so würde mir dies nicht so gut gelungen sein, als diese Schlechten selbst es zu Stande gebracht haben.“

Auch ich sprach zu den Truppen und General Pacheco hielt ihnen eine Rede.

Einige Tage nach dem ersten Ausfalle, bei dem die italienische Legion sich so traurig bewährt hatte, wollte ich sie wieder zu Ehren bringen und schlug eine Expedition vor, die auch angenommen wurde. Wir wollten nämlich die Truppen Dribe's, die vor Cerro standen, angreifen. Pacheco und ich, wir stellten uns an die Spitze der Legion, der Feind wurde Nachmittags um zwei Uhr angegriffen und bis fünf Uhr in die Flucht geschlagen.

Die vierhundert Mann starke Legion warf ein Bataillon

von sechshundert Mann über den Haufen; Pacheco war zu Pferde; ich zu Fuß oder zu Pferde, je nach Bedürfnis; wir tödteten dem Feinde hundertundfünfzig Mann und nahmen ihm zweihundert Gefangene ab; unsererseits hatten wir fünf oder sechs Todte und etwa zehn Verwundete, darunter einen Offizier, Namens Ferrecci, dem das Bein abgenommen werden mußte.

Im Triumph kehrten wir nach Montevideo zurück; am folgenden Tage versammelte Pacheco die Legion, dankte ihr und belobte sie und schenkte dem Sergeanten Loreto ein Ehrengewehr.

Diese Affaire fand am 28. März 1843 statt.

Nun war ich ruhig, denn die Legion hatte die Feuer-
taufe empfangen.

Im Monat Mai wurde die Fahne eingesegnet. Sie war von schwarzem Stoffe und der Besatz darauf gemalt. Es war ein Bild Italiens und seiner Revolutionen, die es in seinem Busen barg. Sie wurde einem jungen Manne von zwanzig Jahren, Namens Sacchi, anvertraut, der sich in dem Gefechte bei Cerro bewunderungswürdig benommen hatte.

Es ist derselbe, der später mit mir in Rom kämpfte und der heute Oberst ist.

Der Oberst Menra.

Am 17. November desselben Jahres hatte die italienische Legion den Dienst und stand auf Vorposten; ich befand mich ebenfalls dort.

Nach dem Frühstück stieg der montevideo'sche Oberst Meyra zu Pferde und durchritt die Linie mit wenigen Begleitern. Man schoss auf ihn und er fiel, tödtlich verwundet, vom Pferde.

Als der Feind ihn fallen sah, griff er mit dem Bayonnete an und bemächtigte sich seines Körpers.

Raum hatte ich dies erfahren, so nahm ich, da ich den Körper eines so braven Offiziers nicht der Beschimpfung durch den Feind ausgesetzt sein lassen wollte, etwa hundert Mann, die mir gerade in den Wurf kamen, und drang mit ihnen vor.

Ich eroberte die Leiche des Obersten wieder.

Nun waren es aber Dribe's Soldaten, die sich erhitzt hatten, und der Feind bekam so große Verstärkung, daß ich mich bald umzingelt fand; neue Leute, die dies sahen, kamen mir zu Hülfe und bald befand sich die ganze Legion im Gefechte.

Durch meinen Zuruf entflammt, stürzten sich meine Leute nun vorwärts, warfen Alles über den Haufen, nahmen eine Batterie und jagten den Feind aus seinen Stellungen.

Der Feind marschirte jetzt in seiner ganzen Stärke auf uns; fast alle Truppen der Garnison kamen heraus, der Kampf wurde allgemein und dauerte acht Stunden.

Wir wurden genöthigt, die mit dem ersten Anlaufe genommenen Positionen wieder zu räumen, hatten aber dem Feinde einen enormen Verlust zugefügt; wir in Montevideo waren in Wirklichkeit Sieger geblieben und von dieser Zeit von unserer Ueberlegenheit überzeugt.

Wir hatten sechszig Todte und Verwundete gehabt.

Ich hatte mich bei dem Angriff wie ein gemeiner Soldat fortreißen lassen, hatte also auch nicht gesehen, was um mich her vorging. Mitten in dem Gewühl hatte ich aber

Aluzani bemerkt, der mit seiner gewöhnlichen Ruhe focht, wie ich wußte, das Gefecht leitete und sich auch nicht dessen kleinste Umstände entgehen ließ.

Noch an demselben Abende bat ich ihn um eine Liste Derer, die sich ausgezeichnet hatten.

Am andern Tage versammelte ich die Legion, lobte sie, dankte ihr im Namen Italiens und beförderte Einige zu Offizieren und Unteroffizieren.

Nach diesen beiden Gefechten machte die italienische Legion einen solchen Eindruck auf den Feind, daß, wenn er sie mit gefälltem Bayonnet auf sich eindringen sah, er sie nicht mehr abwartete, oder wenn er dies that, sich über den Haufen werfen ließ.

Damals war es Rivera gelungen, ein kleines Armee-Corps von fünf- bis sechstausend Mann zu sammeln, mit denen er das freie Land hielt und den Feind beunruhigte.

Er hatte Urquiza vor sich, welcher heute Präsident der argentinischen Republik ist; von Zeit zu Zeit schickte er über Cerro Proviant nach Montevideo hinein.

Oribe wurde es müde, Rivera auf solche Weise manoeuvriren zu sehen; er detaschirte eine gewisse Anzahl Truppen von seiner Armee mit dem Befehle, zu Urquiza zu stoßen und ihm die Ordre zu bringen, daß er Rivera mit der übersandten Verstärkung angreifen und vernichten solle. —

Uebergang über die Bonada.

Wir erfuhren in Montevideo den Marsch dieser Truppen Oribe's; General Paz beschloß, sich die Schwächung des Hauptkorps zu Nutzen zu machen.

Jenseits des Cerro's stand ein Korps von beinahe achtzehnhundert Mann zur Beobachtung Cerro's. Wir brachen am 23. April 1844 um zehn Uhr Abends auf. Der Plan war folgender:

Das Observationskorps vor Cerro anzugreifen; sobald Oribe dies gewahrte, würde er demselben Hülfe schicken und sich noch mehr schwächen, während dessen sollte die Garnison ausfallen und das Lager angreifen.

Wir marschirten am Gestade des Meeres entlang, passirten den Arroyo-Seco, dessen Wasser uns ungeachtet seines Namens bis an die Schultern reichte. Jenseits kamen wir auf die Ebene und machten einen Bogen um das Lager herum; wir marschirten mit solcher Vorsicht, daß wir keinen Menschen erweckten.

Endlich kamen wir in Angesicht des Observationskorps.

Die Garnison von Cerro sollte ausfallen und unsern Angriff unterstützen. Zwischen den beiden Offizieren, die in Cerro kommandirten, erhob sich ein Streit, da jeder von ihnen das Kommando übernehmen wollte. Wenn die achtzehnhundert Mann in die Flucht geschlagen wären, sollten wir uns auf Oribe zurückwenden und ihn zwischen zwei Feuer bringen, das unsrige und das der Stadt. Durch jenen Streit in Cerro schlug aber Alles fehl; die Garnison machte den Ausfall, aber Oribe, der noch alle seine Streitkräfte

beisammen hatte, trieb sie zurück, und nun konnte er seinerseits gegen uns marschiren und den gegen ihn entworfenen Schlachtplan zur Ausführung bringen.

Wir wurden also durch die Armee Oribe's und das Observationskorps gleichzeitig angegriffen, und es blieb uns nur noch Eines übrig, uns nämlich auf Cerro zurückzuziehen und beim Weichen dem Feinde noch so viel Schaden als möglich zu thun.

Ich übernahm das Kommando der Arrièregarde, um diesen Rückzug so kräftig als möglich zu decken.

Zwischen uns und Cerro floss eine Art schlammigen Flusses, den man die Boyada nennt; wir mußten bis an den Leib durch den Koth waten.

Um den Versuch zu machen, Unordnung in diesen Uebergang zu bringen, hatte der Feind auf einem kleinen Hügel eine Batterie von vier Kanonen etablirt, die ihr Feuer in dem Augenblick eröffneten, als wir den Uebergang begannen. Die italienische Legion hatte sich immer mehr an den Krieg gewöhnt; sie achtete auf den Kartätschenhagel ebenso wenig, als ob er ein gewöhnlicher Hagel gewesen wäre.

Hier sah ich, welche tapferen Leute unsere Neger waren; sie ließen sich niederschießen, während sie den Feind, mit einem Knie auf der Erde, abwarteten. Ich war mitten unter ihnen und konnte also genau sehen, wie sie sich benahmen. Das Gefecht dauerte sechs Stunden.

Im Dienste Montevideo's stand auch ein Engländer.

Mein Engländer aus der letzten Campagne hat mich mehr als einmal an seinen Landsmann erinnert; Pacheco, der ihn kannte, hatte ihm Carte-blanche gegeben, Alles zu thun, was er für Montevideo von Nutzen hielt; er hatte darauf vierzig bis fünfzig Menschen zusammengebracht. Wir nannten ihn Samuel, und ich weiß nicht, ob er eigentlich einen anderen Namen hatte.

Ich habe nie einen tapferern Menschen als ihn gesehen.

Nach dem Uebergange über die Boyada sah ich ihn mit seiner Ordonnanz allein ankommen.

„Nun, Samuel“, fragte ich ihn, „wo ist Dein Regiment?“

„Ganzes Regiment!“ kommandirte er. „Achtung!“

Keiner erschien, Keiner antwortete; seine Leute waren alle, vom Ersten bis zum Letzten, getödtet worden.

Eine Tagesordre von General Paz sprach der italienischen Legion das höchste Lob aus; sie hatte siebenzig Mann im Kampfe verloren.

Wir rückten über Cerro wieder in Montevideo ein. Samuel beschäftigte sich sogleich damit, sich ein neues Korps zu bilden.

42.

Die italienische Legion verweigert die Annahme der ihr angebotenen Ländereien.

Unterm 30. Januar 1845 schrieb General Rivera, entzückt von der guten Haltung, welche die italienische Legion in dem Gefechte von Cerro und beim Uebergange über die Boyada an den Tag gelegt hatte, folgenden Brief an mich:

„Mein Herr!

Als ich im leztvergangenen Jahre der ehrenwerthen französischen Legion ein Geschenk, welches angenommen wurde und worüber die Journale Bericht erstatteten, mit einer gewissen Menge von Ländereien machte, hoffte ich, daß der Zufall irgend einen Offizier der

italienischen Legion in mein Hauptquartier führen würde, was mir auf diese Weise Gelegenheit gegeben hätte, einem heißen Wunsche meines Herzens Genüge zu leisten, indem ich der italienischen Legion die Achtung bewiese, zu der ich mich in Folge der wichtigen Dienste bekenne, die sie der Republik in einem Kriege, den wir gegen die Gewalt eines bewaffneten Einfalles von Buenos-Ayres führen, geleistet hat.

Um nicht länger aufzuschieben, was ich für die Erfüllung einer heiligen Pflicht halte, schließe ich in dieses Schreiben, und zwar mit dem größten Vergnügen, einen Akt der Schenkung ein, die ich der berühmten und tapferen italienischen Legion als ein aufrichtiges Pfand meiner persönlichen Erkenntlichkeit für die von diesem Korps meinem Vaterlande erwiesenen heroischen Dienste mache.

Das Geschenk wiegt freilich weder diese Dienste, noch meinen Wunsch auf, und dennoch hoffe ich, daß Sie nicht anstehen werden, es Ihren Kameraden in meinem Namen anzubieten und diese von meinem guten Willen und meinem Dankgefühl für sie, gleichwie für Sie selbst, mein Herr, der sie so würdig führt und der schon früher, während er unsere Republik unterstützte, sich ein so unantastbares Recht auf unsere Erkenntlichkeit erworben hat, in Kenntniß zu setzen.

Ich ergreife diese Gelegenheit, Oberst, Sie zu bitten, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und meiner tiefen Verehrung anzunehmen.

Fructuoso Rivera."

Am Bemerkenswerthesten ist dabei, daß dieser ausgezeichnete Patriot sein eigenes Vermögen ergriff, um uns dieses Geschenk zu machen, denn die Ländereien, die er uns

anbot, gehörten nicht der Republik, sondern waren sein eigener Erbbesitz.

Ich antwortete ihm am folgenden 23. Mai, zur Zeit, als ich seinen Brief erhalten hatte:

„Excellentissimo Signore!

Oberst Parodi hat mir Ihrem Wunsche zufolge in Gegenwart aller Offiziere der italienischen Legion den Brief überreicht, den Sie die Güte hatten, mir unterm 30. Januar zu schreiben, und den beigelegten Akt, durch den Sie der italienischen Legion ein freiwilliges Geschenk mit Ländereien machen, die Ihnen angehören und sich zwischen dem Arroyo de las Avenas und dem Arroyo-Grande im Norden des Rio-Negro erstrecken, sowie außerdem mit Viehheerden und den auf diesem Terrain stehenden Hacienda's.

Sie sagen, daß Sie uns dies Geschenk als eine Belohnung für unsere der Republik erwiesenen Dienste machen.

Die italienischen Offiziere haben nach Kenntnissnahme Ihres Briefes und dessen, was er einschloß, einstimmig im Namen der Legion erklärt, daß sie, als sie die Waffen ergriffen und der Republik ihre Dienste anboten, nichts Anderes damit zu erlangen hofften, als die Ehre, die Gefahren theilen zu dürfen, welche die Kinder eines Landes, das sie gastfreundlich aufgenommen hat, laufen. So handelnd, gehorchten sie der Stimme des Gewissens. Sie haben bisher erfüllt, was sie einfach als Pflicht betrachten, und werden, so lange es die Belagerung erfordert, fortfahren, die Mühen und Gefahren der edlen Montevideer zu theilen, aber sie wünschen nicht einen andern Preis und eine andere Belohnung für ihre Dienste.

Ich habe in Folge dessen die Ehre, Excellenz,

Ihnen die Antwort der Legion mitzutheilen, mit der meine Gefühle und Prinzipien vollkommen übereinstimmen.

Ich sende Ihnen daher das Original der Schenkung zurück.

Möge Gott Sie noch lange leben lassen!

Giuseppe Garibaldi."

Die Italiener fuhren also fort, ohne irgend eine Belohnung zu dienen; ihre einzige Art und Weise, Geld zu erlangen, wenn sie solches nothwendig brauchten, um ein Kleidungsstück zu erneuern, war, daß sie für einen französischen oder baskischen Geschäftsmann in das Glied eintraten, der seinem Ersatzmann alsdann ungefähr zwei französische Franken dafür zahlte.

Es versteht sich von selbst, daß der Stellvertreter, wenn es ein Gefecht gab, für den Andern kämpfte und sich todt-schießen ließ.

43.

Rivera fällt in Angnade.

Ich habe schon gesagt, welchen Plan General Paz bei unserm nächtlichen Ausfall aus Montevideo verfolgte. Wenn er gelungen wäre, hätte er die ganze Sachlage geändert und aller Wahrscheinlichkeit nach Dribe zur Aufhebung der Belagerung gezwungen; nun er aber einmal in das Wasser gefallen war, kamen wir wieder in unsere tägliche Garnison zurück, d. h. zu den Vorposten, die sich von beiden Seiten mehr und mehr verstärkten, bis wir unsererseits eine Linie

von Batterien besaßen, die beinahe so stark war, wie die feindliche.

In dieser Zeit verließ uns General Paz und begab sich nach der Provinz Corrientes, um die dortige Revolution zu leiten und dadurch die nationale Sache zu unterstützen, indem er die Streitkräfte des Generals Urquiza theilte, der General Rivera gegenüberstand.

Es kam aber bei Weitem nicht so, wie man hoffte, und zwar durch Rivera's Ungeduld, der, ohne sich um die Befehle der Regierung zu kümmern, die ihm verboten hatte, eine entscheidende Schlacht anzunehmen, dieß dennoch that und sie in den Ebenen von India-Muerte vollständig verlor.

Unsere Armee auf dem Lande war geschlagen; zweitausend Gefangene, vielleicht auch noch mehr, wurden erwürgt, gehangen oder enthauptet, allen Gesetzen der Menschlichkeit und des Krieges zum Trotz.

Viele blieben auf dem Schlachtfelde liegen, andere wurden in die unermesslichen Steppen zerstreut. General Rivera gewann mit wenigen der Seinigen die brasilianische Grenze und wurde als Urheber dieses großen Unglücks von der Regierung verbannt.

Nachdem die Schlacht von India-Muerte verloren worden, blieb Montevideo auf seine eigenen Hülfquellen beschränkt; der Oberst Correa übernahm den Befehl über die Garnison, indessen blieben die Seele der Vertheidigung Pacheco und ich. Einige unserer Führer vermochten indessen nach der beklagenswerthen Schlacht noch verschiedene Detachements zerstreuter Soldaten zusammenzubringen, um mit ihnen den Parteigängerkrieg an den dazu geeignetsten Orten fortzusetzen.

General Planos brachte beinahe zweihundert Mann zusammen und warf sich, da er vorzog, sich den Vertheidigern von Montevideo anzuschließen, auf den Feind, der Cerro

beobachtete, durchbrach ihn und gelangte in das Fort, worauf er zu uns stieß.

Bacheco zog von dieser kleinen Verstärkung Vorthail und faßte die Idee, einen Handstreich auszuführen.

Am 27. Mai 1845 schifften wir uns zur Nachtzeit in Montevideo ein, die italienische Legion und einige andere aus Cerro herangezogene Truppen, und legten uns in einer alten verlassenen Pulvermühle in Hinterhalt.

Am Morgen des 28sten kam die Cavallerie des General Alanos, von Infanterie gedeckt, aus der Stadt und lockte den Feind nach der Seite der Pulvermühle; als er nur noch in geringer Entfernung war, brachen die Unsrigen hervor, die italienische Legion an der Spitze, machten einen Bayonet-Angriff und bedeckten den Boden dadurch mit Leichnamen.

Nun rückte das ganze Observationskorps von Cerro in die Linie und es entspann sich ein mörderischer Kampf, der sich schließlich zu unsern Gunsten entschied.

Der Feind wurde in vollständige Verwirrung gebracht, mit dem Bayonet auf den Hacken verfolgt, und nur ein Ungewitter mit Donner, Hagel und Regen, von dem sich nur Die eine Vorstellung machen können, die dergleichen Orkane gesehen haben, setzte dem Kampfe ein Ziel.

Der Verlust des Feindes war beträchtlich. Er hatte viele Verwundete und Todte, unter letzteren auch den General Nunz, einen der besten und bravsten feindlichen Offiziere, der durch die Kugel eines unserer Legionäre getödtet wurde. Außerdem machten wir eine reiche Beute an Vieh, so daß wir mit Freude und Hoffnung im Herzen wieder in Montevideo einzogen.

Der Erfolg dieses Handstreiches bewog mich, der Regierung einen anderen vorzuschlagen, nämlich die italienische Legion auf der Flottille einzuschiffen, den Fluß bis Buenos-Ayres hinaufzugehen, wobei sich die Leute möglichst verbergen mußten, und, dort angekommen, Nachts auszuschiffen,

auf das Haus Rosas' loszugehen, ihn zu ergreifen und nach Montevideo zu führen.

Wenn diese Expedition gelang, so mußte sie den Krieg mit einem einzigen Schlage beenden, aber die Regierung wollte nichts davon wissen.

Während dieser Ruhepausen, die unsere Land-Armee machte, ging ich an Bord unserer kleinen Flottille und gewann, ungeachtet der Blokadeschiffe, deren Wachsamkeit ich täuschte, die hohe See; ich enterte einen Kauffahrer und führte ihn vor den Augen des Admiral Brown als Prise in den Hafen.

Ein anderes Mal zog ich durch wohl ausgesonnene Manoeuvres das ganze Blokadegeschwader auf mich herbei und öffnete dadurch Kauffahrtei-Barren, die alle möglichen angenehmen Dinge in die belagerte Stadt brachten, den Hafeneingang.

Oft auch schiffte ich mich Nachts mit hundert meiner entschlossensten Legionäre ein und suchte auf die feindlichen Schiffe Sturm zu laufen, die ich am Tage ihrer schweren Artillerie wegen nicht angreifen konnte, dies war aber beinahe immer vergeblich. Der Feind, der sich gegen meinen Ueberfall vorsah, blieb Nachts nicht vor seinen Anfern liegen, sondern legte sich an irgend einen andern Ort, als wo ich ihn zu finden hoffte.

Eines Tages wollte ich mich endlich mit ihm abfinden und lief mit drei kleinen, am wenigsten schlechten Schiffen des Geschwaders aus; ich war entschlossen, ihn am hellen Tage auf der Rhede von Montevideo anzugreifen.

Das Rosas'sche Geschwader bestand aus drei Schiffen, dem „Fünfundzwanzigsten März“, dem „General Echaguo“ und dem „Maypu“.

Diese drei Fahrzeuge führten vierundzwanzig Kanonen; ich hatte nur acht von kleinem Kaliber, aber ich kannte meine Leute; wenn wir den Feind entern konnten, war er

verloren. Ich rückte in Schlachtordnung gegen das feindliche Geschwader vor.

Wir waren schon beinahe auf Kanonenschußweite an einander; noch eine Meile, und der Kampf war unvermeidlich. Alle Terrassen Montevideo's waren mit Neugierigen bedeckt, die Masten der Handels- und Kriegsschiffe aller Nationen, die im Hafen lagen, waren, so zu sagen, mit Menschen verschanzt. Alle diese Zuschauer erwarteten ängstlich den Ausgang eines Kampfes, der mit jedem Augenblick unvermeidlicher wurde.

Der Kommandant der argentischen Flotte wollte aber ein solches Gefecht nicht riskiren; er segelte auf das hohe Meer hinaus und wir mußten, schlecht entschädigt durch die allgemeinen Beifallsrufe, die uns begrüßten, wieder in den Hafen einlaufen.

44.

Englisch-französische Intervention.

Indessen gestalteten sich die Verhältnisse für Montevideo auf das Schlimmste, als die englisch-französische Intervention der Blokade ein Ende machte; die beiden Mächte nahmen die feindliche Flotte fort und theilten sie unter sich.

Man beschloß nun eine Expedition auf dem Uruguay.

Zweck derselben war, sich der Insel Martin-Garcia, der Stadt Colonia und einiger anderer Punkte, besonders Salto, zu bemächtigen, durch das man Verbindungen mit Brasilien eröffnen konnte, während man gleichzeitig daselbst den Kern einer Landarmee, welche die vernichtete zu ersetzen bestimmt war, errichtete.

Ich schiffte zweihundert Freiwillige auf meiner Flottille ein und wandte mich gegen das Fort von Martin-Garcia; wir fanden es vom Feinde verlassen und besetzten es.

Ebenso wurde die Stadt Colonia verlassen, als sich das englisch-französische Geschwader und unsere kleine Flottille davor zeigte.

Die italienische Legion landete, kämpfte und vertrieb den General Montero, der sich mit überlegenen Kräften auf der anderen Seite der Stadt festgesetzt hatte.

Während dessen eröffneten die Geschwader — ich kann nicht sagen, zu welchem Zweck — ein sehr lebhaftes Feuer auf die verlassene Stadt; sie landeten ihre Truppen und bildeten unsere Reserve bei dem Angriffe auf General Montero. Um zwei Uhr Nachmittags hielten wir unsern Einzug in die Stadt.

Die italienische Legion wurde in eine Kirche einquartiert; ich erließ die strengsten Befehle, daß man die kleinsten Dinge, die den feindlichen Einwohnern gehörten, welche ihre Häuser zu verlassen gezwungen waren, respektire. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß die Legionäre genau meinem Befehle gehorchten.

Die Stadt wurde von den Unsrigen, die hier eine Garnison ließen, bewacht und besetzt. Die englische und französische Flotte liefen in den Parana ein und zerstörten in einem dreitägigen Kampfe die Batterien, die den Lauf des Flusses beherrschten.

Der Widerstand des Feindes war heldenmüthig.

Ich setzte nun mit meinem Geschwader, das aus einer Brigg, einer Goëlette und mehreren kleinen Fahrzeugen bestand, den Weg stromaufwärts fort.

Während der ganzen Zeit, in der wir zusammen marschirt waren, hatten mir der französische Admiral und der englische Kommandeur die lebhafteste Sympathie gezeigt, besonders gab mir der Admiral Lainé Proben davon. Oft

kam Einer oder der Andere, setzte sich bei uns im Bivouak nieder und speiste mit uns das gebratene Fleisch, das unsere einzige Nahrung ausmachte.

Auzani, der mich bei dieser Expedition begleitete, genoß derselben ehrenden Sympathie; er war einer der Menschen, die man nur zu sehen braucht, um sie zu lieben und schätzen.

Während unsere Flotte den Uruguay hinaufging, stießen einige Reiter zu uns, die von dem Capitain de la Cruz geführt wurden, einem wahrhaften Heros, d. h. einem Manne vom edelsten Charakter und dem größten Muth.

Diese Reiter folgten der Flotte am Ufer des Uruguay und leisteten uns große Dienste, einmal als Rundschafter und dann dadurch, daß sie uns Lebensmittel herbeischafften. Sie besetzten viele Landschaften, wie Las Vacas, Mercedes, u. s. w.

Der Feind wurde überall, wo man auf ihn stieß, geschlagen.

Paysanda, eine Festung am Ufer des Uruguay, versuchte, uns mit ihrer Artillerie zu vernichten, that uns aber im Ganzen keinen großen Schaden. Jenseit Paysanda nahmen wir in einer Estancia, die sich der Hervidero nannte, Position und blieben daselbst mehrere Tage. Der General La Balleja versuchte hier Nachts einen Angriff mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie auf uns zu machen; unsere unbesiegblichen Legionäre warfen ihn aber mit beträchtlichem Verluste zurück.

Von dem Hervidero aus schrieb ich an die Regierung durch Vermittelung des Capitains Montaldi, der auf einer Handels-Goëlette nach Montevideo zurückkehrte; als sie bei Paysanda vorüberfuhr, wurde diese Goëlette angegriffen, von den feindlichen Böten umzingelt und nach einem hartnäckigen Widerstande, den Capitain Montaldi, der allein noch auf dem Decke zurückblieb, leistete, fortgenommen. Montaldi wurde zum Gefangenen gemacht.

Täglich fielen eine Menge Barken, die unter feindlicher Flagge fuhren, in unsere Hand; ich ließ die meisten Derer, die sie besetzt hielten, frei zu den Ihrigen zurückkehren.

Gualeguaychu, eine am rechten Ufer des Uruguay und am Gualeguay gelegne Stadt in Entre-Rios; fiel durch Ueberrumpelung in unsere Hand. Hier war es, wo ich denselben Don Leonardo Millan zum Gefangenen machte, der mich früher einmal gefangen hielt und mich hatte aufhängen lassen. Es versteht sich von selbst, daß ich ihm die Freiheit wiedergab, ohne ihm etwas Böses zu thun; seine einzige Strafe war seine Furcht, als er mich wiedererkannte.

Wir gaben Gualeguaychu auf, da es keine haltbare Position war, die Stadt mußte aber eine ansehnliche Contribution in Silber, Waffen und Kleidungsstücken zahlen.

Endlich kamen wir nach einer Menge von Kämpfen und Abenteuern mit dem Geschwader nach dem Salto genannten Orte, weil der Uruguay hier einen Wasserfall bildet und oberhalb desselben nur noch für kleine Böte schiffbar ist.

General La Balleja, der diese Gegend besetzt hielt, verließ sie bei unserer Ankunft und zwang alle Bewohner, ihm zu folgen. Das Land war übrigens für den Zweck der Expedition ganz geeignet, da es nicht fern von der Grenze lag. Ich beschloß also, mich hier festzusetzen. Meine erste Operation war deshalb, auf La Balleja zu marschiren, der am Zapevi lagerte, einem Zuflusse des Uruguay.

Ich setzte also Nachts unsere Infanterie und die wenigen von La Cruz kommandirten Reiter in Marsch. Bei Tagesanbruch waren wir nahe am Lager, das auf einer Seite durch zusammengefahrene Wagen, auf der anderen durch den Uruguay gedeckt wurde und den Zapevi hinter sich hatte.

Ich formirte meine Mannschaft in zwei kleine Kolonnen und ging, die Kavallerie auf den beiden Flügeln, zum Angriffe vor.

Nach einem Gefechte von wenigen Minuten waren wir Herren des Lagers; der Feind befand sich in voller Flucht und passirte den Zapevi. Das Resultat dieses Ereignisses war zunächst, daß alle Familien, die gewaltsam fortgeführt waren, nach Salto zurückkehrten. Wir nahmen dem Feinde beinahe hundert Gefangene ab, viele Pferde, Rinder, Munition und eine Kanone, dieselbe, die bei dem Angriff auf Hervidero gegen uns gefeuert hatte; sie war von italienischem Guß und trug auf der Bronze den Namen des Gießers, Cosimo Genni, sowie die Jahreszahl 1492.

Diese Expedition machte der Legion die größte Ehre und hatte wichtige Folgen; ungefähr dreitausend Menschen konnten wieder an ihren heimischen Herd zurückkehren. Unter Aluzani's Leitung beschäftigten sich meine Legionäre sogleich damit, auf dem Marktplatz der Stadt, der die ganze Umgegend beherrschte, eine Batterie aufzuwerfen. Ich schickte Couriere nach Brasilien, um mich mit den Flüchtigen in Verbindung zu setzen, und, Dank dieser Maßregel, ließ sich mit der Organisation einer Landarmee beginnen.

Nach kurzer Zeit war die Batterie erbaut und mit zwei Geschützen armirt, so daß sie am Abend des 5. December 1845 bereit war, den Angriffen des Generals Urquiza zu begegnen, der sich am Morgen des 6ten mit dreitausendfünfhundert Kavalleristen, achthundert Infanteristen und einer Feldbatterie sehen ließ.

Meine Dispositionen waren derartig, wie man sie macht, wenn man die materiellen Kräfte durch den moralischen Einfluß verstärken will. Ich befahl dem Geschwader, sich zurückzuziehen und nicht ein einziges Boot in unserem Bereiche zu lassen; ich vertheilte meine Leute in die Gassen, ließ diese verbarrikadiren und nur die größeren Straßen offen; ich erließ einen imposanten Tagesbefehl und erwartete den Feind, der, auf seine Stärke vertrauend, seinen Soldaten erklärt

hatte, daß die Männer, welche sie vor sich hätten, Weiberherzen besäßen.

Gegen neun Uhr Morgens griff er uns auf allen Seiten an; wir antworteten ihm aus den Gassen her durch Schützenfeuer und unsere beiden Kanonen.

Als der Augenblick gekommen war, sobald ich ihn über unsern Widerstand stutzen sah, ließ ich durch zwei Reserve-Kompagnien einen Bayonnet-Angriff machen, und er zog sich schimpflich zurück, wobei er eine gute Zahl von Todten und Verwundeten in den Häusern zurückließ, deren er sich zu bemächtigen angefangen hatte; er hatte durch seinen Angriff Nichts erreicht, als daß er uns ein paar Kinder wegführte, und dies obenein nur durch den Fehler einer Abtheilung von einem englischen Kriegsschiffe, die uns, zusammen mit einer französischen, gefolgt und von ihren Obern bis Salto beordert war.

Diese beiden Bootsmannschaften hatten uns angeboten, uns bei der Vertheidigung zu unterstützen; das englische Biquet besetzte ein Haus, das den el Corral vertheidigte, worin ungefähr sechshundert Kinder eingeschlossen waren. Der Feind entsandte ein starkes Detachement seiner Infanterie gegen diesen Punkt; die englischen Soldaten wurden von panischem Schrecken ergriffen, so daß die Einen durch die Thüren, die Andern durch die Fenster entflohen und es den Soldaten Urquiza's sehr leicht machten, uns die Thiere fortzutreiben.

Drei Tage lang erneuerte der Feind ohne irgend ein Resultat seine Angriffe. Wenn die Nacht kam, war dies wieder unser Vortheil und wir ließen ihm dann keinen Augenblick Ruhe; es fehlte uns an Fleisch, aber wir verspeisten unsere Pferde. Endlich zog er sich, von der Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen überzeugt, zurück und gestand, daß er bei diesen verschiedenen Attacken auf uns mehr Leute verloren habe, als in der Schlacht bei India-Muerte.

Als Urquiza sich zurückzog, versuchte er sich meiner Böte zu bemächtigen, um den Fluß zu passiren; Dank meiner Wachsamkeit aber schlug sein Plan fehl und er wurde genöthigt, zwölf Meilen unterhalb überzusetzen, worauf er auf der andern Seite des Uruguay, auf den Feldern von Camandia, Salto gegenüber, ein Lager bezog.

Während er hier lag, ließ ich am hellen Tage und durch unsere Böte, so wie wenige Infanteristen geschützt, einige Reiter über den Fluß gehen. Diese kleine Truppe griff die Leute an, die eine große, in den Pampas weidende Pferdeheerde bewachten, jagte etwa hundert der Thiere vor sich her, mit denen wir die verspeisten ersetzen wollten, trieb sie durch den Fluß und brachte sie mir, bevor der Feind sich von seinem Staunen erholt hatte und einen Versuch machen konnte, es zu hindern.

45.

Gefecht bei Salto Sant-Antonio.

Indessen stieß Oberst Baez, der von Brasilien kam, mit ungefähr zweihundert Reitern zu uns. General Medina sammelte auch ein Korps und wir erwarteten ihn von Tage zu Tage. Wirklich erhielt ich am 7. Februar 1846 eine Botschaft von ihm, die mich benachrichtigte, daß er sich am folgenden Tage mit hundert Reitern auf den Höhen am Zapavi zeigen würde. Er erkundigte sich nach Neuigkeiten vom Feinde und bat mich für den Fall eines Angriffs um Unterstützung. Ich ließ ihm durch seinen Boten erwiedern, daß ich am 8ten mit hinreichenden Kräften zur Hand sein werde,

um seinen Einzug in das Land über die Höhen am Zapevi zu unterstützen.

In Folge dessen brach ich gegen neun Uhr mit hundert- undfünfzig Mann der Legion und zweihundert Reitern auf und zog den Uruguay entlang.

Wir marschirten auf Las Laperas, das ungefähr drei Lieues von Salto entfernt liegt, und wurden dabei von vierhundert Feinden flankirt, die zum Korps des Generals Servando Gomez gehörten und die einzigen Truppen waren, die sich damals augenblicklich zur Beobachtung Salto's vorfanden.

Unsere Infanterie nahm unter einem Zapero Stellung. Ein Zapero ist ein Strohdach, das sich auf vier Stangen stützt und das uns keinen andern Vortheil bot, als uns vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Die Kavallerie unter Befehl des Obersten Baez und des Majors Carabello breitete sich bis an den Zapevi aus.

Auzani, der an einer Fußkrankheit litt, war zur Vertheidigung Salto's zurückgeblieben und mit ihm dreißig oder vierzig ebenfalls franke Soldaten. Außerdem dienten etwa zehn Mann als Batteriewache.

Es war ungefähr halb zwölf Uhr Vormittags, als ich aus den Ebenen am Zapevi gegen die Höhen, die ich besetzt hielt, eine ansehnliche Zahl feindlicher Kavallerie vorrücken sah; fast gleichzeitig bemerkte ich, daß jeder Reiter einen Infanteristen auf der Groupe seines Pferdes trug. In geringer Entfernung von unserer Stellung auf den Höhen öffneten sich die Glieder der Reiter und ließen ihre Infanteristen absteigen, die sich sogleich ordneten, um gegen uns vorzurücken.

Unsere Reiterei eröffnete das Feuer gegen den Feind; er griff sie an, und da er stärker war als sie, jagte er sie bald in die Flucht. In voller Verwirrung nahm sie die

Richtung auf unsern Zapero, der schon von den feindlichen Kugeln erreicht wurde.

Ich sah ein, daß ich nur mit meinen Legionären ernstlich widerstehen konnte und daß sie das Gefecht entscheiden mußten, deshalb ritt ich zu ihnen hin; als ich aber schon den vordersten Gliedern nahe und noch immer im feindlichen Feuer war, fühlte ich plötzlich, daß mein Pferd unter mir strauchelte und mich in seinem Sturze mit sich zur Erde riß.

Mein erster Gedanke war, daß meine Leute, die mich fallen gesehen hatten, glauben könnten, ich sei todt, und daß dies sie in Unordnung bringen möchte; ich hatte aber noch die Geistesgegenwart, ein Pistol aus den Holstern zu reißen und, sogleich wieder aufspringend, es in die Luft abzufeuern, damit man sehe, daß ich wohl und munter sei. Uebrigens hatte man mich kaum auf dem Boden liegend gesehen, so schnell war ich wieder auf den Beinen und bei den Meinen.

Der Feind rückte inzwischen immer weiter vor; er war zwölfhundert Reiter und dreihundert Mann Infanterie stark.

Wir zählten, nachdem uns unsere Kavallerie verlassen hatte, nur noch hundertundneunzig Mann in Allem. Ich hatte nicht Zeit, eine lange Rede zu halten, übrigens war dies auch nicht meine Manier; ich sagte deshalb nur mit erhobener Stimme:

„Die Feinde sind zahlreich, unsere Zahl ist nur klein; desto besser! denn je weniger wir sind, desto ruhmvoller wird der Kampf sein. Bleibt ruhig! gebt nicht Feuer, als bis sie uns vor der Mündung sind, und dann greift zu dem Bayonnet.“

Ich sprach diese Worte zu Leuten, die jedes Wort wie ein elektrischer Funke berührte.

Uebrigens mußte jeder andere Entschluß in diesem Augenblicke traurige Folgen haben. Ungefähr eine Meile entfernt hatten wir zu unserer Rechten den Uruguay mit

einigen Baumgruppen, ein Rückzug dahin wäre aber das Signal zu unserem gänzlichen Untergange gewesen; ich sah dies ein und dachte also nicht daran.

Als die feindliche Kolonne bis auf beinahe sechszig Schritte herangekommen war, gab sie eine Salve, die uns großen Schaden that; die Unsrigen antworteten mit einem noch viel mörderischeren Feuer, da unsere Gewehre nicht nur mit Kugeln, sondern auch mit grobem Schrot geladen waren.

Der Befehlshaber der feindlichen Infanterie fiel, tödtlich getroffen, nieder, ihre Glieder lösten sich, und nun machte ich, ein Gewehr in der Hand, an der Spitze meiner Tapfern eine entschlossene Bayonet-Attacke.

Es war Zeit, denn die Kavallerie war uns schon in den Flanken und im Rücken. Es wurde ein schreckliches Gemetzel. Ein Theil der feindlichen Infanterie suchte sein Heil in schleuniger Flucht, was mir erlaubte, gegen die Kavallerie Front zu machen.

Meine Leute schwenkten, als ob jeder Einzelne von ihnen den Befehl zur Ausführung dieses Manoeuvres erhalten hätte; Offiziere und Soldaten, alle kämpften wie die Riesen.

Jetzt kehrten auch einige Reiter, von einem braven Offizier, Namens Bega, geführt, der sich der Flucht Baez's und seiner Leute, die uns im Stich gelassen hatten, schämte, zurück, da sie lieber unser Loos theilen, als ihre schimpfliche Flucht fortsetzen wollten. Plötzlich sahen wir sie auf den Feind einbrechen und sich an unsere Seite stellen.

Ich versichere, daß Muth dazu gehörte, so zu handeln, wie sie es thaten.

Der Angriff, den sie zu unsern Gunsten machten, half uns viel in diesem kritischen Momente, denn er trennte und warf den Feind über den Haufen, der theilweise die Flüchtigen verfolgte.

Bei unserer zweiten Salve wich die Kavallerie, als sie

ihre Infanterie zerstreut und fünfundzwanzig oder dreißig der Ihrigen unter unserem Feuer fallen sah, etwas zurück und ungefähr sechshundert Mann sprangen von den Pferden, bewaffneten sich mit ihren Karabinern und umzingelten uns von allen Seiten.

Rings um uns her lag ein breiter Gürtel von todtten Pferden und Menschen, sowohl von den Unsrigen als vom Feinde.

Ich könnte nun von unzähligen Scenen heroischen Muthes erzählen. Alle kämpften wie unsere alten Helden Tasso's und Ariosto's; viele waren mit Wunden aller Art von Kugeln, Säbelhieben und Lanzenstichen bedeckt.

Ein junger Trompeter von fünfzehn Jahren, den wir „den Rothen“ nannten und der uns während des Kampfes durch sein Signalhorn belebte, wurde von einem Lanzenstiche getroffen. In einem Augenblicke hatte er seine Trompete über den Rücken geworfen, sein Messer gezogen und sich auf den Reiter geworfen, der ihn verwundet hatte; er starb erst, als er jenen niedergestoßen hatte. Nach dem Kampfe fanden wir die beiden Leichen fest an einander geklammert; der junge Mensch war mit Wunden bedeckt, der Reiter trug im Schenkel die tiefe Spur eines Bisses von den Zähnen seines Feindes.

Auch auf Seiten unserer Gegner sah man Thaten wunderbarer Verwegenheit. Einer von ihnen ergriff, als er sah, daß diese Art von Schuppen, um den wir uns scharrten, wenn auch nicht ein Wall gegen die Kugeln, so doch wenigstens ein Schutz gegen die Sonne sei, einen Feuerbrand, sprengte im vollen Galopp heran, brach mitten zwischen uns durch und schleuderte, wie ein Blitzstrahl, den Brand auf das Strohdach. Dieser fiel auf die Erde, ohne daß der Reiter seinen Zweck erreichte, nichtsdestoweniger hatte er aber doch ein kühnes Stückchen vollführt. Unsere Leute wollten auf ihn schießen, ich verbot es ihnen aber.

„Man muß die Tapferen schonen,“ rief ich ihnen zu, „denn sie sind ganz von unserer Art!“

Keiner gab Feuer.

Uebrigens war es wunderbar, wie alle diese tapferen Leute auf mich hörten. Ein Wort von mir gab den Verwundeten Kraft, den Zögernden Muth und verdoppelte den Eifer der Tapfern.

Als ich bemerkte, wie der Feind durch unser Feuer gelitten und daß ihn unser Widerstand erschöpft habe, sprach ich erst vom Rückzuge; ich sagte nicht: „Wir wollen uns jetzt zurückziehen,“ sondern:

„Bei unserem Rückzuge werden wir, wie ich hoffe, nicht einen einzigen Verwundeten auf dem Schlachtfelde lassen.“

„Nein, nein!“ riefen Alle.

Wir waren beinahe alle bleesirt.

Als ich alle meine Leute ruhig und vollständig gefaßt sah, gab ich den Befehl, kämpfend den Rückzug anzutreten.

Glücklicherweise hatte ich keine Wunde, was mir erlaubte, überall zu sein und jeden Feind, der sich uns allzükühn näherte, diese Verwegenheit bereuen zu lassen. Die wenigen Unverletzten unter uns sangen patriotische Hymnen, zu denen die Verwundeten den Chor bildeten.

Der Feind begriff das nicht.

Was uns am meisten wehe that, war der Mangel an Wasser. Einige rissen Wurzeln aus und kauten sie, Andere nahmen Bleifugeln in den Mund.

Glücklicherweise kam die Nacht und mit ihr einige Kühlung.

Ich hatte meine Leute in eine dichtgeschlossene Kolonne formirt und die Verwundeten innerhalb derselben placirt; nur zwei, die unmöglich zu transportiren waren, wurden auf dem Schlachtfelde zurückgelassen. Ich empfahl Allen, sich fest an einander zu schließen und sich in der Richtung

auf ein kleines Gehölz zurückzuziehen. Der Feind bemächtigte sich desselben, ehe wir es erreichten, aber er wurde schnell wieder daraus vertrieben.

Hierauf entsandte ich Kundschafter, die mir, als sie zurückkamen, meldeten, daß der Feind beinahe alle seine Leute hätte absetzen lassen und die Pferde weiden ließe. Ohne Zweifel bildete er sich ein, daß Hunger und Mangel an Munition uns zum Halten genöthigt hätte; den Hunger empfanden wir freilich, was die Munition aber anbetraf, so hatten wir deren bei den todtten Feinden so viel gefunden, als wir nur wünschen konnten.

Nun blieb uns aber noch das Schlimmste zu vollbringen übrig.

Der Feind lagerte zwischen uns und Salto; nach einer Stunde der Ruhe, woraus unsere Gegner schlossen, daß wir die ganze Nacht da bleiben würden, wo wir waren, befahl ich meinen Leuten, die Kolonne wieder zu formiren, und dann stürzten wir uns im Lauffschritt mit gefälltem Bayonnet wie ein Strom auf sie.

Die Trompeter bliesen zum Satteln; ehe aber jeder Mann seinen Sattel, Zügel und Pferd gefunden hatte, waren wir schon durchgebrochen.

Von Neuem wandten wir uns gegen eine Art von Gehölz; als wir einmal in dem Gehölze waren, gab ich Allen den Befehl, sich auf die Erde niederzuwerfen. Der Feind näherte sich uns jetzt, ohne uns zu bemerken, und blies zum Angriff.

Ich ließ ihn bis auf fünfzig Schritte an das Holz herankommen und rief dann „Feuer!“ wobei ich das Beispiel gab und mein Gewehr zuerst abschob.

Fünfundzwanzig oder dreißig Leute und ebenso viel Pferde fielen; der Feind machte Kehrt und zog sich in sein Lager zurück. Ich redete darauf meine Leute folgendermaßen an:

„Vorwärts, Kinder! ich denke, jetzt ist der Augenblick gekommen, unsern Durst zu löschen!

So gewannen wir, uns immer am Rande unseres kleinen Gehölzes haltend, unsere Verwundete tragend und die erbittertsten unserer Gegner abhaltend, das Ufer des Flusses. Als wir in das Dorf kamen, wurden wir tief bewegt: Muzani war hier und weinte vor Freude. Mich umarmte er zuerst, und dann wollte er alle Andern umarmen.

Auch er hatte seinen Kampf zu bestehen gehabt; mit seinen wenigen Leuten war er vom Feinde angegriffen worden, der ihn vor dem Gefecht aufgefordert hatte, sich zu ergeben, da wir alle todt oder gefangen seien. Aber Muzani hatte geantwortet:

„Die Italiener ergeben sich nicht; macht Euch, so viel Ihr auch seid, davon, oder ich werde Euch mit meinen Schwadronen niederreiten. So lange ich noch einen Mann neben mir habe, werden wir zusammen kämpfen, und wenn ich allein bin, werde ich die Pulverkammer anstecken und mich und Euch in die Luft sprengen.“

Der Feind fragte nicht länger und zog sich zurück. Meine Leute, die in Salto Alles in Ueberfluß fanden, sagten zu mir:

„Du hast uns einmal gerettet, Muzani aber zum zweiten Male.“

Am anderen Tage schrieb ich folgenden Brief an die italienische Legion zu Montevideo:

„Brüder!

Vorgestern haben wir auf den Feldern von San Antonio, anderthalb Lieues von der Stadt, den schrecklichsten und glorreichsten unserer Kämpfe bestanden. Die vier Compagnien unserer Legion und etwa zwanzig Reiter, die sich unter unsern Schutz begeben hatten, haben sich nicht allein gegen zwölfhundert Leute

des Servando Gomez vertheidigt, sondern die ganze feindliche Infanterie, die sie dreihundert Mann stark angriff, vernichtet. Das Feuer begann am Mittag und endigte um Mitternacht.

Weder die Zahl der Feinde, noch seine wiederholten Angriffe, noch seine Reitermassen, noch die Attacken seiner Infanterie vermochten etwas über uns; obgleich wir keinen andern Schutz hatten, als einen von vier Pfeilern gehaltenen Schuppen, haben die Legionäre die Angriffe erbitterter Feinde abgewiesen; an diesem Tage wurden alle Offiziere gewöhnliche Soldaten. Muzani, der in Salto geblieben war und den der Feind aufforderte, sich zu ergeben, antwortete mit der Lunte in der Hand und dem Fuß auf der Pulverkammer der Batterie, obgleich man ihn versicherte, daß wir alle todt oder gefangen wären.

Wir haben dreißig Todte und fünfzig Verwundete gehabt; alle Offiziere sind verwundet, Scarone, Saccarello, le Major und Traversi nur leicht. Ich würde meinen Namen eines italienischen Legionärs nicht für eine Welt voll Gold hingeben.

Um Mitternacht traten wir den Rückzug auf Salto an; nicht etwa hundert blieben ganz unverletzt. Die nur leicht Verwundeten marschirten an der Tête und hielten den Feind ab, wenn er sich zu sehr näherte.

O, diese Affaire verdient, in Bronze gegraben zu werden.

Adieu, ich werde Euch das nächste Mal mehr schreiben.

Guer

Giuseppe Garibaldi.

P. S. Die verwundeten Offiziere sind: Casana, Marochetti, Beruli, Remorini, Saccarello der Jüngere, Sacchi, Grafigna und Rodi."

Dies war unser letztes größeres Gefecht in Montevideo. —

46.

Ich schreibe an den Papst.

Um diese Zeit gerade hörte ich zu Montevideo von der Erhebung Pius' IX. zur päpstlichen Würde.

Man kennt den Beginn dieser Regierung. Auch ich glaubte, wie oftmals schon, an eine Aera der Freiheit für Italien.

Um den Papst in seinen großherzigen Entschlüssen zu unterstützen, entschloß ich mich sogleich, ihm meinen und meiner Waffengefährten Arm anzubieten.

Diejenigen, welche an eine systematische Opposition meinerseits gegen das Papstthum glauben, werden sich aus dem folgenden Briefe überzeugen, daß davon nicht die Rede ist; der Sache der Freiheit im Allgemeinen habe ich mich nur ergeben, auf welchem Ende der Welt sie sich auch eine Bahn brechen möge. Man wird aber auch begreifen, daß ich meinem Vaterlande den Vorzug gebe und daß ich damals bereit war, unter Dem zu dienen, der berufen schien, der politische Messias Italiens zu werden.

Muzani und ich glaubten, daß diese erhabene Rolle für Pius IX. bestimmt sei, und wir schrieben deshalb an den päpstlichen Nuntius den folgenden Brief, in dem wir ihn

baten, Seiner Heiligkeit unsere und unserer Legionäre Wünsche vorzulegen.

„Sehr hoher und ehrwürdiger Herr!

Von dem Augenblicke an, als wir die erste Nachricht von der Erhebung des großmächtigen Papstes Pius IX. und der Amnestie, die er den armen Proscribirten bewilligt hat, erhielten, haben wir mit täglich wachsender Aufmerksamkeit und Interesse die Spuren verfolgt, die das erhabene Oberhaupt der Kirche auf dem Wege des Ruhmes und der Freiheit zurückläßt. Die Lobeserhebungen, deren Echo bis zu uns auf der andern Seite des Meeres gedrungen ist, das freudige Zittern, mit dem Italien die Zusammenberufung der Deputirten vernahm und billigt, die der Presse erwiesenen weisen Begünstigungen, die Errichtung der Bürgergarde, die Hebung des öffentlichen Unterrichts und der Industrie, alle die Sorgfalt für Verbesserung der Lage der armen Klassen und Bildung einer neuen Administration, Alles dies hat uns überzeugt, daß aus dem Schooße unseres Vaterlandes der Mann hervorgegangen ist, der die Bedürfnisse seines Jahrhunderts versteht und sich nach den Vorschriften unserer heiligen Religion, die immer neu und unsterblich bleiben, ohne ihrer Autorität etwas zu vergeben, den Forderungen der Zeit zu fügen weiß. Obgleich alle diese Fortschritte ohne Einfluß auf uns selbst bleiben, haben wir sie doch aus der Ferne verfolgt und mit unserem Jubel und Wünschen das allgemeine Concert Italiens und der ganzen Christenheit begleitet. Da wir aber vor einigen Tagen von dem kirchenschänderischen Verbrechen gehört haben, daß eine Partei, unterhalten und getragen vom Auslande, das nach so langer Zeit noch nicht müde geworden ist, unser armes Vaterland

zu zerreißen, sich vorgenommen hat, die heute existirende Ordnung der Dinge umzustürzen, so glauben wir, daß die Bewunderung und der Enthusiasmus für den erhabenen Papst ein zu schwacher Tribut und daß uns eine höhere Pflicht auferlegt sei.

Wir, erhabener und ehrwürdiger Herr, die wir Ihnen dies schreiben, sind dieselben, die, immer von demselben Geiste, der uns in das Exil getrieben, befeelt, in Montevideo die Waffen für eine Sache ergriffen haben, die uns gerecht erschien; dieselben, die einige hundert Männer, unsere Landsleute, die mit der Hoffnung, hier weniger qualvolle Tage, als in unserm Vaterlande zu erleben, hergekommen waren, zusammengebracht haben.

Es sind jetzt fünf Jahre her, daß, während der Belagerung, die diese Mauern umschließt, ein Jeder von uns mehr oder weniger Beweise von Resignation und Muth hat geben müssen; Dank der Vorsehung und dem alten Geiste, der noch unser italienisches Blut entflammt, hat unsere Legion Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen, und sobald sich diese Gelegenheit bot, hat sie dieselbe so wohl sich nicht entgehen lassen, daß — wir glauben, man darf es ohne Eitelkeit sagen — sie auf dem Wege der Ehre alle andern Korps übertroffen hat, die ihre Nebenbuhler und Nachfolger waren.

Wenn also heute die Arme, welche die Waffen einigermaßen zu führen wissen, von Seiner Heiligkeit angenommen werden sollten, so ist es wohl überflüssig, zu versichern, daß wir lieber wie je sie dem Dienste Dessen widmen würden, der so viel für das Vaterland und die Kirche thut.

Wir werden uns daher glücklich schätzen, wenn wir dem schöpferischen Werke Pius' IX. zu Hülfe kommen

dürften, wir und unsere Waffengefährten, in deren Namen wir Ihnen gegenüber das Wort führen, und wir glauben dieses Wort mit unserem Blute nicht zu theuer zu bezahlen.

Mögen Sie, erhabener und ehrwürdiger Herr, unser Anerbieten, wenn Sie glauben, daß es Seiner Heiligkeit angenehm sein könne, Derselben zu Füßen legen.

Nicht die knabenhafte Einbildung, daß unsere Arme nothwendig seien, läßt uns dieses Anerbieten machen; wir wissen zu gut, daß der Thron des heiligen Petrus auf Grundlagen ruht, die menschliche Anstrengungen weder erschüttern, noch befestigen können, und daß die neue Ordnung der Dinge übrigens auch zahlreiche Vertheidiger zählt, welche die ungerechten Angriffe der Feinde kraftvoll abzuweisen wissen werden; da das große Werk aber unter alle Guten vertheilt und die schwere Arbeit allen Starken gegeben werden soll, so erzeigen Sie uns die Ehre, uns zu diesen zu rechnen.

Indessen danken wir der Vorsehung, daß sie Seine Heiligkeit vor den Machinationen dei Tristi bewahrt hat, und beten innig, daß sie Ihr zahlreiche Jahre zum Glück der Christenheit und Italiens verleihen möge.

Es bleibt uns nur noch übrig, Sie, erhabener und ehrwürdiger Herr, zu bitten, daß Sie uns die Unbequemlichkeit verzeihen, die wir Ihnen verursachen, und daß Sie gnädigst die Gefühle unserer vollkommenen Hochachtung und Ehrfurcht und des tiefsten Respekts aufnehmen, mit denen wir sind, erhabener und ehrwürdiger Herr,

Ihre ergebensten Diener

G. Garibaldi. F. Muzani.

Montevideo, den 12. Oktober 1847."

Wir warteten vergebens, weder der Nuntius noch Seine Heiligkeit ließ uns eine Antwort zukommen.

Nun entschlossen wir uns, mit einem Theile unserer Legion nach Italien zu gehen. Meine Absicht war, die Revolution dort zu unterstützen, wo sie bereits in Waffen war, und sie zu erwecken, wo sie noch schlief, z. B. in den Abruzzen.

Nur hatte noch keiner von uns einen Heller, um die Ueberfahrt zu bezahlen.

47.

Ich kehre nach Europa zurück. Muzani's Tod.

Ich nahm zu einem Mittel, das bei edelmüthigen Herzen immer zum Ziele führt, meine Zuflucht; ich eröffnete nämlich unter meinen Landsleuten eine Subscription.

Die Sache begann schon in den Gang zu kommen, als einige schlechte Individuen eine Mißstimmung der Legionäre gegen mich zu erzeugen suchten, indem sie diejenigen, welche mir folgen wollten, einschüchterten; man redete diesen armen Leuten vor, daß ich sie in den gewissen Tod führen wolle, daß die Unternehmung, von der ich träumte, unausführbar sei und daß sie ein gleiches Schicksal wie die Gebrüder Bandiera erwarte. In Folge dessen zogen sich die Furchtsamsten zurück und es blieben nur noch fünfundachtzig Mann bei mir; von diesen verließen uns noch neunundzwanzig, als wir uns einschifften.

Glücklicherweise waren die, welche bei mir blieben, die tapfersten und hatten fast alle unsern Kampf bei San-Antonio mitgemacht; außerdem hatte ich noch einige Montevideeer bei

mir, die auf meinen Stern Vertrauen setzten, darunter auch meinen armen Neger Aguyar, der bei der Belagerung von Rom getödtet wurde.

Ich sagte bereits, daß ich unter den Italienern eine Subscription auf unser Reisegeld eröffnet hatte; das Meiste hatte dabei Etienne Antonini, ein zu Montevideo etablirter Genuese, unterzeichnet. Auch die Regierung bot uns an, uns nach Kräften zu helfen; da ich aber wußte, wie arm sie war, wollte ich von ihr nicht mehr annehmen, als zwei Kanonen und achthundert Gewehre, die ich auf unsere Brigg bringen ließ.

Im Augenblick der Abfahrt erging es uns mit de Nervi, dem Befehlshaber des Biponte Carolo, ganz ebenso wie den Franzosen bei Balduins Kreuzzuge mit den Venetianern; letztere hatten nämlich versprochen, sie in das gelobte Land zu schaffen; seine Forderung war derartig, daß wir Alles bis auf unsere Hemden verkaufen mußten, um ihn zu befriedigen, und zwar so, daß während der Ueberfahrt mehrere in den Betten liegen bleiben mußten, weil sie keine Kleider zum Anziehen hatten.

Wir waren schon dreihundert Lieues von der Küste entfernt und beinahe auf der Höhe der Mündungen des Orinoco — ich amüsirte mich gerade mit Orrizoni dabei, vom Bugspriet aus Meerschweinchen zu angeln — als plötzlich der Ruf: „Feuer!“ erschallte.

Vom Bugspriet auf das Gallion springen, vom Gallion auf das Verdeck und dann durch die Luke hinabstürzen, war für mich das Werk einer Sekunde. Der Mann, welcher die Lebensmittel vertheilte, hatte dabei die Unflugheit begangen, mit einem Lichte in der Hand Branntwein aus einem Fäßchen zu zapfen; der Branntwein hatte Feuer gefangen, Der, welcher ihn abzapfte, hatte den Kopf verloren und, anstatt den Hahn zu schließen, den Branntwein ruhig herausströmen lassen; die Lebensmittelfammer, die von der Pulverkammer

nur durch ein kaum zoll dickes Brett getrennt wurde, war ein wahrere Feuersee. Hier sah ich recht, wie die tapfersten Menschen auch der Furcht zugänglich sind, wenn die Gefahr sie unter einem andern Aussehen, als dem, woran sie gewöhnt sind, überrascht.

Alle diese Menschen, die Helden und Halbgötter auf dem Schlachtfelde waren, bückten sich, liefen davon, verloren den Kopf, zitterten und erbleichten wie die Kinder.

Nach zehn Minuten hatte ich mit Muzani zusammen, der beim ersten Feuerrufe sein Bett verlassen hatte, das Feuer gelöscht.

Der arme Muzani mußte das Bett hüten, nicht nur, weil es ihm an allen Kleidungsstücken fehlte, sondern weil er von seiner Krankheit, an der er bei seiner Ankunft in Genua sterben sollte, der Lungenentzündung nämlich, schon heftig ergriffen war.

Dieser bewunderungswürdige Mann, an dem auch sein tödtlichster Feind, wenn er überhaupt einen Feind hätte haben können, nicht einen einzigen Fehler gefunden haben würde, wollte, nachdem er sein ganzes Leben der Sache der Freiheit gewidmet hatte, daß seine letzten Augenblicke noch seinen Waffengefährten nützlich würden; täglich mußte ich ihn unterstützen, auf das Deck zu steigen, und als er dies nicht mehr vermochte, ließ er sich dahin tragen; hier erteilte er, auf einer Matratze liegend und sich auf mich stützend, den Legionären, die sich auf dem Hinterdeck um ihn versammelt hatten, Lehren für das Kriegsleben.

Unser armer Muzani war ein wahres Lehrbuch der Wissenschaften; es würde mir ebenso schwer werden, die Dinge aufzuzählen, über die er Auskunft geben konnte, als ein einziges herauszufinden, wovon er nichts wußte.

In Balo, ungefähr fünf Meilen von Alicante, gingen wir an Land, um eine Ziege und Orangen für Muzani zu kaufen. Hier hörten wir durch den sardinischen Vice-Consul

von einem Theile der Ereignisse, die sich in Italien zugetragen hatten. Wir erfuhren hier, daß die piemontesische Constitution proklamirt war und daß die fünf glorreichen Tage von Mailand stattgefunden hatten, alles Dinge, von denen wir bei unserer Abreise von Montevideo, d. h. am 27. März 1848, noch nichts wissen konnten.

Der Vice-Consul sagte uns auch, daß er italienische Schiffe mit der dreifarbigigen Flagge habe vorüberpassiren sehen; mehr bedurfte es nicht für mich, um die Flagge der Unabhängigkeit aufzuhissen. Ich war bis dahin unter der Flagge von Montevideo gesegelt und nun hißte ich sofort am Top des großen Mastes die sardinische Flagge, die wir durch ein halbes Betttuch, einen rothen Rock und den Rest der grünen Aufschläge unserer Uniform improvisirten.

Man wird sich erinnern, daß unsere Uniform eine rothe Blouse mit grünen, weiß passpoilirten Aufschlägen war.

Am 24. Juni, dem St. Johannistage, bekamen wir Nizza in Sicht. Die Meisten waren der Meinung, daß wir nicht ohne besondere Vorsichtsmaßregeln landen sollten; ich lief größere Gefahr, als jeder Andere, weil ich noch immer zum Tode verurtheilt war.

Ich zögerte indessen nicht oder vielmehr ich hätte nicht gezögert, denn mein Name verbreitete sich, nachdem mich Leute, die in einem Boote herangekommen waren, erkannt hatten, sogleich, und kaum war dies geschehen, so lief ganz Nizza an den Hafen und unter lautem Jubel mußten wir die Festlichkeiten annehmen, die uns von allen Seiten angeboten wurden.

Sobald es bekannt wurde, daß ich in Nizza sei und daß ich über den Ocean gesegelt war, um der italienischen Freiheit zu Hülfe zu kommen, liefen mir von allen Seiten Freiwillige zu.

Für den Augenblick hatte ich aber, wie ich glaubte, bessere Aussichten.

Wie ich an den Papst Pius IX. geglaubt hatte, so glaubte ich auch an den König Karl Albert; anstatt mich zu Medici zu begeben, den ich, wie bereits gesagt, nach Via-Reggio geschickt hatte, um daselbst den Aufstand zu organisiren, glaubte ich, da ich den Aufstand bereits organisirt und den König von Piemont an seiner Spitze fand, daß ich am Besten thäte, diesem meine Dienste anzubieten.

Ich sagte meinem armen Muzani Lebewohl, ein um so schmerzlicheres Lebewohl, als wir wußten, daß wir uns nicht mehr wiedersehen würden, und schiffte mich wieder nach Genua ein, von wo ich mich nach dem Hauptquartier des Königs Karl Albert begab.

Der Erfolg bewies mir, daß ich nicht recht gehandelt hatte. Der König und ich schieden sehr unzufrieden mit einander und ich kehrte nach Turin zurück, wo ich den Tod Muzani's erfuhr.

Ich verlor die Hälfte meines Herzens, den bessern Theil meines Genies in ihm, Italien verlor eines seiner besten Kinder.

O Italien, Italien! unglückliche Mutter! Welch' ein Trauertag war es für Dich, an dem dieser Bravste aller Braven, dieser Redlichste aller Redlichen dem Lichte Deiner schönen Sonne die Augen für immer schloß.

Ich sage Dir, Italien, am Todestage eines Mannes, wie Muzani, sollte die Nation, die ihn erzeugt hat, aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens einen Schmerzensschrei ausstoßen, und wenn sie nicht weint, nicht klagt wie Rachel in Rama, so ist diese Nation weder der Sympathie noch des Mitleids werth, da sie selbst für ihre glorreichsten Märtyrer nicht Sympathie und Mitleid fühlt.

O, Märtyrer, hundertfacher Märtyrer war unser vielgeliebter Muzani, und die größte Tortur, die dieser Tapfere leiden mußte, war, daß er sein Geburtsland als ein armer Sterbender wieder sah und nicht enden konnte, wie er gelebt

hatte, kämpfend für das Vaterland und dessen Ehre und Wiedergeburt.

Ach, Muzani, wenn ein Genie, wie das Deinige, den Kämpfen in der Lombardei vorgestanden hätte, der Schlacht von Novara, der Belagerung Roms, so würde der Fremde nicht mehr unser Geburtsland beflecken und nicht die Gebeine unserer Helden frech zertreten.

Man weiß, daß die italienische Legion vor Muzani's Ankunft wenig gethan hatte; sobald er gekommen war und sie übernommen hatte, durchlief sie eine Bahn voll Ruhm, der die berühmtesten Nationen eifersüchtig machen kann.

Unter allen Militairs, Soldaten und Kämpfern, unter Allen, die die Flinte oder den Degen trugen, die ich gekannt habe, weiß ich nicht Einen, der sich Muzani in seinen Naturgaben, in seinem Muth und seiner wissenschaftlichen Kenntniß gleichstellen ließ. Er hatte die brennende Tapferkeit Masina's, die Kaltblütigkeit Davesto's, die Heiterkeit, Tapferkeit und das kriegerische Temperament Manara's *).

Die militairischen Kenntnisse und seine wissenschaftliche Bildung wurden also von Niemandem erreicht. Mit einem Gedächtniß ohne Gleichen begabt, sprach er mit unerhörter Sicherheit von vergangenen Dingen, mochten dieselben sich auch bis in das graue Alterthum erstrecken.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte sich sein Charakter merklich verändert; er war hart, zornig und intolerant geworden, und, armer Muzani! es war wohl Grund dazu dagewesen. Fast beständig von Schmerzen gequält, eine Folge seiner zahlreichen Wunden und des stürmischen Lebens, das er so viele Jahre hindurch bestanden hatte, führte er eine

*) Der Leser kennt noch nicht diese drei anderen Märtyrer der italienischen Freiheit, aber bald wird er mit ihnen Bekanntschaft schließen. Garibaldi, der seine Memoiren nicht für den Druck schrieb, spricht gewissermaßen zu sich selbst und nicht zu anderen Lesern.

unerträgliche, qualvolle Existenz. Ich überlasse es einer geschickteren Hand, als die meinige ist, das militairische Leben Muzani's zu schildern, das wohl werth ist, den Fleiß eines bedeutenden Schriftstellers zu beschäftigen. In Italien, Griechenland, Portugal, Spanien und Amerika kann man, wenn man den Spuren folgt, die Dokumente eines Heldenlebens auffinden.

Das Journal der italienischen Legion von Montevideo, das Muzani führte, ist nur eine Episode aus seinem Leben. Er war der Älteste dieser Legion, die durch ihn errichtet, geführt und verwaltet wurde und mit der er ganz Eins geworden war.

O Italien! Wenn der Allmächtige die Grenze Deines Unglücks bestimmt hat, wird er Dir Muzani's geben, um Deine Söhne zur Vernichtung Derer zu führen, die Dich verachten und tyrannisiren!

48.

Noch etwas von Montevideo.

Jetzt müssen wir, ehe wir die Erzählung von der 1848 durch Garibaldi geführten Campagne in der Lombardei beginnen, über Montevideo noch Alles das sagen, was er in seiner Bescheidenheit nicht sagen konnte oder wollte.

*

*

*

Wir haben über den Kampf vom 24. April 1844 berichtet, von dem gefährlichen Uebergang über die Bonada

gesprachen und erzählt, wie sich die italienischen Legionäre dabei benahmen.

Der Offizier, der dem General Paz hierüber Bericht erstattete, begnügte sich in Bezug auf die Legionäre zu sagen:

„Sie haben sich wie Tiger geschlagen.“

„Das wundert mich nicht,“ erwiderte General Paz, „denn sie werden ja von einem Löwen angeführt.“

*

*

*

Nach der Schlacht bei Sant-Antonio schrieb der Admiral Raine, der die Station des la Plata befehligte und über diese merkwürdige Waffenthat staunte, folgenden Brief, dessen Original sich in Händen B. G. Cuneos, eines Freundes von Garibaldi, befindet, an den letzteren. Admiral Raine war auf der Fregatte „Die Afrikanerin“.

„Mein lieber General!

Ich wünsche Ihnen Glück, durch Ihre Intelligenz und unerschrockene Führung so bedeutend zu einer Waffenthat beigetragen zu haben, auf welche die Soldaten der großen Armee, die eine Zeit lang ganz Europa beherrschte, stolz gewesen wären.

Glücklicher Weise gratulire ich Ihnen zu der Einfachheit und Bescheidenheit, welche die Lektüre des Berichtes, in dem Sie die kleinsten Details dieser Waffenthat, wovon man Ihnen ohne Bedenken die ganze Ehre beimessen kann, geben, noch kostbarer machen.

Uebrigens hat Ihnen diese Bescheidenheit die Sympathien von Personen gewonnen, die gebührend zu schätzen wissen, was Sie seit sechs Monaten gethan haben, Personen, unter die man vorzüglich unseren

bevollmächtigten Minister, den ehrenwerthen Baron Delfaudis, rechnen kann, der Ihren Charakter hoch ehrt und an dem Sie einen warmen Vertheidiger haben, besonders, wenn es sich darum handelt, nach Paris zu berichten, um daselbst den ungünstigen Eindruck zu zerstören, den gewisse Journal-Artikel, welche von Personen, die selten die Wahrheit zu sagen pflegen, wenn sie auch eigen Erlebtes erzählen, redigirt werden, hervorrufen können.

Empfangen Sie, General, die Versicherung meiner Hochachtung.

Lainé."

Das Bulletin, dessen Einfachheit Admiral Lainé bewundert, ist Garibaldi's Brief aus Salto, vom 10. Februar 1846, an die italienische Legion in Montevideo; wir haben ihn schon früher mitgetheilt.

Der Admiral Lainé begnügte sich nicht damit, an Garibaldi geschrieben zu haben, sondern wollte ihn auch in Person sein Kompliment machen. Er ließ sich in Montevideo an's Land setzen und begab sich in die Straße Portone, wo Garibaldi wohnte. Diese Wohnung, die ebenso ärmlich war wie die des letzten Legionärs, hatte nichts in sich und stand Tag und Nacht aller Welt, besonders dem Winde und Regen, offen, wie mir Garibaldi selbst sagte, als er mir diese Anekdote erzählte.

Es war also Nacht; der Admiral öffnete die Thür und stieß sich, da kein Licht im Hause war, an einen Stuhl.

„Hollah!" rief er. „Muß man sich denn durchaus den Hals brechen, wenn man Garibaldi sehen will?"

„He, Frau!" rief Garibaldi seinerseits, denn er hatte die Stimme des Admirals nicht erkannt. „Hörst Du nicht, daß Jemand im Vorzimmer ist? Mache Licht an!"

„Und wie soll ich denn Licht anmachen?“ fragte Anita.
 „Weißt Du nicht, daß wir nicht zwei Sous im Hause haben, um ein Licht kaufen zu können?“

„Das ist wahr,“ meinte Garibaldi mit philosophischer Ruhe.

Er stand auf und öffnete die Zimmerthür.

„Hierher! hierher!“ rief er, damit bei allem Mangel an Licht seine Stimme den Besucher richtig leite.

Admiral Lainé trat ein; es war finster, daß er seinen Namen nennen mußte, damit Garibaldi nur wisse, mit wem er es zu thun habe.

„Admiral,“ sagte er dann, „Sie müssen mich entschuldigen, denn als ich mit der Republik Montevideo meinen Vertrag schloß, habe ich vergessen unter den Rationen, die sie uns liefert, eine Lichtration zu specificiren. Da nun, wie Anita es Ihnen schon gesagt hat, das Haus nicht zwei Sous besitzt, um ein Licht zu kaufen, muß es schon finster bleiben; glücklicher Weise setze ich voraus, daß Sie zu mir kommen, um mit mir zu plaudern, und nicht, um mich zu sehen.“

In der That plauderte der Admiral nun mit Garibaldi, sah ihn aber nicht.

Als er fortging, begab er sich zu dem General Pacheco y Obes, dem Kriegsminister, und erzählte, was ihm eben passirt war.

Der Kriegsminister, der das Dekret, das man bald lesen wird, erließ, nahm sofort hundert Patagons (fünfhundert Francs) und schickte sie Garibaldi.

Dieser wollte seinen Freund Pacheco nicht dadurch verletzen, daß er das Geld zurückwies; am andern Morgen mit Tagesanbruch nahm er aber die hundert Patagons und vertheilte sie an die Wittwen und Kinder der bei Salto San Antonio getödteten Soldaten, für sich selbst behielt er nur so viel, um sich ein Pfund Lichte zu kaufen, die er seiner

Frau für den Fall zu sparen anempfahl, daß Admiral Lainé ihn zum zweiten Mal besuchen würde.

Hier folgt das Dekret, das Pacheco y Obes erließ, als Lainé einen Aufruf an seine Freigebigkeit gethan hatte.

„General = Ordre.

Um unseren heldenmüthigen Waffengefährten, die sich auf den Feldern von San-Antonio unsterblich gemacht haben, einen hohen Beweis der Achtung zu geben, die ihnen die Armee, welche sie wie sich selbst in diesem denkwürdigen Kampfe berühmt gemacht haben, bestimmt der Kriegsminister:

1. Am fünfzehnten dieses Monats, dem durch die vorgesetzte Behörde dazu bestimmten Tage, der italienischen Legion eine Copie des folgenden Decrets zu geben, wird eine große Parade der Garnison stattfinden und diese sich in der Marktstraße aufstellen, mit dem rechten Flügel an den kleinen gleichnamigen Platz gelehnt und so geordnet, wie der Stabsmajor es bezeichnen wird.

2. Die italienische Legion stellt sich auf dem Constitutionsplatz mit dem Rücken gegen die Kathedrale auf und empfängt hier genannte Copie, die ihr durch eine Deputation, bestehend aus dem Oberst Francesco, Tages als Präsident, einem Bataillonschef, einem Offizier, Sergeanten und Soldaten jeden Korps, übergeben werden soll.

3. Sobald die Deputationen zu ihren respektiven Korps zurückgekehrt sind, werden sie mit diesen nach dem genannten Platze rücken und in Parade-Kolonnen vor der italienischen Legion defiliren, dabei werden die Bataillonschefs mit dem Rufe: „Es lebe das Vaterland, es leben der General Garibaldi und seine tapferen Waffengefährten!“ salutiren.

4. Die Regimenter stehen um zehn Uhr Morgens bereit.

5. Autorisirte Abschrift von diesem Tagesbefehle soll der italienischen Legion und dem General Garibaldi zugestellt werden.

Bacheco y Obes."

Das Dekret lautete:

1. Folgende Worte sollen mit goldenen Buchstaben auf die Fahne der italienischen Legion gesetzt werden:

„Aktion vom 8. Februar 1846 der italienischen Legion unter Befehl Garibaldi's."

2. Bei allen Paraden soll die italienische Legion den Vorrang haben.

3. Die Namen der in diesem Gefechte Gefallenen sollen auf eine Tafel geschrieben und diese im Saale des Gouvernementshauses aufgestellt werden.

4. Alle Legionäre sollen als Auszeichnung auf dem linken Armel ein kleines Schild tragen, worauf ein Kranz folgende Inschrift umschließt:

„Invincibili combatterono, 8. Febraio 1846."

Außerdem wollte auch Garibaldi den Legionären, die, an seiner Seite kämpfend, am 8. Februar gefallen waren, einen hohen Beweis seiner Freundschaft und Erkenntlichkeit geben und ließ auf dem Schlachtfelde ein großes Kreuz errichten, das auf der einen Seite die Inschrift trug:

Den XXXIV Italienern, gefallen am 8. Februar
MDCCCXLVI,

und auf der anderen Seite:

CLXXXIV Italiener auf dem Felde von
San-Antonio.

So arm wie Garibaldi war, fand er dennoch eines Tages einen Legionär, der noch ärmer war. Der arme Teufel besaß kein Hemde.

Garibaldi führte ihn in einen Winkel, zog sein Hemde aus und gab es ihm.

Als er nach Hause kam, verlangte er von Anita ein anderes; aber Anita schüttelte den Kopf und meinte:

„Du weißt wohl, daß Du nur eins hattest; wenn Du es fortgegeben hast, so ist das desto schlimmer für Dich.“

Und so blieb Garibaldi ohne Hemde, bis Muzani ihm ein anderes schenkte.

Garibaldi war aber unverbesserlich.

Eines Tages hatte er ein feindliches Schiff genommen und theilte die Beute mit seinen Gefährten. Als die Theilung geschehen war, rief er seine Leute nach einander zu sich heran und fragte sie nach ihren Familienverhältnissen. Den Bedürftigsten gab er einen Theil von seiner Beute mit den Worten:

„Nimm dies hier, es ist für Deine Kinder.“

Außerdem fand sich auch eine große Summe Geldes an Bord vor, aber Garibaldi schickte sie an den Schatz von Montevideo und wollte auch nicht einen Centimen davon annehmen.

Bald darauf war sein Prisenantheil so gut vertheilt, daß er nur noch drei Sous im Hause hatte. Diese drei Sous gaben Stoff zu einer Anekdote, die er mir selbst erzählt hat.

Eines Tages hörte er seine kleine Tochter Teresita sehr schreien; er betete das Kind an und lief schnell hinzu, um zu sehen, um was es sich handle.

Das Kind war oben von der Treppe heruntergefallen und hatte das Gesicht voll Blut. Als er gar nicht wußte, wie er es trösten solle, fielen ihm die drei Sous ein, die das ganze Vermögen des Hauses ausmachten und die für

besondere Fälle aufbewahrt wurden. Er nahm sie also und ging, um dem Kinde zum Trost irgend ein Stück Spielzeug zu kaufen.

An der Thür begegnete ihm ein Bote des Präsidenten Joaquin Souarez, der ihn im Namen seines Herrn ersuchte, eine wichtige Mittheilung entgegenzunehmen. Er begab sich sogleich zu dem Präsidenten, vergaß den Grund, dessenhalben er hatte ausgehen wollen, und behielt die drei Sous mechanisch in der Hand.

Die Konferenz dauerte zwei Stunden, denn es handelte sich wirklich um Dinge von Wichtigkeit. Nach Verlauf dieser zwei Stunden kam Garibaldi wieder nach Hause; das Kind hatte sich beruhigt, aber Anita war sehr aufgeregt.

„Man hat unsere Börse gestohlen!“ rief sie ihm zu sobald sie ihn erblickte.

Die drei Sous fielen ihm nun wieder ein, die er noch immer in der Hand hielt. Er selbst war also der Dieb.



Garibaldi, Giuseppe,

Memoiren Joseph Garibaldi's

Bd.: 1

Berlin ca. 1870

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Mem.o.41(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11751209-0